

## Vorwort

Jenseits von PISA – wo ist das?

Die Tagung des Landesmusikrates Nordrhein-Westfalen zur musikalischen Bildung, die dieser anlässlich seines 25-jährigen Bestehens im September 2003 in Düsseldorf durchführte, trug den zweiteiligen Titel „Jenseits von PISA? Lernen mit Sinn(en) und Verstand“.

Noch sind wir wohl diesseits von PISA – die tendenziell für unser Land negativen Befunde aller bisher publizierten Teilstudien haben überwiegend die Klageweiber (bzw. -männer) auf die Bühne gerufen. Schlimm daran ist, dass aufgrund pauschalierender Schlagzeilen von Autoren, denen offenbar auch das in PISA geprüfte Leseverständnis abgeht, Schlüsse gezogen wurden, die die Studie überhaupt nicht nahelegt.

Für Bereiche wie den der Musik – also die sogenannten „weichen“ Fächer – hatte und hat dies zur Folge, dass angesichts des Geschreis nach mehr Unterricht in Deutsch und Mathematik die verantwortlichen Politiker(innen) verantwortungslos glaubten, die Stundentafeln noch mehr zu Lasten der musischen und affiner Fächer verändern zu müssen.

Hier kommt der zweite Teil des Tagungsmottos ins Spiel:

Unsere Kinder sollen nicht isolierte fachspezifische und jederzeit abprüfbare und benotbare Leistungen antrainieren, ihr Lernen soll vielmehr erfolgen mit Sinn, mit ihren Sinnen und mit ihrem Verstand.

Das Wortspiel des Titels ist Programm: also kein künstlicher Widerspruch zwischen Herz und Verstand, Kopf und Bauch, Körper und Geist oder was auch immer der beliebten Klischees mehr ist; vielmehr ein Miteinander von Sinnggebung und Sinnlichkeit ohne Ausschalten des Verstandes – der Musikunterricht ist eben nicht die Erholungsstunde, in der man das Nachdenken an der Tür abgibt. Er ist allerdings ebensowenig der Ort, an dem man nur noch über Musik reflektiert und diskutiert, ohne noch ein Musikstück zu hören, wie es ein „wissenschaftspropädeutischer Unterricht“ in den 80er Jahren auch vom Schulfach Musik in der Gymnasialen Oberstufe verlangte.

Es war alles andere als ein Zufall, dass sich der Landesmusikrat zu seinem Jubiläum gerade dieses Themas angenommen hat. Schon in den zwei Jahren davor war „Bildung“ der Schwerpunkt seiner Arbeit. Und Bildung wird auch in Zukunft ein Themenschwerpunkt bleiben müssen – zum Wohle unserer Kinder.

Unter dieser Überschrift – „Zum Wohle unserer Kinder“ – haben wir deshalb auch dem Minister

für Kultur, Herrn Dr. Michael Vesper, im Rahmen der Tagung ein Papier überreicht, das sich als „Initiative zur musikalischen Breitenbildung“ versteht.

Schon kurz davor – im Juli 2003 – hatten wir mit Herrn Dr. Vesper und mit der Schulministerin, Frau Schäfer, eine Rahmenvereinbarung zur Offenen Ganztagsgrundschule in Nordrhein-Westfalen unterzeichnet, in der wir uns selber zur Qualitätssicherung und zur Nachhaltigkeit bezüglich der von uns verantworteten Angebote verpflichtet haben.

Die Entwicklung der Anzahl der teilnehmenden Schulen ist eindrucksvoll: waren es im Sommer 2003 noch 235, lag die Zahl ein Jahr später bereits bei ca. 700 Schulen – Tendenz stark steigend.

Der Landesmusikrat hat die Tagung nicht als resumierenden Rückblick verstanden, sondern vielmehr als Aufforderung, als Blick nach vorne. Konsequenterweise gab es im Jahr 2004 u.a. eine weitere wichtige Vereinbarung, dieses Mal mit dem Städte- und Gemeindebund NRW, unter der Überschrift „Mit Musik groß werden“. Hierin wird Musik als unverzichtbarer Bestandteil des staatlichen Bildungsauftrages bezeichnet, ausgehend von der These „Bildung beginnt mit der Geburt“.

Wir halten generell die Schaffung von Netzwerken mit allen Beteiligten für eine unverzichtbare Voraussetzung, um ein nachhaltiges Bildungsangebot in unserem Lande zu gewährleisten.

Insoweit hatte die Tagung des Landesmusikrates vor allem eine Impulsfunktion: aus Anlass des Jubiläums in der Zukunft dafür zu sorgen, dass das Thema „Bildung“ bei den Verantwortlichen auf der Tagesordnung bleibt. Denn wir wissen es von BSE bis zu beißenden Hunden: jedes noch so brisante Thema kann schnell in Vergessenheit geraten.

Auch PISA wird dieses Schicksal nicht erspart bleiben.

Aber jenseits von PISA sollte das Angebot „(Musikalische) Bildung für alle“ nicht mehr Utopie sein, sondern Alltag vor allem für unsere Kinder. Der Landesmusikrat NRW wird sich mit allen seinen Partnern stets dafür einsetzen, dass diese Utopie Realität wird.

Dem Ministerium für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport sei gedankt für die Förderung der Tagung; ebenso gilt der Dank allen, die an der Vorbereitung und Durchführung der Veranstaltung beteiligt waren.

Prof. Dr. Werner Lohmann  
Präsident des Landesmusikrates  
Nordrhein-Westfalen e.V.

# INHALT

Handlungsfelder zur Förderung von Hörerfahrungen im frühkindlichen Bereich

## **Babys wunderbare Klangwelt: Musik in offene Ohren**

Impulsreferat

### **Ästhetische Erfahrung als Basis frühkindlicher Bildung**

Prof. Dr. Gerd E. Schäfer,  
Universität zu Köln

..... S. 6

Gesprächsrunde

### **Felder der Hör-Erfahrung**

Moderation: Prof. Dr. Michael Dartsch,  
Hochschule des Saarlandes für  
Musik und Theater

..... S. 15

#### **a) Familie**

Dr. Hermann Josef Kahl, Bundesverband  
der Kinder- und Jugendärzte, Landes-  
verband Nordrhein, Düsseldorf

Erika Reinhard, Bundesarbeitsgemeinschaft  
Familienbildung & Beratung, Kiel

Sabine Hellmig, Elterninitiative „Villa  
Kunterbunt“, Düsseldorf

#### **b) Medien**

Detlev Jöcker, Kinderliedermacher,  
Menschenkinder Verlag, Münster

Dr. Petra Schrand, Zeitschrift „Eltern“,  
München

#### **c) Institutionen**

Gisela Eibeck, Musikschule Bochum  
(„Musikwichtel“)

Klaus Levermann, Sängerbund NRW  
(„Liedergarten“), Duisburg

Barbara Kohls, Landesjugendamt  
Rheinland, Köln

Podiumsdiskussion zum Thema  
**„Allianzen für eine Musikalisierung  
im frühen Kindesalter“**

..... S. 29

Prof. Karl Karst, Initiative Hören /  
WDR 3, Köln

Dr. Ute Welscher, Bertelsmann Stiftung,  
Gütersloh

Dr. med. Josef Kahl, Bundesverband der  
Kinder- und Jugendärzte, Düsseldorf

Barbara Kohls, Landesjugendamt Rheinland,  
Köln

Manfred Grunenberg, Landesverband der  
Musikschulen NRW, Bochum

Moderation: Prof. Werner Rizzi,  
Solingen

Förderung von praktischem Musizieren  
in Kindergarten/KiTa und Grundschule  
**„Wachstumsfaktor“ Musik –  
Mehrwert durch Kooperationen?**

### **Beispiele bestehender Kooperationen**

..... S. 40

mus-e Schulprojekt der Yehudi Menuhin  
Stiftung (Winfried Kneip, Düsseldorf)

..... S. 40

Folkloremusizieren in der Grundschule /  
LAG Musik (Michael Brüning / Ellen  
Fromme, Remscheid)

..... S. 44

Clara-Schumann-Musikschule Düsseldorf /  
GGs Richardstr. (Kooperation  
LVdM/VDS NRW, Rolf Keßler)

..... S. 47

Musikschule Mönchengladbach / Kinder-  
tageseinrichtungen (Frank Fuser)

..... S. 50

Musikkapelle Herdringen e.V. / Grund-  
schule (Ernst-Willi Schulte)  
..... S. 54

Anerkannter Bewegungskindergarten  
Bad Honnef / LSB NRW (Margaret  
Schnuch-Staszko / Dr. Neuhoff)  
..... S. 56

Medienpaket „Olli Ohrwurm“ (Schule des  
Hörens e.V., Helga Kleinen, Köln)  
..... S. 58

Hearing (mit Öffnung ins Plenum)  
**Kooperationen im Profil:  
Wer mit wem? Und wie?**  
Wie müssten Kooperationen aussehen,  
die eine breite Beteiligung von Partnern  
aus dem Musikleben zulassen?  
..... **S. 61**

Bernd Nawrat, Volksmusikerbund NRW  
..... S. 61

Dr. Hans Frambach, Landeschorverband  
NRW im Deutschen Allgemeinen  
Sängerbund  
..... S. 63

Hanna Krieger, Deutscher Tonkünstler-  
verband NRW  
..... S. 66

**Alles im Rahmen:  
Richtlinien und Vereinbarungen**

Vereinbarung zu den Grundsätzen  
über die Bildungsarbeit der Tageseinrich-  
tungen für Kinder

aktueller Stand zur offenen Ganztags-  
grundschule (OGTGS) /  
Rahmenkooperationsvereinbarung  
der Ministerien für Schule und Kultur  
mit dem Landesmusikrat und dem  
Landesverband der Musikschulen  
NRW für die OGTGS

Ltd. MR Bernt-Michael Breuksch,  
Ministerium für Schule, Jugend  
und Kinder NRW, Düsseldorf  
..... **S. 67**

Podiumsdiskussion  
**Allen Kindern eine Stimme geben –  
Musikangebote für Kinder zwischen  
Wunsch und Wirklichkeit**  
..... **S. 75**

MinDir Klaus Schäfer, Ministerium für  
Schule, Jugend und Kinder NRW,  
Düsseldorf

Dr. Bernd Meyer, Deutscher  
Städtetag, Köln

Olaf Zimmermann, Deutscher  
Kulturrat, Berlin

Dr. Walter Lindenbaum, Verband  
deutscher Schulmusiker NRW,  
Münster

Reinhard Knoll, Landesverband  
der Musikschulen NRW,  
Neuss

Moderation Thomas Rietschel,  
Aub

**Anhang**  
..... **S. 95**

Positionspapier des Landesmusikrats  
NRW zu einem Bündnis für  
Musikerziehung „Zum Wohle  
unserer Kinder“ (19.09.2003)

Gemeinsame Erklärung des Landes-  
musikrates NRW und des Städte-  
und Gemeindebundes NRW zur  
Musikerziehung im Elementarbereich  
„Mit Musik groß werden“ (15.07.2004)

Handlungsfelder zur Förderung von Hörerfahrungen im frühkindlichen Bereich  
**Babys wunderbare Klangwelt:  
Musik in offene Ohren**

**Frühe Wege zur Musik  
Ästhetische Erfahrung als Basis  
frühkindlicher Bildung**

von Gerd E. Schäfer

**Am Anfang sind wir alle Ästhetiker**

Aisthesis bedeutet, mit den Sinnen wahrnehmen. Aus dieser Perspektive bezieht sich der Begriff Ästhetik auf die sinnliche Wahrnehmung und ihre Verarbeitung. Alles, was man wahrnehmen kann, ist in irgendeiner Weise ästhetisch geordnet. Darum hat Ästhetik nicht nur mit Kunst zu tun, sondern ist ein Phänomen, das sich auf alle Formen der Wahrnehmung und ihrer inneren und/oder äußeren Gestaltungen bezieht.

Damit begleitet sie uns aber auch vom Beginn unseres Lebens an. Menschen sind zu keiner Zeit mehr auf die Ästhetik angewiesen, als zur Zeit der frühen Kindheit, wenn sie die Welt ausschließlich mit den Sinnen erfassen können und müssen, weil ihnen noch niemand die Welt mit Wörtern, also unabhängig von einer konkreten Erfahrung, erklären kann.

Ein Baby sieht zum ersten Mal in seinem Leben eine Tasse. Woher weiß es, dass dies eine Tasse ist? Oder es hört einen Hund bellen. Woher weiß es, dass das ein Hund ist, der da bellt? Oder es spürt eine Hand. Woher weiß es, dass dies eine Hand ist, die es anfasst und was dieses Anfassen bedeutet? Für das Neugeborene ist diese Welt, in die es hineingeboren wird, weitgehend unbekannt.

Das Baby ist daher darauf angewiesen, dass es in dem, was es hört, sieht, riecht, ertastet oder auf andere Weise erspürt, irgendein Muster erkennen kann: Ein Gesicht, den bestimmten Druck eines Armes, in dem es liegt, eine Stimme, einen Geruch, einen Geschmack. Aber es geht nicht nur um das Erkennen oder das Wiedererkennen solcher Muster, sondern das Baby muss auch herausbekommen, was sie bedeuten: Muss es sich davor schützen, kann es sich vertrauensvoll zuwenden, sind Angst, Unbehagen, Freude oder Vergnügen damit verbunden? Jedes Muster, welches das Kind allmählich in der Fülle der Reize erkennt, wird mit einer emotionalen Tönung versehen. Diese Tönung spiegelt die persönli-

chen Bewertungen wider, die es mit diesem Muster gemacht hat.

Da für die Babys die Welt noch nicht nach Sehen, Hören, Riechen, Tasten, Temperatur usw. aufgeteilt ist, machen sie diese Erfahrungen **mit allen Sinnen gleichzeitig**: Die Brust, die stillt, riecht, fühlt sich in bestimmter Weise an, hat einen bestimmten Geschmack, eine Temperatur, verbindet sich mit einer Wahrnehmung des eigenen Körpers, der in einer bestimmten Weise gehalten wird. So wird etwas mit Mund, Auge, Körpersinnen gleichzeitig erfasst und das ruft eine bestimmte gefühlsmäßige Tönung hervor.

**Die Sinne des Babys erfassen keine isolierten Reize, sondern das gesamte In-der-Situation-Sein des Kindes, also eine ganze Szene, in der die Reize eine Einheit bilden. Nelson (1996) spricht von GERs, general-event-representations.**

Aus diesen Szenen lernt es allmählich die Einzelheiten herauszulösen. Dabei hilft ihm seine Umwelt: Sie schützt und schränkt die Wahrnehmungsmöglichkeiten so ein, dass das Baby nicht überfordert wird und in Aufregung gerät. Bestimmte Handlungen werden wiederholt, so dass sie sich einprägen können. Dinge werden hervorgehoben, z.B. indem sie dem Kind gezeigt werden. Damit werden sie aus größeren, komplexen Zusammenhängen ausgegliedert und in einer für das Kind überschaubaren Weise neu arrangiert. Bestimmte Handlungen werden mit der Stimme betont oder auch stimmlich gerahmt (die Mutter plaudert mit dem Baby, während sie es wickelt). Wo es möglich ist, verlangsamen die Erwachsenen auch die Geschwindigkeit von Handlungen, damit das Baby Zeit hat mitzukommen. Manchmal wird etwas akustisch herausgestellt, manchmal etwas optisch markiert, wieder anderes wird dadurch „gerahmt“, dass das Kind in einer bestimmten Weise gehalten wird.

**Das Baby ist also von Anfang an damit beschäftigt, die Welt, die es umgibt, zu erkennen, in wieder erkennbaren Mustern zu ordnen und die Bedeutung dieser Muster für sein eigenes tägliches Leben zu erfassen. Das erste Problem, das es in seinem jungen Leben hat, ist also ein Erkenntnisproblem im wörtlichen Sinn, ein Problem, das mit dem Erkennen und der subjektiven Bedeutung des Erkannten zu tun hat.**

Doch dabei bleibt es nicht. Aus dem, was man wahrgenommen hat, müssen ja Gedanken werden, mit denen man über das, was man erfahren hat, nachdenken kann. Doch dem kleinen Kind stehen dazu ja noch keine Wörter zur Verfügung.

**Auf welche Weise denkt es also nach?**

Zunächst einmal, dies wissen wir seit Piaget genauer, indem es unmittelbar handelt: Es sieht etwas, greift zu, spielt damit. Es erfährt etwas über das Ding, indem es dieses benutzt. Das führt zu bestimmten **Handlungsschemata** im Umgang mit diesem Ding, die davon losgelöst, erinnert

und wieder benutzt werden, wenn ein vergleichbares Ding wieder auftaucht. Denken ist in diesem Zusammenhang gleichbedeutend mit Handeln.

Gegen Ende des ersten Lebensjahres handeln kleine Kinder nicht mehr nur. Die Handlungen werden verinnerlicht, nicht mehr konkret, sondern im Kopf vollzogen. Es entstehen **Vorstellungswelten** aus Bildern, Szenen, aber auch aus inneren Bewegungen, Tönen, Geräuschen, zuweilen sogar Gerüchen, verbunden mit der ganzen Skala der Gefühle, die einem Menschen zur Verfügung stehen.

Mit diesen Vorstellungswelten kann dann auch gespielt werden. Die Kinder probieren aus, was sich aus den Bildern und Szenen im Kopf machen lässt. **Fantasieren** nennen wir das. Damit machen sie sich zum einen von ihren Vorbildern unabhängig. Zum zweiten können sie probeweise Erfahrungen mit diesen „neuen Bildern“ machen – im **Spiel** wenigstens.

Diese innere Vorstellungswelt spiegelt also nicht nur die vorgefundene Welt wider. Sie mischt wahrgenommene mit erinnerten und umgestalteten Bildern oder Szenen. Sie ist also letztlich Erfindung des Kindes.

**Gestalten in all seinen Formen besteht also in der Umerfindung und Neuformung einer bereits vorhandenen Wahrnehmungswelt, sei es im Kopf des Kindes, sei es mit irgendwelchen Werkzeugen und Gestaltungsmaterialien, sei es im kindlichen Spiel (vgl. hierzu Schäfer 1995, Teil 4 sowie Schäfer 2003, insbes. S. 72-95).**

Die Ordnung der Wirklichkeit in zusammenhängenden Formen durch die ästhetische Tätigkeit muss für alle Sinne geleistet werden. Betrachten wir dies nun für den Bereich des Hörens und der Musik etwas genauer.

## **Das Gehirn ist nicht für die Musik gemacht**

Wenn man davon ausgeht, dass das Gehirn von der Evolution nicht dazu konstruiert wurde, um Musik zu machen, dann muss man fragen, welche seiner Leistungen zweckentfremdet werden konnten, um daraus ein kulturelles System wie die Musik zu kreieren.

Es ist in erster Linie unser Verständigungsapparat, der dafür benutzt und noch weiter ausgebaut werden kann. Allerdings müssen die Kapazitäten, die dieser zur Verfügung stellt, durch Leistungen aus anderen Bereichen erweitert und ergänzt werden. Es gibt also keine musikalische Kompetenz von Anfang an, die gezielt diagnostiziert und gefördert werden könnte.

**Damit musikalische Kompetenz entsteht, müssen vielmehr in hohem Maße verschiede-**

## **ne Leistungsmöglichkeiten unseres ZNS zu einer neuen Einheit integriert werden.**

Dementsprechend gibt es auch überindividuell keine festen Zentren im Gehirn, die speziell der musikalischen Leistung dienen. Die Hirnbereiche, die im musikalischen Denken, Handeln und Erleben ansprechen, sind interindividuell unterschiedlich strukturiert (vgl. Spitzer 2002, S. 198).

Wenn es die Sprache ist, die Melodie und Rhythmus schon einmal vorgibt, so gehört doch zum musikalischen Erleben mehr:

- die Differenzierungen des Hörsinnes
- die Erfahrungen der Stimmen der Anderen
- Differenzierungen der Bewegungserfahrungen
- Erfahrungen von natürlichen Rhythmen
- Erfahrungen des Raumerlebens
- die Integration verschiedener Sinneswelten
- das Erleben von Zeit

Das Wesentliche am musikalischen Lernen ist also ein Lernen in sehr komplexen Zusammenhängen. Man kann in der Musik Melodie, Metrum, Rhythmus, Harmonie, Stimme, Körper, Geist und Gefühl nicht voneinander trennen. Tut man dies, geht die Musik verloren.

**Musik ist eine kulturell sehr stark unterstützte integrative Leistung.**

Die Evolution hat – nach den bisherigen Erkenntnissen – die Grundstrukturen unseres Gehirns seit mehr als 30 000 Jahren nicht mehr verändert. Deshalb muss kulturelle Entwicklung die Möglichkeiten der Neu-Kombination von Gehirnfunktionen nutzen, die vorhanden sind und ursprünglich auch anderen Zwecken dienten. Der Gebrauch des Gehirns unter dem Einfluss von Kultur verändert zwar nicht den grundlegenden Aufbau des Gehirns, aber die Feinstruktur der Verknüpfungen. Ein wichtiger Teil davon erfolgt in den ersten Lebensjahren.

**Wir müssen also frühzeitig dafür sorgen, dass Kinder die Feinstrukturen der Wahrnehmung, der Bewegung und der Emotionen ausbilden, die für unser kulturelles Erleben notwendig sind.**

Dies gilt in besonderem Maße für das musikalische Erleben, zum einen, weil es einen Reichtum an verschiedenen Sinneserfahrungen zu seiner Ausbildung benötigt, zum anderen weil der Hörsinn früher ausgebildet wird als der Sehsinn.

## **Der musikalische Körper – Die Bedeutung der Hörerfahrung für das Musikerleben**

### **Hören**

Hören als eine Sinneserfahrung ist von einem Körper abhängig, der hört. Wir hören Töne und

Rauschen. Töne bestehen aus Intervallen, die aufeinander abgestimmt sind. Rauschen hingegen enthält ein ungeordnetes Durcheinander an Frequenzen, das vom Ohr nicht differenziert werden kann. Es wird durch Schallquellen hervorgebracht, welche die Luft nicht in gleichsinnige Schwingungen versetzen. **Hörwelten bestehen aus Tönen und Rauschen.** Sie umfassen einen Frequenzbereich von ca. 20 bis 20 000 Hz.

Für alle Sinneswahrnehmungen gilt:

**Wir werden mit funktionierenden Sinnen geboren. Aber sie arbeiten zunächst nur grob. Sie müssen nämlich in den ersten Lebensjahren auf die Umwelt abgestimmt werden, in der das Kind lebt** (vgl. Singer 1991).

Je nach den Anforderungen, die an sie gestellt werden, differenzieren sie sich im Rahmen ihrer natürlichen Grenzen, z.B. auch in Richtung von speziellen Aufgabenstellungen, wie der Musik. Diese frühen Differenzierung schlagen sich in der Hardware des kindlichen Gehirns nieder. Das bedeutet, sie strukturieren die Nervenarchitektur des Gehirns auf eine weitgehend irreversible Weise. Wenn diese frühen Differenzierungen grob bleiben, so sind auch späteren Verfeinerungen durch Bildungsprozesse enge Grenzen gesetzt.

Für das Hören bedeutet dies, dass es sich u.a. an die anatomischen Besonderheiten der individuellen Gehörgänge und deren Resonanzverhalten anpasst (z.B. an die individuelle Form der Ohrmuschel). Das Gehör entwickelt eine subjektive Sensibilität für laut und leise. Es stellt sich auf die Sprachklänge ein, von denen das Kind umgeben ist. Genauso strukturiert es sich entsprechend den Klangwelten der natürlichen und kulturellen Umwelt. Dazu gehört, dass sich vertraute Muster von den Geräuschen und Tönen in den Räumen, der Straße oder auf dem freien Feld herausbilden und sich der Erinnerung einprägen. Aber es werden auch die Harmonien der Musik aufgenommen, die in der gegebenen Umwelt vorherrschen (pentatonisch, temperiert oder anders). Sie werden zum Vergleichsmaßstab, von dem alle anderen Harmonien abweichen, vor dem sie ungewöhnlich oder auch fremd erscheinen.

Besonders wichtig für die Musik ist die erfahrungsabhängige Entwicklung eines räumlichen Hörens. Es differenziert sich unterschiedlich, je nach Gebrauch, z.B. bei blinden Menschen oder – im späteren Lebensverlauf – bei Dirigenten weit mehr, als bei „normalen“ Anforderungen an die Ohren.

### Folgerungen für die Früherziehung

Die erste Aufgabe hinsichtlich des Hörens wäre also nicht die Früherkennung und Frühstföderung einer zukünftigen Musikerin in Spezialveranstaltungen, sondern die bestmögliche Aus-

bildung des Hörens und – wie noch erläutert werden wird – anderer Sinne für eine differenzierte Alltagswahrnehmung. Diese kann dann später, bei entsprechendem Interesse, in Richtung einer musikalischen Spezialisierung immer mehr erweitert werden.

**Der Anfang musikalischer Erziehung liegt also in der Aufmerksamkeit für die „Musik“, die in unserem alltäglichen Tun mit enthalten ist.**

Gemessen daran sind z.B. Klanggärten sinnliche Einzel- und Großveranstaltungen aus der Perspektive von Erwachsenen, die vom kleinen Kind kaum in einen sinnvollen Alltagszusammenhang eingebettet werden können, damit keinen Sinn ergeben und schnell wieder vergessen werden.

### Differenzierung der Bewegungserfahrung

Der Bewegungsapparat ist konkreter Ausgangspunkt und Vorbild für alle Formen der musikalischen Bewegung.

➤ Die **Bewegungen der Musik** sind den **Bewegungen des Körpers** nachempfunden. Es gibt Musikgattungen, welche die Musik aus der Bewegung heraus gestalten: der Tanz oder auch die Lieder, die zu körperlichen Arbeiten gesungen wurden (beim Dreschen, die Lieder der Spinnerinnen oder die shanties der Seeleute). Es sind einfache Melodien, welche häufig die Art der Tätigkeit musikalisch nachahmen. Die dazu gehörigen Rhythmen akzentuieren und koordinieren die Bewegungen. Bei der gemeinsamen Arbeit gesungen, dienen sie auch der Synchronisation der Bewegungen der verschiedenen Personen.

➤ Bei der stimmlichen und instrumentalen Musikgestaltung, kommt der **Bewegungsintegration** eine wichtige Rolle zu. Bevor man ein Instrument spielen kann, müssen groß- und kleinräumige Bewegungen des Körpers schon recht weit integriert sein. Umgekehrt differenziert sich natürlich die Bewegungsintegration in spezifischer Weise durch das Instrumentenspiel. Man spielt ein Instrument nicht nur mit den Fingern, singt nicht allein mit der Kehle. Musik machen erfordert die Abstimmung des gesamten Körpers und seiner Bewegungen. Nicht umsonst sind es auch bestimmte Fehlhaltungen, die beim Instrumentalspiel zum Verspielen führen.

➤ **Körperbewegungen** liegen den **Tempobezeichnungen** in der Musik zugrunde: Das prestissimo ist ein prestissimo der Finger, das tempo di marcia ein Tempo der Beine. Das vivace wird vielleicht den Händen und Armen nachempfunden. Spannungen, Pau-

- sen, Balancen, musikalische Ausgeglichenheit, das alles setzt das Erleben von Körper und Körperbewegungen voraus. Die Metapher des Körpers und seiner Bewegungen liegt weiten Bereichen musikalischer Wahrnehmung und Gestaltung zugrunde.
- Die Bewegungsformen der Kinder erweitern sich durch **Imitation**. Damit wird **Bewegung** auch zu einem **Mittel der Verständigung** (vgl. Nelson 1996, S. 91 ff) „Ich mache etwas, was du machst“, ist der Anfang einer Kommunikation ohne Worte. Wahrnehmen, was der andere macht, bildet auch die Grundlage einer musikalischen Verständigung. Mimik und Gestik bauen diese Verständigung aus und verfeinern sie auf individuelle Weise.
  - Als bevorzugtes Organ von gesteuerten Bewegungen spielt die **Hand** (zur Bedeutung der Hand vgl. Wilson 2000) in der Musik eine herausragende Rolle. Sie berührt, hämmert, streicht die unterschiedlichsten Instrumente in unterschiedlichsten Stellungen und Geschwindigkeiten. Die Finger der Greifhand mit der Daumenopposition erreichen beim Instrumentalspiel artistische Höchstleistungen. Über den Arm mit dem Körper verbunden, gibt die Hand Tempi und Rhythmen vor. Emotionen drücken sich im Zusammenspiel von Arm, Hand und Fingern aus. Die wichtigsten Gesten der Verständigung im Zusammenspiel werden von der Hand und dem Arm gestaltet. Genauso wie das Gehirn ist die Hand von der Evolution nicht für die Musikausübung vorgesehen. In ihrer Differenziertheit und Komplexität bildet sie jedoch die wichtigste körperliche Grundlage für die Musikgestaltung, es sei denn, man beschränkt die Musik auf Gesang.
  - Der Körper gibt **natürliche Rhythmen** vor. Der Herzschlag, die Dynamik des individuellen Körperbaus, der Rhythmus des Atems bilden Grundlage und Ausgangspunkt für Metrum und Rhythmusgestaltung.
  - Die **räumliche Wahrnehmung** als ein wesentliches Element musikalischen Erlebens ist verkörpert. Es sind nicht nur die Fernsinn, die uns ermöglichen, Räume zu erfassen. Das Körpererleben selbst enthält auch ein Raumerleben, beispielsweise der Enge, der Weite, des Eingesperrtseins oder des Fliegens. Raumerfahrungen halten die komplexen Strukturen eines Musikstückes auch über Zeiträume hinweg zusammen, die weit über die Spanne des Arbeitsgedächtnisses von wenigen Sekunden hinausgehen. Architekturen sind es, mit welchen musikalische Strukturen visualisiert werden können.
  - Die **Integration verschiedener Sinneswelten** ist bei Säuglingen und Kleinkindern noch eine Selbstverständlichkeit. Sie trennen nicht, was sie sehen, hören, körperlich fühlen oder emotional empfinden. Diese Trennung lernen sie kulturabhängig erst im Laufe ihres Heranwachsens. Musik verlangt hingegen ihre Re-Integration.
    - ❖ Beim Singen, Instrumentalspiel, beim Tanzen verbinden sich Hörsinn und Bewegung.
    - ❖ Der Körper schwingt mit, wenn wir hören. Bei mancher Musik fällt es schwer, still zu sitzen.
    - ❖ Beim Blattspielen muss eine visuelle Struktur in eine akustische umgesetzt werden, konkret oder in der Vorstellung.
    - ❖ Günter Wand soll gesagt haben, dass er die Musik am reinsten höre, wenn er sich ohne ausführende Musiker in eine Partitur vertiefe.
  - An allen unseren Tätigkeiten sind **Emotionen** beteiligt. Sinnliche Erfahrungen ohne Emotionen gibt es nicht. Emotionen werden umso unabweisbarer, je mehr die Tätigkeit körperlich verankert ist. Also fordert die Musik als komplexes Geschehen, das aus unserer Körperlichkeit hervorgeht und bis in höchste Abstraktionen reicht, eine differenzierte Balance der Gefühle, die dieser Spannweite angemessen ist (vgl. Damasio, 1995).

### Folgerungen für die Früherziehung

Was bedeutet die Aufmerksamkeit für die Körpererfahrung für die frühen Wege zur Musik? Zunächst eine reichhaltige Körpererfahrung: Bewegungen des ganzen Körpers beim Tun; die abgestimmte und differenzierte Bewegung des Körpers bei unterschiedlichen Aufgabenstellungen; das Erleben von Rhythmen, Geschwindigkeiten, Zeiten; die Möglichkeiten vielfältiger Imitation; die visuelle, akustische, körperliche Erschließung von Räumen – kleinen wie großen; die Aufmerksamkeit für die Gefühle, die alle Tätigkeiten begleiten. Es ist nicht so, dass bereits die ganz Kleinen eines speziellen Trainings in diesen musikalischen Sensorien bedürften. Vielmehr geht es bei ihnen darum, dass sie ein Bewegungssensorium für den Alltag entwickeln, welches die Erfahrungsgrundlage für Differenzierungen bildet, die dem Musikerleben dann zugute kommen.

**Bewegung ist die Grundlage aller frühkindlichen Bildung, auch der musikalischen.**

## Das Sprechen Lernen als Vorläufer der Musik

### Die Stimme

Die Stimme erzeugt eine Kombination aus Tönen und Geräuschen. Es sind die Vokale, die vorwiegend Töne, bzw. Klänge erzeugen. Die Konsonanten, aus verschiedenen Geräuschen geformt, grenzen diese Töne gegeneinander ab. Das System der Sprache kombiniert diese Töne und Geräusche in Form von Wörtern und Sätzen auf eine hochkomplexe Weise. So kann eine Prosodie, der typische **Beigesang einer Sprache** entstehen. Durch Gewöhnung wird das Kind mit bestimmten Tönen und Geräuschen vertrauter als mit anderen. Solches Vertrautwerden mit Lauten, Klängen und Geräuschen beginnt bereits im Mutterleib.

Um das Sprechen zu lernen müssen die Kinder erst **Wort-** und **Satzmusiker** sein (vgl. zum Folgenden Gopnik, Kuhl, Meltzoff, 2000, Kap. 4, S. 117 ff). Eines der grundlegenden Probleme dabei besteht darin, dass Kinder Laute unterscheiden, sowie Wörter und Sätze als Einheiten begreifen müssen. Das ist zunächst ein Wahrnehmungs-, genauer, ein ästhetisches Problem; denn es geht darum, das Wahrnehmungsvermögen so zu schulen, dass das kleine Kind dadurch in die Lage versetzt wird, die spezifischen Klänge, Satzmelodien, Intonationsformen der Sprache zu erkennen, in die es hinein geboren wurde.

Das Problem des Sprechens beginnt nicht mit dem ersten Wort, sondern mit dem **Erkennen der Laute**. Jede Sprache, ja jeder Dialekt, hat seine eigenen Lautformen. Ein „a“ wird im Deutschen anders ausgesprochen, als im Englischen oder Französischen. Eine fränkisches „a“ hört sich anders an als ein hessisches oder hamburgisches. Für einen Zuhörer, der in die Sprache nicht eingeführt ist – und dies sind Babys zunächst einmal – klingen diese „a“-Laute alle unterschiedlich. Um seine Muttersprache zu erlernen, muss es daher erst einmal herausbekommen, welche Klangfarben dem „a“-Laut zuzuordnen sind und welche hingegen keine „a“s sind. Es gibt eine Lautreihe, in der sich z.B. der „a“-Laut allmählich in einen „o“-Laut verwandeln lässt. Rein akustisch gesehen ist dies ein kontinuierlicher Übergang. Dennoch machen wir an einer Stelle eine kategoriale Unterscheidung: Wir können sagen, bis hierher höre ich ein „a“; dies hier erkenne ich bereits als ein „o“. Diese kategoriale Grenze ist nicht eindeutig, wenn wir die unterschiedlichen Dialekte mit einbeziehen. Für jede Sprachgruppe und für jedes Individuum ist jedoch eine solche Grenze hörbar.

Das Baby muss lernen, das **Klangbild** zu entziffern, das in seiner Umgebung gilt. Indem es die Sprache hört, die es umgibt, lernt es, bis zum Ende des ersten Lebensjahres sein Lautunter-

scheidungsvermögen genau auf diese Sprache hin auszurichten

Ähnliches gilt für das Hören und Erkennen von Wörtern. Ebenfalls bis zum letzten Drittel des ersten Lebensjahres haben Babys gelernt, dass es in ihrer Muttersprache bestimmte Betonungsmuster gibt, mit welchen man **Worteinheiten** identifizieren kann. Sie können dann bereits „Melodien“ erkennen, welche die Wörter im kontinuierlichen Fluss der Sprache abgrenzen und identifizierbar machen. Darüber hinaus haben sie in diesem Alter eine Kenntnis erworben, welche **Lautkombinationen** in ihrer Muttersprache möglich sind. Und später, im zweiten Lebensjahr, noch bevor sie wirklich zu sprechen beginnen, können sie auch **Satzeinheiten** unterscheiden, die ja auch durch ganz bestimmte Muster der Intonation, durch Satzmelodien strukturiert sind.

Auch bei der kindlichen **Lautproduktion**, dem stark vokalhaltigen Lallen und dem konsonantereicheren Brabbeln geht es zunächst um eine eher musikalisch zu nennende Entwicklung:

Babys aller Kulturen brabbeln zunächst auf identische Weise. Am Ende des ersten Lebensjahres haben sie ihre **Laut- und Klangproduktion**, die wie Sprache klingt, nach den Laut- und Klangmodellen geordnet, die sie in ihrer Umgebung vorfinden.

**Kinder sind also bereits Laut-, Wort- und Satzmusiker, noch bevor sie die ersten Wörter sprechen.**

Dazu noch einige Vertiefungen (vgl. zum Folgenden: Spitzer, 2002, Kap 6, S. 143 ff).

### Früheste Musikerfahrungen

**Kinder beginnen im Mutterleib etwa ab der 28. Schwangerschaftswoche zu hören.**

Dann ist das Innenohr, das den Schall nach den Frequenzen analysiert, mit der Gehirnrinde verdrahtet. Das bedeutet auch, dass das Gehirn gemäß seinen Eigenschaften beginnt, den Schall zu analysieren. Allerdings klingen die Schallereignisse, die von außen kommend auf das kindliche Ohr treffen, anders als außerhalb des mütterlichen Körpers. Ihre hohen Frequenzen werden durch die Bauchwände und inneren Organe der Mutter stark gedämpft, so dass vorwiegend die niedrigen Frequenzen herausgehört werden. Das führt z.B. dazu, dass die Stimme von Opa besser gehört wird als die von Oma. Gleichzeitig werden relativ stark die Geräusche aus dem Leib der Mutter wahrgenommen, das Rauschen des Blutkreislaufes, Herzschläge, Darmbewegungen und – teilweise durch die Bauchwand, teilweise gleitet durch die Knochen – die Stimme der Mutter.

Mehrere Leistungen kann man bei Föten in den letzten Schwangerschaftswochen nachweisen: Sie können **Sprachmelodien erkennen und un-**

**terscheiden.** Das setzt voraus, dass das noch ungeborene Kind diese Melodien als **Konturen von dem Geräuschhintergrund abheben** kann, von dem es ständig umgeben ist. Es unterscheidet gewissermaßen Text vom Rauschen. Wenn es die Melodiekonturen der Worte und Sätze heraushören kann, die von verschiedenen Menschen gesprochen werden, dann stellt es kein überraschendes Können mehr dar, dass Ungeborene auch **instrumental gespielte Melodien nach längeren Zeiten wiedererkennen**, auch noch nach ihrer Geburt. Von all diesen Schallereignissen gibt es also **Erinnerungsspuren**. Die intrauterine Schallwelt ist dem Neugeborenen noch eine Weile präsent. Der Herzschlag der Mutter wirkt noch lange Zeit als ein beruhigender Rhythmus nach.

**Der Entwicklung der akustischen Differenzierung nach der Geburt kommen die Erwachsenen nahezu automatisch entgegen.** Sie sprechen langsam und in der Regel mit ruhiger Stimme. Sie verfallen in den Singsang der höherfrequenten Ammensprache, die Sprache für das kleine Kind in besonders verständlicher Weise strukturiert. Wenn gesungen wird, singt man Lieder in einfachsten Melodien, gemessenen Rhythmen und in vielen, vielen Wiederholungen. Die Kleinkinder reagieren darauf. Die Fähigkeit, melodische Konturen zu erfassen, setzt sich natürlich auch **nach der Geburt** fort. Es handelt sich dabei eher um eine **ganzheitliche Melodieerfassung**, die in sich noch nicht gegliedert werden kann. Babys können also noch keine Teilstücke aus solchen Melodien heraus erkennen. Parallel zur Wahrnehmung von Melodiekonturen nehmen Säuglinge nicht nur gegebene Rhythmen wahr, sondern können gleichförmige Ereignisse **rhythmisch gruppieren**. Mit etwa einem 3/4 Jahr bevorzugen sie das **tonale System**, in welchem die Musik in ihrer Umgebung gestaltet wird. Auch wenn Säuglinge und Kleinkinder bereits die harmonische Struktur der Musik in sich aufnehmen, die um sie herum gespielt wird, so bedeutet dies aber noch nicht, dass sie Melodien auch auf ein tonales Zentrum beziehen können. Es dauert noch bis ins fünfte bis sechste Lebensjahr, bevor Kinder, wenn sie singen, nicht mehr ständig Tonhöhe und Tonart wechseln.

## Erfüllte Zeit

### Gedächtnis

Um sich in der Zeit zu bewegen, muss man Ereignisse im Gedächtnis behalten, jedoch nicht als isolierte Fakten, sondern als bewegte Kontinuen. Verschiedene Gedächtnisformen stehen dafür zur Verfügung. Langzeit-, Ultrakurzzeitgedächtnis. Die wichtigste Gedächtnisform in unserem

Zusammenhang ist jedoch das Kurzzeit- oder Arbeitsgedächtnis.

Alle Gedächtnisformen kooperieren zwar mit einer Vielzahl bestimmter Zentren des Gehirns, sind aber selbst nicht an einer Stelle des Zentralen Nervensystem lokalisierbar.

**Gedächtnis funktioniert nicht wie der Speicher eines Computers, sondern es ist eine Fähigkeit, Ereignisse, indem man sich an sie erinnert, im Gehirn aktuell zu konstruieren.**

Die Ereignisse, die ein **Arbeitsspeicher** erinnert, umfassen nur wenige Informationseinheiten und diese werden auch nur wenige Sekunden on-line gehalten. Es sind so zwischen einem halben und einem Dutzend Einzelheiten, die man ohne spezielle Hilfen für ca. drei Sekunden im Sinn behalten kann (Pöppel, 1985, hat herausgearbeitet, dass der „Augenblick“ ca. drei Sekunden dauert). Um mit mehr als diesen wenigen Einzelheiten gleichzeitig zu arbeiten, gibt es Möglichkeiten, **die Informationen zu verdichten**. Es ist schwierig, sich folgende acht Zahlen 1-9-3-9-1-9-1-4 als einzelne Zahlen zu merken. Gruppiert man sie jedoch in 1939 und 1914 so sind sie ganz rasch jedermann verfügbar, der ein wenig über die deutsche Geschichte weiß. Es gibt viele Formen solcher **Gruppenbildungen**. Teilweise sind sie bereits in unseren Wahrnehmungsapparat eingebaut. Wir fassen Dinge zusammen, die sich ähnlich sind, die eine gleiche Bewegung machen, die ein optisches Bild oder einen akustischen Klang ergeben. Die Komplexität dieser kleinsten Informationseinheiten kann aber noch viel mehr gesteigert werden. Wenn ich vier Buchstaben aneinander reihe M-A-M-A, sie zu zwei mal zwei gruppiere und ausspreche, enthalten diese vier Buchstaben für den einzelnen eine nahezu unendliche Informationsfülle, die auszuschöpfen das Bewusstsein womöglich mehr als dreihundert Stunden einer Psychoanalyse bedarf. Sprache und andere **Symbolssysteme** sind Formen solcher Möglichkeiten, Information zu verdichten.

Was bedeutet das musikalisch? Um einzelne Töne zu behalten, kann man sie zu musikalischen Motiven verbinden, Motive zu kleinen Melodien oder zu längeren Phrasen, Melodien und Phrasen zu ganzen Sätzen. Das sind Formen einer **linear gedachten Gruppierung**. Nun kann Musik aber noch mehr, als einzelne Töne auf einer zeitlichen Linie unterschiedlich zu gruppieren. Die Entwicklung von harmonischen Systemen erlaubt darüber hinaus die **Gleichzeitigkeit mehrerer solcher Linien**, entweder in paralleler Weise strukturiert – wie im Kanon – oder in unterschiedlichen Stimmen ausgearbeitet. Polyphonie, durch ein **harmonisches System strukturiert**, ermöglicht eine Verdichtung der musikalischen Information und damit dessen, was unsere Aufmerksamkeit in einem Augenblick erfassen kann. Nimmt man jetzt noch die vielen Stimmen der Instrumente eines Orchesters hinzu, so lässt sich ein hochkomplexes Klanggeschehen in einen

Augenblick bannen, das nicht mehr linear, sondern nur noch mehrdimensional, z.B. räumlich, aufgelöst werden kann.

Zu seiner Entzifferung bedarf es einer ebenso komplexen, multimodalen Wahrnehmung, wie eines entsprechend geschulten Vorstellungsvermögens (den wenigsten gelingt das wie Günter Wand oder anderen Ausnahmemusikern) und eines Bewusstseins, welches sich all diese inneren Prozesse vergegenwärtigen kann. Es ist eine Kunst der Komponisten, die Möglichkeiten dieser musikalischen Informationsverdichtung, gegebenenfalls bis an die Grenzen menschlicher Wahrnehmungs- und Verarbeitungsfähigkeit, herauszufordern. Für mich liegen solche Grenzen in einigen der Fugen Bachs oder in den motivischen Verschachtelungen Richard Wagners. Dass die gestaltete Komplexität jedoch nicht den einzigen Reiz der Musik ausmacht, zeigt sich in vielen Liedern oder auch in einigen Klavierstücken von Eric Satie.

### Folgerungen daraus für die frühe musikalische Förderung

Musik ist also eine Weise der „erfüllten Zeit“, wie das Portmann (1976) vom Spiel sagt. Die eigentliche musikalische Ausbildung beginnt damit, dass ein Kind anfängt, die harmonischen und strukturellen und instrumententechnischen Voraussetzungen zu erfahren, die nötig sind um Zeit musikalisch in der Sprache zu erfüllen, die innerhalb einer Kultur dafür anerkannt ist. Musik zu erfahren ist eines, sie singend und spielend umzusetzen ein zweites, sie bewusst kennen zu lernen ein drittes und selbst neue zu erfinden ein viertes. Was davon gehört in die ersten Lebensjahre?

- Eine akustische Umgebung, die Klänge, Geräusche, Stille hörbar macht; die einen akustischen Rahmen bietet, vor dem sich die Muster von Stimmen Melodien und Rhythmen abheben können. (Die Berieselung mit Musik wird eher das Gegenteil erzeugen, ebenso jede Form von andauerndem Lärm in der täglichen Umgebung.)
- Erwachsene mit Freude an der Musik;
- Bewusste Aufmerksamkeit für Töne, Geräusche, Klänge;
- Zeit, in der die Kinder ihren Erfahrungen nachhängen, sie vertiefen, mit früherem Erleben verknüpfen können; Zeit also für den Nachhall im Kopf und in der Fantasie der Kinder;
- Kennenlernen von Musik durch Erleben, am besten mit begeisterten Erwachsenen und – wo möglich – nicht durch technische Medien präsentiert;

- Musik aus Tönen und Geräuschen machen mit allen Möglichkeiten, möglichst eingebettet in Beziehungen zu anderen Kindern.

Das scheinen mir die Grundlagen einer frühen musikalischen Förderung zu sein. Wo eine solche Grundlage selbstverständlich ist, kann man weitergehen und Kinder, die sich von der Musik angesprochen fühlen, zum ambitionierteren Instrumentalspiel anregen.

Doch Musik ist nichts, was den kleinen Kindern erst „vermittelt“ werden müsste. Kinder sind von Anfang an Musiker. Frühe musikalische Förderung beginnt nicht „from scratch“, vom Nullpunkt, sondern von Kompetenzen, die Kinder bereits mitbringen und die beim Sprechen lernen eine erste, musikalische Förderung erfahren haben. Aber man braucht die Grammatik einer musikalischen Tradition, wenn man Zeit mit Musik gestalten will.

### Musik, ein nichtlineares Symbolsystem?

Musik ist – neben der Sprache und der Mathematik – eines der drei am stärksten ausgearbeiteten Symbolsysteme in unserer Kultur. Vielleicht sind wir gerade dabei, mit Hilfe der Medientechnologien ein viertes Symbolsystem, ein visuell-bildhaftes, kulturell auszubauen und zu etablieren.

**Die wichtigste Voraussetzung für die Ausbildung eines Symbolsystems und seine Kodifizierung scheinen geeignete Speichermedien zu sein, die dafür sorgen, dass ein einmal ausgearbeiteter Entwicklungsstand an die nächsten Generationen weiter gegeben werden kann, die dann das bereits Vorhandene weiter entwickeln können** (vgl. hierzu M. Donalds „hybrid mind“, 1991, S 355 ff).

Bei der **Sprache** war es die **Schrift**, die externe Speicherungen möglich machte. Aber erst die **Drucktechniken** haben es erlaubt, diese schriftlichen Kodifizierungen so zu vervielfältigen, dass heute nahezu jedermann in unserer Kultur Zugang zum Symbolsystem der Schrift und damit zu den Speichermedien hat, welche die bereits gemachten Erfahrungen innerhalb der Kultur aufbewahren.

In der **Mathematik** werden die mathematischen Informationen in **Zahlensystemen** verschriftlicht und ebenfalls per **Druck** prinzipiell allen zugänglich gemacht. Es ist in unserer Kultur allerdings bis jetzt noch nicht gelungen, die Beherrschung dieses Symbolsystems so zu etablieren, dass ein Großteil der Menschen dieses Kulturkreises es tatsächlich mehr als nur in Ansätzen verwenden können.

Ähnlich steht es mit der **Musik**, die über die **Harmonien** und Disharmonien der **temperierten**

**Stimmung** und die **Notenschrift** zu einer Kodifizierung als Symbolsystem über mehrere Jahrhunderte geführt hat. Auch hier ist es – vor allem durch die kulturelle Überbewertung der linearen Sprachlogik – nicht gelungen, dieses Symbolsystem für die meisten Teilnehmer unserer Kultur zugänglich und handhabbar zu machen.

**Die besondere Bedeutung der Musik für heute scheint mir darin zu liegen, dass sie ein nicht linear-logisch gegliedertes Symbolsystem von hoher Komplexität entwickelt hat. Musik schreitet nicht in logischen Schritten voran, sondern nach den Regeln einer vieldimensionalen Harmonik (einschließlich ihrer bewussten Brüche).**

**Nichtlineare Systeme** und ihre **komplexen Ordnungen** sind nun das, was die heutige naturwissenschaftliche Spitzenforschung als herausforderndes Problem entdeckt hat. Das begann im Makrobereich kosmischer Ordnungen, dehnte sich auf das Feld der Erforschung kleinster Teilchen im subatomaren Bereich aus und gewinnt heute in der Hirnforschung neue Aktualität. Die hochkomplexen Vorgänge in den Prozessen von  $10^{10}$  Nervenzellen sind nicht mehr in einer linearen und hierarchischen Wenn-dann-Ordnung darzustellen (vgl. das Bindungsproblem bei Singer (2002, 2003)). **Damit wir nicht weniger komplex denken als die Naturwissenschaft, müssen wir im Bereich des Geistes, des Psychischen und des Sozialen beginnen, in nichtlinearen Logiken zu denken.**

Vielleicht hat hier die **Musik eine Pilotfunktion**. Frühe Entwicklungsprozesse würden diese Annahme stützen: Das akustische System ist nach der Geburt früher ausdifferenziert als das visuelle. Die musikalischen Elemente, die sich ab etwa dem dritten Lebensmonat entwickeln, bilden die Vorläufer der Sprache. Schließlich gibt es viele – auch wissenschaftlich gesicherte – Hinweise auf einen positiven Zusammenhang von musikalischen Denkprozessen mit räumlichen und mathematischen. Protomusikalische Erkenntnisweisen stehen also am Anfang unserer nachgeburtlichen Existenz und bilden ein Fundament menschlicher Erfahrung. Aus dieser Perspektive möchte ich Spitzer zustimmen, der schreibt:

**„Musik ist eine besonders komplexe menschliche Tätigkeit, die an unser Gehirn höchste Ansprüche stellt. Bedenkt man nun zusätzlich, dass Musik sehr früh wahrgenommen wird (...) und Gedächtnisleistungen auf unterschiedlichen Ebenen voraussetzt und dass sich das Gehirn des Säuglings noch über Jahre nach der Geburt erfahrungsabhängig entwickelt, so tritt die Bedeutung von Musik für die kindliche Entwicklung wieder in den Vordergrund“** Spitzer, 2002, S. 138.

## Literatur

- Damasio, Antonio: Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. München, Leipzig 1995
- Donald, Merlin: Origins of the Modern Mind. Three Stages in the Evolution of Culture and Cognition. Cambridge, London, Harvard University Press. 1991
- Gopnik, Alison, Kuhl, Patricia, Meltzoff, Andrew: Forschergeist in Windeln. Wie Ihr Kind die Welt begreift. Kreuzlingen, München 2000
- Nelson, Katherine: Language in Cognitive Development. Cambridge University Press. 1996
- Pöppel, Ernst: Grenzen des Bewußtseins. Über Wirklichkeit und Welterfahrung. Stuttgart 1985
- Portmann, Adolf: Das Spiel als gestaltete Zeit. In: Flitner, Andreas et al. Der Mensch und das Spiel in der verplanten Welt. München (dtv) 1976. S. 58-72.
- Schäfer, Gerd, E.: Bildungsprozesse im frühen Kindesalter. Selbstbildung, Erfahrung und Lernen in der frühen Kindheit. Weinheim, München 1995
- Schäfer Gerd, E. (Hrsg.): Bildung beginnt mit der Geburt. Ein offener Bildungsplan für Kindertagesstätten in Nordrhein-Westfalen. Weinheim, Berlin, Basel 2003
- Singer, Wolf: Die Entwicklung kognitiver Strukturen – ein selbst referentieller Lernprozeß. In: Schmidt, Siegfried, J. Gedächtnis. Frankfurt/M. 1991, S. 96-126.
- Singer, Wolf: Der Beobachter im Gehirn. Essays zur Hirnforschung. Frankfurt/M. 2002
- Spitzer, Manfred: Musik im Kopf. Hören, Musizieren, Verstehen und Erleben im neuronalen Netzwerk. Stuttgart, New York, 2002
- Wilson, Frank, R.: Die Hand – Geniestreich der Evolution. Ihr Einfluß auf Gehirn, Sprache und Kultur des Menschen. Stuttgart 2000.

## **Aus der anschließenden Diskussion:**

*Prof. Dr. Wilhelm Schepping:*

Ich hatte Bedenken, als Sie am Anfang etwas nachdrücklich sagten, das Gehirn ist nicht für die Musik gemacht, und nachher, auch die Hand ist nicht für die Musik gemacht. Dann ist das Gehirn für gar nichts gemacht, was wir lernen, denn so spezifisch ausgerichtet ist keine Gehirnfunktion, und auch die Hand ist dann nicht für das Handwerken oder andere Tätigkeiten gemacht. Sie haben das nachher natürlich dadurch erklärt, dass Sie sagen, es muss sich alles entwickeln, die Verknüpfungen im Gehirn müssen noch gebildet werden, und was nicht verknüpft wird, ist irreversibel verloren. Ich fand das eben etwas überspitzt, vielleicht wollten Sie es bewusst so.

Für mich ist es wichtig zu wissen, dass die Anlage für alles vorhanden ist, und im Grunde bei jedem, wenn ich zeitig genug die Verknüpfungen schaffe, wenn ich die Hand eben auch dafür in der Feinmotorik entwickle und wenn ich mein Gehirn auch dazu bringe, Töne noch bewusster wahrzunehmen – wir wissen, wie präzise Kinder ja schon wahrnehmen. Sie sprachen von pränatal, Sie sprachen von der frühen Kindheit im ersten Jahr. Ich habe mich als Pädagoge immer dagegen gewehrt, dass man im ersten, zweiten, dritten Schuljahr einen Musikunterricht mit Geräuschwahrnehmungskursen beginnt: Der Wecker wird da unterschieden von der Straßenbahn und ähnliches. Das ist ja sogar in potenzierte Weise schon alles da. Es ist fast unsinnig, damit Zeit zu vertun, statt zur Musik selbst zu kommen.

*Prof. Dr. Gerd E. Schäfer:*

Ja, Sie haben natürlich Recht, ich habe das etwas überspitzt. Ich kann Ihnen eigentlich in jedem Punkt zustimmen. Wenn ich sage, das Gehirn ist nicht für die Musik gemacht, dann meine ich, in der Evolution ist die Stimme dadurch entstanden, dass ein Ton natürlich weiter dringt als jedes Geräusch, das ich mache. Die Stimme ist für die Kommunikation und zur räumlichen Orientierung entwickelt worden. Erst als das etabliert war, ist sie sozusagen frei geworden für alle anderen Funktionen. Man sagt ja auch, unser Gehirn ist ein relativ unspezialisiertes Spezialinstrument, das von daher sehr flexibel ist. Aber es ist natürlich richtig, dass das Vorhandene im Sinne einer bestimmten Tradition auch aufgenommen und kulturell vorangetrieben werden muss. Die Lautunterscheidung ist im ersten, zweiten Lebensjahr erreicht, damit brauche ich nicht erst in der Grundschule anzufangen. Das ist wirklich „Eulen nach Athen getragen“. Da braucht man sich nicht wundern, wenn es langweilig wird.

*Thomas Rietschel:*

Ich habe eine Frage zu der Bildungsvereinbarung NRW, die als Anlage unserem Programm beiliegt. Ich glaube, Sie haben daran ja auch mitge-

arbeitet. Warum fehlt da ein eigener Bereich Musik? Die Musik taucht nur ganz am Rande in den Bildungsbereichen „Bewegung, Spielen und Gestalten, Sprache, Natur und kulturelle Umwelt“ auf. Das hat sicher irgendwelche Gründe, die mich interessieren würden.

*Prof. Dr. Gerd E. Schäfer:*

Das fragen Sie mit Recht nach. Dazu muss man zwei Dinge sagen. Diese Bildungsvereinbarung, die Sie jetzt in der Hand haben, ist erstens eine gekürzte Fassung von dem, was wir erarbeitet haben, und zwar eine sehr gekürzte Fassung. Allerdings steht auch in der langen Fassung, die man übrigens unter dem Titel „Bildung beginnt mit der Geburt“ kaufen kann, nicht viel über Musik, und das hat pragmatische Gründe. Wir konnten uns damals nicht mit allem gleichermaßen beschäftigen, und es lag uns einfach von unseren eigenen Kompetenzen her der visuelle Bereich näher. Aber es gilt alles, was da gesagt wird, auch für die Musik; diese Bemerkung ist zumindest drin. Wenn es eine Neuauflage dieses Buches gibt, werde ich natürlich das, was ich jetzt über die Musik neu hinzugearbeitet habe, mit einbringen. [Anmerkung: Die Neuauflage 2005 enthält eine etwas gekürzte Fassung meines Vortrags.] In dem Buch steht, dass das vorläufig ist, aber diese Bildungsvereinbarung, die das Ministerium herausgibt, erweckt den Eindruck, als wäre das etwas Endgültiges. Das sind Missverständnisse des Ministeriums, nicht meine. Ich will noch eins dazu sagen. Wir wollen vermeiden, dass die frühe Kindheit in lauter Kompetenzen aufgeteilt wird. Von daher haben wir zusammengefasst. Alles was mit Ästhetik zu tun hat, steht unter einem Punkt, wobei ich einen weiten Ästhetikbegriff voraussetze. Dazu gehört natürlich genauso das Tanzen, Theaterspielen usw. Das gehört alles mit hinein, und mit Recht könnte man auch nachfragen, warum das nicht drinsteht.

## Gesprächsrunde Felder der Hör-Erfahrung

Teilnehmer/innen:

- ◆ Dr. Hermann Josef Kahl, Bundesverband der Kinder- und Jugendärzte, Landesverband Nordrhein, Düsseldorf
- ◆ Erika Reinhard, Bundesarbeitsgemeinschaft Familienbildung & Beratung, Kiel
- ◆ Sabine Hellmig, Elterninitiative „Villa Kunterbunt“, Düsseldorf
- ◆ Detlev Jöcker, Kinderliedermacher, Menschenkinder Verlag, Münster
- ◆ Dr. Petra Schrand, Zeitschrift „Eltern“, München
- ◆ Gisela Eibeck, Musikschule Bochum („Musikwichtel“)
- ◆ Klaus Levermann, Sängerbund NRW („Liedergarten“), Duisburg
- ◆ Barbara Kohls, Landesjugendamt Rheinland, Köln

Moderation: Prof. Dr. Michael Dartsch,  
Hochschule des Saarlandes  
für Musik und Theater

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Ich denke, wir können dann unser Gespräch beginnen, das „Felder der Hör-Erfahrung“ überschrieben ist. Ich möchte Sie zunächst mit den Gesprächsteilnehmern und -teilnehmerinnen bekannt machen, die sich jetzt hier vorne versammelt haben. Ich beginne mal rechts von mir. Ich begrüße Frau Dr. Petra Schrand von der Redaktion der Zeitschrift „Eltern“ aus München. Daneben sitzt Frau Sabine Hellmig von der Elterninitiative „Villa Kunterbunt“ aus Düsseldorf, selbst auch Mutter einer siebenjährigen Tochter und eines vierjährigen Sohnes. Daneben sitzt Herr Dr. Josef Kahl vom Bundesverband der Kinder- und Jugendärzte, er führt den Vorsitz des Landesverbandes Nordrhein und des Präventionsausschusses innerhalb dieses Bundesverbandes, herzlich willkommen. Ihm zur Rechten sitzt der Kinderliedermacher Detlev Jöcker, auch Gründer und Inhaber des Menschenkinderverlages, selber vierfacher Vater; daneben Gisela Eibeck von der Musikschule Bochum, dort Abteilungsleiterin und auch tätig mit Eltern-Kind-Gruppen. Ihr zur Rechten sitzt Frau Barbara Kohls vom Landesjugendamt aus Köln. Dann begrüße ich Frau Erika Reinhard von der Bundesarbeitsgemeinschaft Familienbildung und Beratung. Frau Reinhard ist aus Kiel zu uns gekommen und beschäftigt sich besonders mit dem Eltern-Kind-Bereich. Und last not least begrüße ich Herrn Klaus Levermann vom Landesverband Nordrhein-Westfalen des Deutschen Sängerbundes. Dort ist er Referent

für Bildung und Öffentlichkeitsarbeit. Sie sehen, wir sind also von der Berufstätigkeit, aber auch regional weit gestreut, mit einem starken Zentrum in Nordrhein-Westfalen, Münster, Köln, und dann sozusagen mit einer südlichen Vertreterin, Frau Schrand, und einer nördlichen, Frau Reinhard. Zu unserem Thema „Felder der Hör-Erfahrung“, wobei wir uns hier besonders auf die Hörumwelten kleiner Kinder beziehen, da ja dieser ganze Tag „Babys wunderbare Klangwelt“ überschrieben ist: Ich möchte mit einer Art Bestandsaufnahme beginnen. Wie sieht eigentlich die Hörumwelt kleiner Kinder heute aus? Beginnen möchte ich zunächst einmal mit der medizinischen Seite. Herr Dr. Kahl, wie schätzen Sie das Hören bei kleinen Kindern heute ein? Welche Probleme diagnostizieren Sie?

*Dr. Hermann Josef Kahl:*

Wir als Kinder- und Jugendärzte haben zuerst einmal die Aufgabe festzustellen, ob ein Kind überhaupt hört. Die Früherfassung von angeborenen Hörstörungen ist ja nach wie vor noch ein großes Problem – etwas, das in diesem Rahmen vielleicht von weniger großer Bedeutung ist. Aber diese Kinder werden immer noch zu spät diagnostiziert und sind dann häufig nicht in der Lage, eine richtige Sprache zu erlernen, geschweige denn den Bildungsgrundsätzen, die hier angesprochen worden sind, wie andere Kinder zu folgen. Wir versuchen gerade bundesweit ein Früherkennungsprogramm zu etablieren, das auf große politische, logistische und finanzielle Probleme stößt. Das, was unsere Kinder hören, die Hörerfahrung, ist ja in dem Vortrag von Prof. Schäfer sehr gut – und besser kann man es, zumindest aus meiner Sicht, überhaupt nicht bringen – dargestellt worden. Da spielen allenfalls noch schichtspezifische Unterschiede eine Rolle.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Wie groß ist denn Ihrer Erfahrung nach der Anteil an Kindern, die mit Beeinträchtigung des Hörvermögens leben?

*Dr. Hermann Josef Kahl:*

Wir schätzen ca. eins von tausend Kindern zur Zeit.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Und werden diese Kinder zum großen Teil richtig diagnostiziert?

*Dr. Hermann Josef Kahl:*

Nach unseren Studien ist es so, dass in den großen Städten, dort wo es eine gute kinderärztliche Versorgung gibt, die Kinder im Schnitt bis zum 6. Lebensmonat erfasst werden. Wenn wir auf das Land gehen, wo diese Versorgung nicht so optimal ist, liegt der mittlere Erfassungszeitraum zur Zeit zwischen eineinhalb und zwei Jahren bis ein

Kind mit einer angeborenen Taubheit erkannt wird.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Ja, vielen Dank für diese Einschätzung schon einmal, die zunächst einen medizinischen Rahmen vorgibt. Jetzt würde ich mich gerne dem Singen zuwenden: Wie sieht es eigentlich heute mit dem Singen als Teil der kindlichen Hörumwelt aus, und das ist ja ein wichtiger Teil. Herr Levermann, welche Tendenzen beobachten Sie im Sängerbund?

*Klaus Levermann:*

Der Sängerbund an sich wird ja eigentlich erst tätig ab dem Kinderchor-Alter, d. h. im Grundschulalter, deswegen werden einige jetzt fragen, was der Sängerbund hier bei der frühkindlichen Hörerfahrung macht? Aber der Sängerbund hat als Verband natürlich auch eine Verpflichtung, nicht erst mit dem Kinderchor-Alter anzufangen, sondern wir haben uns auf die Fahne geschrieben zu hinterfragen, wann das Kind den singenden Menschen überhaupt kennenlernt. Und da sind wir zu dem Schluss gekommen, entweder – wie wir auch schon gehört haben – über den Mutterleib oder beim Gute-Nacht-Lied. Dann kam die zweite Frage: Wann lernt das Kind überhaupt das Singen in Gemeinschaft kennen? Da kamen wir auf Kindergarten, Schule und eventuell den Kinderchor. Und die nächste Frage war: Wie sind die Verantwortlichen überhaupt für den Umgang mit Kinderstimmen in KiTas oder Schulen ausgebildet? Insofern entschieden wir für unseren Verband, dort am Anfang eine Erhebung zu machen, aber es gibt auch genügend Erhebungen, auf die wir, Gott sei Dank, schon zurückgreifen können. Wir möchten losgelöst und in Verbindung mit der Sängerschaft Nordrhein-Westfalen dort ein neues Feld, den „Liedergarten“, anbieten, in dem wir dann auch in dem vorchorischem Bereich tätig werden.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Darauf werden wir sicher gleich noch eingehen. Im Sinne einer Bestandsaufnahme würde mich interessieren, wie denn im Sängerbund die Tendenzen sind, was die singende Jugend betrifft. Wie sieht das im Vergleich zu früher aus?

*Klaus Levermann:*

Entgegen den Prognosen und der Öffentlichkeit, die das Singen im Chor auf dem absteigenden Ast sieht, kann ich andere Zahlen vermelden. Wir hatten im letzten Jahr eine ganz normale Fluktuation von 70 ausscheidenden Chören in unserem Verband, aber auch 100 Neuaufnahmen. Die Tendenz geht dahin, dass sich gerade Kinder und Jugendliche etwas verstärkt dem Jazzbereich, dem Gospelbereich, also speziellen Chorgattungen zuordnen. Ich kann nur sagen, diese 70 Chöre, die von unserem Verband abgegangen

sind, sind ganz normale – auch altersbedingte – Abgänge.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Interessant. Gehen wir dann vielleicht noch einmal in den früheren Bereich, jetzt ganz gezielt. Frau Eibeck, wenn Sie mit Eltern und Kindern an der Musikschule arbeiten, was machen Sie für Erfahrungen mit der Nachfrage und den Bedürfnissen bei Eltern? Wie wird das häusliche Singen von Familien gepflegt, die an die Musikschule gehen?

*Gisela Eibeck:*

Wir haben eine sehr große Nachfrage. Wir haben 1997 mit unserem Projekt „Die Musikwichtel“ angefangen und haben das damals projektweise ausprobiert – weil wir natürlich auch sehr skeptisch waren, wie das läuft. Unser Ziel war damals, speziell die Eltern zu motivieren, zu Hause mit ihren Kindern wieder aktiv etwas zu tun, zu singen, Wiegenlieder usw., was eben dazugehört und verloren gegangen ist. Wir haben dann ganz schnell festgestellt, dass die Eltern sehr begeistert sind, und nicht nur die Eltern, sondern wir haben auch diese strahlenden Kinderaugen gesehen ... Wir haben dann gesagt, wir müssen dieses Angebot unbedingt fortsetzen. Jetzt haben wir eine sehr große Nachfrage, da wir alle Eltern in Bochum informieren, dass es ein solches Angebot gibt. Wir haben jetzt 600 Wichtel, im ganzen Stadtgebiet verteilt, im Alter von eineinhalb bis drei Jahren, und setzen das auch mit den Drei- bis Vierjährigen weiter fort. Dann geht die Nachfrage etwas zurück, weil der Kindergarten ansteht und die Kinder heute ja auch schon im frühen Alter in den Kindergarten gehen.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Führen Sie die Nachfrage auf Defizite zurück? Sie haben eben gesagt, etwas ist verloren gegangen, das Singen. Es hörte sich so an, dass Sie davon ausgehen, dass im Elternhaus von sich aus, ohne diese professionelle Hilfe, wenig geschehen würde. Würden Sie das bestätigen?

*Gisela Eibeck:*

Ich denke, das ist so. Dass die Nachfrage daher rührt, glaube ich eigentlich nicht, weil den Eltern das nicht so ganz bewusst ist. Junge Eltern, junge Mütter stehen heute so ein bisschen in einem Zugzwang, für ihr Kind etwas Gutes zu tun. Von daher kommt auch die Nachfrage. Dass wir dann wirklich – davon bin ich fest von überzeugt – etwas Gutes tun, merken Sie dann meist etwas später. Aber das macht ja nichts, es hat den gleichen Effekt.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Wir haben hier sozusagen die Einschätzung eines hauptamtlichen Mitarbeiters vom Sängerbund, dass das chorische Singen eigentlich im

Moment nicht zurückgeht, sondern einer normalen Fluktuation unterliegt. In den Familien wird aber Ihrer Meinung nach doch weniger gesungen, als es früher der Fall war? Kann ich das so festhalten?

*Gisela Eibeck:*

Ja, aber ich denke, das verändert sich auch wieder. Weil es ja sehr viele Musikschulen im ganzen Land gibt, die das im Moment aufgreifen und mit jüngeren Kindern arbeiten. Viele arbeiten ja auch mit noch jüngeren Kindern, fangen also im Babyalter an. Ich bin ganz sicher, dass das Singen wiederkommen wird. Es ist schon da. Man merkt das auch in der Früherziehung, wenn Wichtelkinder auch schon vorher viel gesungen haben. Das macht sich ganz stark bemerkbar, und die Eltern haben auch Lust zu singen.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Nun sind 600 Wichtel in Bochum eine beeindruckende Zahl. Aber es gibt natürlich eine Vielzahl von Kindern mehr in Bochum, denke ich, die das nicht mitbekommen. Diese Kinder treten aber irgendwann in Institutionen ein, in Kindergärten, oder auch schon früher in altersgemischte Gruppen oder Kinderkrippen. Deshalb jetzt die Frage einmal an Frau Kohls: In welchen Settings befinden sich eigentlich Kinder bis zu drei Jahren? Und welche Angebote gibt es für sie von Ihnen, also von den Einrichtungen selbst, und von außen, also von Fremdanbietern in den Einrichtungen?

*Barbara Kohls:*

Wenn wir über die bis zu dreijährigen Kinder sprechen, dann gibt es diese Kinder hauptsächlich in kleinen altersgemischten Gruppen. Da sind 15 Kinder in einer Gruppe, davon sieben unter drei Jahre alt, Kinder können diese Gruppe ab vier Monate besuchen. Es gibt darüber hinaus noch die alterserweiterte Gruppe, die ist für Kinder von einem Jahr bis zu zehn Jahren gedacht. Die sind dann jeweils zu zweit in einem Einschulungsjahrgang aufgeteilt, damit jeder Spielpartner zur Verfügung hat. Darüber hinaus gibt es auch private Einrichtungen – die nicht mit Landesmitteln und kommunalen Mitteln gefördert werden – in unterschiedlichen Zusammensetzungen. Es gibt z.B. Spielgruppen, die bis zu dreimal wöchentlich Kinder in der Regel im Alter von zwei bis sechs für zwei bis drei Stunden betreuen. Dann gibt es private Einrichtungen, die ähnlich einer Krippe sind, mit bis zu acht Kindern, die noch sehr jung sind. Oder es gibt auch Pflegefamilien, wo es im familiären Rahmen von zwei bis – bei Großpflegestellen – zehn Kinder sind. Und da sind natürlich auch unterschiedliche Kräfte eingesetzt. In den Spielgruppen z.B. empfehlen wir zwar Fachkräfte, das können aber auch andere geeignete Personen sein. In den nach GTK, also dem Gesetz für Tageseinrichtungen für Kin-

der, in Nordrhein-Westfalen geförderten Gruppen sind Fachkräfte eingesetzt.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Und wie schätzen Sie vom Jugendamt die Versorgung mit musikpädagogischen Angeboten ein? Was gibt es an Fremdanbietern? Was wird in den Einrichtungen selbst gemacht?

*Barbara Kohls:*

Das kann man sicherlich nicht so pauschal beantworten, da es im unserem Einzugsgebiet Rheinland ca. 5.500 Einrichtungen gibt und in Westfalen, glaube ich, ich bin mir nicht ganz sicher, auch ca. 3.500 – 4.000 Einrichtungen. Das eine ist, dass wir nicht nur in diesem Bereich, sondern in vielen Bereichen bemerkt haben, dass die Ausbildung der Erzieherinnen angehoben werden sollte. Es gibt im Moment Zusatzausbildungen an der Fachschule, auch im musikalischen Bereich, man hat also schon erkannt, dass da dringend etwas getan werden muss, auch z.B. für die Sprachförderung. Sicherlich hängt das auch vom persönlichen Engagement und der Kenntnis der dort tätigen Fachkräfte ab. Ich setze aber schon voraus, dass in den Gruppen gesungen wird, ich erfahre das auch. Ich besuche ja die Einrichtungen und erfahre dort, dass auch gesungen und musiziert wird, dass Kinder dort tanzen und das denen das unheimlich viel Spaß macht. Und das ist ja auch für ihre Entwicklung sehr wichtig. Es gibt außerdem Projekte, wo Musikschulen in die Tageseinrichtungen kommen, wobei es bestimmte Voraussetzungen gibt, unter denen das möglich ist.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Ja, vielen Dank für die Einschätzung erst einmal. Ich bleibe noch ein bisschen bei den Angeboten. Frau Hellmig, wie macht es eine Elterninitiative, an Angebote heranzukommen, um sich Musik in die Einrichtung zu holen?

*Sabine Hellmig:*

In unserer Einrichtung besteht eine Kooperation mit der Clara-Schumann-Musikschule. Die Kinder ab drei Jahren haben die Möglichkeit, in einer musikalischen Früherziehung mitzumachen. Eine Pädagogin von der Musikschule kommt in die Einrichtung und macht einmal wöchentlich Unterricht. Was sie mit den Kindern macht, wird auch am Schwarzen Brett ausgehängt, so dass die Eltern auch ein bisschen Einblick in die Arbeit bekommen. Den Kindern macht das sehr viel Spaß.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Wie wird das wahrgenommen?

*Sabine Hellmig:*

Von allen Kindern der Einrichtung, das sind im Moment 24, machen ungefähr die Hälfte mit. Die

anderen sind jetzt noch im Alter von drei bis vier Jahren, wir haben gerade sehr viele neue Kinder bekommen. Aber im Verlauf der Zeit macht die Gruppe schon fast vollzählig mit.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Vielleicht darf ich fragen, ob es sonst noch Angebote von draußen gibt, also ob Sie zusätzlich noch einen Fachmann für Computer und einen für Bewegung, einen für Reiten und einen für Tanzen in die Einrichtung holen?

*Sabine Hellmig:*

Es war auf den Elternabenden im Gespräch, für die Hortkinder einen Englischlehrer zu engagieren, der wäre auch von außerhalb in die Einrichtung gekommen. Eine der Praktikantinnen, die im Moment da ist, macht für die Hortkinder einen Computerkurs – aber so etwas ist eher für die Hortkinder vorgesehen, nicht für die Kindergartenkinder. In diesem Rahmen ist also bei uns im Moment nur die musikalische Seite bedacht. Wir haben allerdings eine Erzieherin, die sich auch um Entspannung und ganzheitliche Wahrnehmung kümmert. Sie hat dafür aber eine Extraausbildung.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Die musikalische Seite ist ja auch unser Spezialgebiet heute. Ich darf Sie, Frau Schrand, einfach mal etwas zu dem fragen, was Sie mir im Vorfeld geschickt haben. Mir ist besonders Ihr Satz in Erinnerung geblieben: „Singende und nicht Singende sind für mich wie zwei Welten“. Was steht da dahinter?

*Dr. Petra Schrand:*

Das ist meine persönliche Erfahrung. Ich merke es in meiner Arbeit, wenn ich z.B. einen Artikel schreibe, in dem es um Singen für Kinder bzw. Singen mit Kindern geht, genauso wie bei Artikeln über Musikerziehung. Einige Leserreaktionen sind ganz begeistert, andere sagen: „Ich glaube Ihnen ja, aber ich traue mich nicht.“ Ich habe dann das Gefühl, als würde man zu einem Blinden von der Farbe reden. Jemandem, in dessen Familie Musik keine Rolle spielt, nützt es nichts, wenn er hört, dass Singen wichtig ist. Weil er sich nicht anzufangen traut oder gar nicht weiß, wie das ginge. Bei den Familien, in denen sowieso viel gesungen wird, trage ich nur Eulen nach Athen. Ich erlebe es als sehr schwierig, beide Gruppen in meinen Texten gleichzeitig anzusprechen.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Das ist ein Problem, auf das wir sicher gleich auch noch kommen werden: Erreicht man die mit den Angeboten, die man erreichen möchte? Ich würde aber gern noch ein bisschen bei der Bedeutung des Singens überhaupt verbleiben. Vielleicht frage ich einfach mal Herrn Jöcker als

jemanden, der singt, mit Kindern und für Kinder. Was ist für Sie der pädagogische Wert des Singens über andere Wertsetzungen hinaus? Sie verdienen auch Geld damit, aber es hat doch noch einen anderen Wert für Sie?

*Detlev Jöcker:*

Ich kann nur aus der eigenen Erfahrung schildern. Zum erstenmal habe ich ein Kinderlied geschrieben, da war mein jetzt 28 Jahre alter Sohn drei Jahre alt, da suchte ich die neuen Kinderlieder – gefunden habe ich viele Lieder, die ich als Kind schon kennengelernt habe. Ich suchte auch Lieder, die mir halfen, z.B. beim Wickeln, einfach beim Spaß haben, vor allen Dingen bei der Nähe-Erfahrung, beim Kuschneln – die habe ich nicht gefunden. Und so habe ich aus der Not heraus diese Lieder oder diese Sparte erfunden, Lieder für die Kleinsten. Ich kann aus eigener Erfahrung sagen, das ist gelebte Pädagogik pur. Weil da spielerisch bestimmte Entwicklungsschritte gefördert werden, vor allen Dingen die Freude, die Vertrauensbildung zwischen Eltern und Kindern. Und ich hatte über diese Lieder ja die wunderbare Möglichkeit und auch die Motivation, meine Kinder anzuschauen. Ich habe mich in eine Ecke gesetzt, die Knie schön weich gemacht, gepolstert, das Kind draufgelegt und plötzlich gemerkt, dass sich im Singen, im Erfinden ... Himpel und Pimpel ... zwei Beine bewegen, da habe ich mein Kind kennengelernt. Das ist etwas Wunderbares, und davon reden wir heute noch – natürlich nicht als einjährige Kinder zurückerinnernd, aber das hat dann wirklich etwas in Gang gebracht, was ich dann in meinen Liedern über die Jahre hinaus auch dokumentiert habe.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Das bildet jetzt eine wunderbare Brücke, über die Bedeutung der Musik im Eltern-Kind-Bereich allgemein noch einmal nachzudenken. Frau Reinhard, Sie haben sich bei der Bundesarbeitsgemeinschaft Familienbildung und Beratung mit der Eltern-Kind-Thematik besonders beschäftigt. Welchen Stellenwert nimmt da die musikalische Qualifikation ein?

*Erika Reinhard:*

Wir von der Bundesarbeitsgemeinschaft Familienbildung und -beratung machen die unterschiedlichsten Angebote für Kursleiterinnen, die im Eltern-Kind-Bereich tätig sind. Wir haben einen Ausbildungsgang, der sich „Ausbildung zur Eltern-Kind-Fachkraft“ nennt. Das Ziel dieser Ausbildung orientiert sich daran, was Eltern und Kinder gemeinsam machen können. Neben allen Dingen, die wichtig sind – z.B. gruppendynamische Prozesse oder Gesprächsführung mit einer Mutter – nimmt der musikalische Bereich in dieser Ausbildung einen ganz großen Raum ein. Denn das ist es, was Eltern von den Kursleiterinnen oder Gruppenleiterinnen fordern: Wie kann

ich mein Defizit verringern, das ich im Umgang mit dem Kind habe? Die Kursleiterinnen müssen also für sich selbst entscheiden, wie sie die Erwartungen der Eltern erfüllen können, gleichzeitig müssen sie aber auch auf die Bedürfnisse der Kinder eingehen. Dieses den Kursleiterinnen zu vermitteln, ist das Ziel unserer Ausbildung.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Heißt das, dass Kursleiterinnen, die im Eltern-Kind-Bereich tätig sind, in jedem Fall musikalisch beleckt sein müssen oder von Ihnen beleckt werden? Oder ist das eine Spezialisierungsmöglichkeit?

*Erika Reinhard:*

Das ist an sich keine Spezialisierungsmöglichkeit. Ich wüsste gar nicht, wie eine Eltern-Kind-Gruppe ohne Musik, ohne Lied, ohne Reim funktionieren könnte. Das ist eine Basisangelegenheit, so ähnlich, wie Sie das jetzt von Ihren Kindern geschildert haben, Herr Jöcker, das gehört einfach in jede Eltern-Kind-Gruppe. Und das Besondere an diesen Eltern-Kind-Gruppen ist eben auch, dass Eltern und Kinder, also ich muss eigentlich sagen Mutter und Kind, gemeinsam Lieder erfahren. Das ist nicht etwas, was das Kind mit nach Hause bringt, aber nicht verwerten kann, weil es das Lied nicht wiedergeben kann, sondern die Mutter hat es auch gelernt. Beide können es für den Rest der Woche verwerten; es ist also etwas, was sich die beiden gemeinsam erarbeiten. Das, finde ich, ist das ganz Besondere an den Eltern-Kind-Gruppen. Sie schaffen sich etwas Gemeinsames.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Als die Tendenz einsetzte, Eltern-Kind-Gruppen an Musikschulen zu bilden, ist das nicht ohne Skepsis beobachtet worden: Immer noch Kleinere an die Musikschulen zu holen, ist das nicht auch mit gewissen Gefahren verbunden? Was für Auswirkungen beobachtet man mit Eltern-Kind-Gruppen zu Anfang eines Kurses und am Ende eines Kurses? Kann man wirklich sehen, was sich innerhalb einer solchen Eltern-Kind-Arbeit entwickelt?

*Erika Reinhard:*

Ich bin ja alt genug, um Enkelkinder zu haben, und ich habe drei, die mir das demonstrieren. Gerade bei dem Zweijährigen, der jetzt in eine solche Eltern-Kind-Gruppe geht, entsteht eine neue Bindung zu seiner Mutter, eine neue Einheit. Die beiden spielen sich ein Wort zu, die Mutter kann das Lied singen, aus dem das Wort stammt, er ergänzt es. Das ist etwas sehr Schönes, etwas, das wir uns eigentlich von Mutter und Kind wünschen.

*Gisela Eibeck:*

Ja, ich kann das nur bestätigen. Aber Sie haben jetzt die Mutter immer so hervorgehoben. Kinder haben ja alle einen unterschiedlichen Rhythmus, die einen schlafen früh die anderen spät. Wir bieten freitagnachmittags relativ spät einige Wichtelkurse an, da kommen auch die Väter.

*Dr. Hermann Josef Kahl:*

Sie haben jetzt einen Aspekt angesprochen, der ja nur einen Teil dessen wiedergibt, was diese Bildung erzeugt und hervorruft: das Singen. Ich möchte ganz gerne noch einmal auf die Sprache zurückkommen, die Entstehung der Sprache das Hören und das, was heute morgen hier auch angesprochen worden ist, die Wahrnehmung und die Sinne, die insgesamt gefördert werden sollten. Sie sprechen natürlich von den Dingen, die gut laufen. Wir als Ärzte stellen aber in den Vorsorgeuntersuchungen unter anderem fest, dass heute eine ganze Menge Kinder groß werden, die diese Erfahrungen nicht in einer angemessenen Art machen. Und vielleicht müsste man die Diskussion ein bisschen dorthin lenken. Viele Kinder in unserer Gesellschaft haben die Möglichkeiten nicht oder nehmen diese Möglichkeiten nicht wahr – oder ihre Eltern nehmen sie nicht wahr. Eine unserer Aufgaben als Kinder- und Jugendärzte besteht darin, über die Vorsorgeuntersuchung in Zukunft an die Eltern heranzutreten, um sie von vornherein gezielt auf diese Möglichkeiten hinzuweisen. Wir sind ja im Augenblick nur in der Lage zu diagnostizieren – „es besteht ein Mangel“ oder „es besteht schon eine Entwicklungsverzögerung“ oder „es besteht eine Erkrankung“ –, was ein großes Dilemma darstellt. Aber in Zukunft werden wir versuchen, übrigens in Zusammenarbeit mit der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung in Köln, ein Elternheft zu entwerfen, das unter anderem diese Dinge gezielt anspricht, um den Eltern verstärkt aufzuzeigen, wie wichtig eben diese Sinneswahrnehmung und die Förderung der Sinne und der Wahrnehmung insgesamt für eine gute Entwicklung ihrer Kinder ist.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Wenn ich Sie richtig verstanden habe: Sie könnten sich sogar vorstellen, dass der Kinderarzt ein Kind nicht nur bei bestimmten Defiziten zur Psychomotorik schickt, sondern dass er auch schon sehr früh sagt: „Könnten Sie sich nicht mal vorstellen, in eine Eltern-Kind-Musik-Gruppe zu gehen?“

*Dr. Hermann Josef Kahl:*

Natürlich. Das ist ja der Sinn dieser Elternberatung, wir nennen das „primäre Prävention“ – dass die Kinder eben nicht erkranken, weil sie zu schlecht gefördert worden sind, keine Bildung und keine vernünftige Sprache haben und den Gesang nicht kennen. Sie haben ja überall in den

Zeitungen gelesen, wie groß die Sprachdefizite bei den Kindern heutzutage sind, und das ist ja nur ein Teil der Defizite, die es ansonsten noch bei diesen Kindern gibt.

*Erika Reinhard:*

Vorhin fiel ja schon einmal das Wort „schichtspezifisch“. Ich denke, das ist sehr deutlich, dass gerade die Eltern-Kind-Gruppen auch auf eine ganz, wenn ich dieses Wort noch einmal benutzen darf, bestimmte „Schicht“ treffen. Es ist natürlich der Idealfall, wenn Eltern und Kinder etwas zusammen wahrnehmen. Schön ist es auch, wenn Vereinigungen in den Kindergarten oder in die Kindergruppen kommen und dort etwas anbieten. Das ist besser als gar nichts. Aber ich glaube, die meisten Kinder wachsen doch sehr viel mehr mit dem Fernseher und dem Kassettenrekorder auf. Und erlauben Sie mir, dass ich aus Sicht unseres Verbandes noch etwas dazu sage: Wir bilden mittlerweile Elternberaterinnen aus, die sich etwa wie folgt äußern können: „Ihr Kind hat dies oder jenes Defizit, suchen Sie sich ein passendes Angebot und machen Sie einfach etwas Gemeinsames.“ Das ist jetzt unser Ansatz.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Sie haben das Wort „Schichten“ in dem Zusammenhang gebraucht, das ja als Begriff in der Soziologie nach wie vor benutzt wird. Ich frage noch einmal beim Sängerbund nach, welche Menschen sind es denn, die singen? Sind das bestimmte Schichten? Sie können jetzt auch ruhig von Älteren ausgehen, das müsste sich ja auch dort zeigen.

*Klaus Levermann:*

Nein. Ich denke, das Singen in Gemeinschaft ist ein schichtübergreifendes Erlebnis. Das zeigt sich auch in unseren Chören, wo auch gar nicht unterschieden wird, wer in der Chorgemeinschaft singt. Erlauben Sie mir, noch einmal auf meine Vorredner einzugehen. Ich habe da ein schönes Beispiel. In einen Kinderchor kam ein Kind auf Anraten des Arztes, um sprachliche, aber auch persönliche Defizite auszugleichen. Dieses Kind hat sich zwei Jahre begeistert im Chor gezeigt, laut Rücksprache mit dem Arzt sind Verbesserungen eingetreten, also wirklich hervorragend. Das Kind ist dann in die Schule gekommen, kam in den Schulchor, und nach zweimaligem Singen sagte dann die sogenannte Pädagogin: „Du brauchst hier nicht mehr mitzumachen, du kannst nicht singen“. Ich denke, das ist das nächste Problem, das wir haben. Wir sind uns alle darüber klar, dass Kinder singen. Wir glauben auch alle, dass Kinder singen wollen und dass Eltern mit Kindern singen wollen. Nur die Generation, die jetzt Kinder hat, ist ja vom Alter her diejenige, der selber Erfahrungen fehlen, weil sie damals in einer Zeit aufgewachsen ist, wo das alles kam – Fernsehen usw. Aber ich glaube, wir müssen un-

bedingt über die Ausbildung derer nachdenken, die mit Kindern singen und die Eltern zum Singen mit Kindern anleiten. Das steht im Moment ganz stark im Blickpunkt des Interesses. Auch von uns, vom Sängerbund, von den Musikschulen, von, glaube ich, allen Fachverbänden.

*Sabine Hellmig:*

Ich kann das nur bestätigen, was Herr Levermann gesagt hat, denn ich habe im Gespräch mit den Eltern unserer Elterninitiative erfahren, dass viele Eltern den Wunsch nach angeleiteter Ausbildung schon im frühkindlichen Bereich haben, dass sie sich eben nicht trauen, mit den Kindern zu singen, gerade auch häufig die Väter, weil sie es selbst nicht mehr so richtig gelernt haben. Der Wunsch geht ganz klar dahin, eine Anleitung zu bekommen, und das eben nicht erst ab dem Kindergarten, sondern schon früher.

*Dr. Petra Schrand:*

Dr. Petra Schrand: Zum Thema „Wir brauchen eine Anleitung“ kann ich ein Beispiel erzählen. Ich hatte vor zwei Jahren einmal auf den Spieleseiten bei uns in „Eltern“ einen kleinen Vers abgedruckt. Ich weiß ihn noch auswendig, weil es darauf mehrere Leserreaktionen gab. Der Vers hieß: „Schlaf mein kleines Mäuschen / schlaf bis morgen früh / bis der Hahn im Häuschen / ruft sein Kikeriki“. Darunter hatte ich geschrieben: „Singen Sie den Vers und wiegen Sie Ihr Kind im Takt“. Ich bekam irritierte Leserbriefe. Einige fühlten sich überfordert, weil nicht vermerkt sei, wie man den Vers singen solle. Es würden die Noten fehlen. Und andere Briefe bemängelten, Noten hätten auch nicht genutzt, weil nicht alle Leser Noten lesen könnten ...

Wir wollen natürlich nicht, dass unsere Leser verärgert sind oder sich überfordert fühlen. Das bedeutet für die Zukunft: Ich schreibe weitere solche Verse. Aber nun steht darunter: „Denken Sie sich eine Melodie aus oder sprechen Sie den Vers.“ Ich erinnere mich noch, dass ich damals bei den Leserbriefen mit Unverständnis reagiert habe und dachte: „Das ergibt sich doch von selbst. Die Zeilen liest man einmal laut, dann weiß man, wie man das singen kann!“ Und ich bekam zu hören: „Nicht jeder ist so musikalisch wie Sie!“ Dabei bin ich gar nicht sehr musikalisch. Aber aus solchen Gesprächen resultiert mein Eindruck, dass Sänger und Nicht-Sänger in zwei verschiedenen Welten leben. Und die Menschen brauchen wirklich viel mehr Förderung und Unterstützung, als man sich das vorstellt.

*Barbara Kohls:*

Ich glaube, das ist der eine Punkt, dass Eltern in dem unterstützt werden müssen, was sie für ihre Kinder tun können und tun wollen. Und der Bedarf ist da sicherlich sehr groß. Ich weiß, dass es z.B. auch vom Kinderschutzbund unterschiedliche Angebote gibt, Kurse für Eltern, um mit der

Erziehung ihrer Kinder klarzukommen. Die Fragen sind da sehr groß, auch in den Tageseinrichtungen für Kinder nimmt die Elternberatung einen immer größeren Stellenwert ein. Es gibt aber natürlich auch die Eltern, die solche Angebote nicht wahrnehmen. Wie Sie ja auch gerade gesagt haben, ist das leider teilweise schichtabhängig. Das Glück der Tageseinrichtungen für Kinder ist sicherlich, dass sie mittlerweile so etabliert sind, dass fast alle Kinder die Tageseinrichtungen für Kinder besuchen. Das gilt aber zum Großteil nur für die Kinder ab drei Jahren. Das Angebot für Kinder unter drei Jahren ist immer noch sehr gering. Ich weiß, dass es Bestrebungen gibt, dort etwas zu tun, und glaube, dass es dringend notwendig ist. Es müssten unterschiedliche Angebote geschaffen werden, um Familien in der Erziehung ihrer Kinder zu unterstützen, um ein breitgefächertes Bildungsangebot bereitzustellen und eine Umgebung zu schaffen, in der sich Kinder ihren Bedürfnissen und Neigungen entsprechend entwickeln und Erfahrungen sammeln können.

*Detlev Jöcker:*

Ich möchte zum Thema Singen für Erwachsene und den Problemen, die Erwachsene damit haben, etwas sagen. Vor 15 Jahren, als ich meine erste Fortbildungsveranstaltung mit Erzieherinnen und Grundschullehrerinnen durchführte, war ich erstaunt, dass selbst Erzieherinnen, die ja, wenn es wirklich um kreative, spontane Dinge geht, viel weniger Hemmungen haben als andere, doch eine gewisse Zurückhaltung zeigten, wenn es um das Singen ging. Da habe ich sehr schnell festgestellt, dass Singen etwas sehr Intimes ist. Die Menschen haben Angst davor, etwas preiszugeben, weil sie unsicher sind. Ich denke, es gilt Methoden und Möglichkeiten zu finden, diese Unsicherheit möglichst niedrig zu halten – also nicht nur die Kinder zu fördern, sondern auch den singewilligen, aber unsicheren Menschen. Dabei habe ich festgestellt, dass es eine Klientel gibt, die den Erzieherinnen helfen kann: die Kinder selber. Darum sage ich auch immer: „Schaut auf die Kinder, nehmt sie wahr, sucht den Blickkontakt. Gebt jedem Kind das Gefühl, ich singe für dich, weil das Kind, das dieses Gefühl nicht hat, aussteigt und unruhig wird; und wenn es unruhig wird, macht es euch unsicher.“ Es ist also ein Prozess, und ich denke, dass es ganz wichtig ist, einfach darauf aufmerksam zu machen. Meine Aufgabe bei solchen Veranstaltungen sehe ich darin, Hilfestellung zu geben.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Frau Eibeck, ich würde Sie gerne auch noch etwas dazu fragen. Mir geht die Frage nicht aus dem Kopf, ob diejenigen, die es brauchen, die Angebote in Anspruch nehmen. Also wie ist es an der Musikschule, bei den Musikprofis: Kommen da Ihrer Erfahrung nach die Eltern hin, die

sowieso schon musikinteressiert sind, oder sind es diejenigen, die wirklich mal was kennen lernen wollen, zu dem sie selbst noch gar keine Beziehung haben?

*Gisela Eibeck:*

Das ist sehr gemischt, muss ich sagen. Natürlich haben wir unsere Musikschulklientel, und natürlich hat Musikschule auch immer noch eine Hemmschwelle für viele, das ist ganz klar. Dadurch, dass wir wirklich alle Kinder in dem entsprechenden Alter anschreiben – die Kinder persönlich, das läuft ganz automatisch bei uns über das Einwohnermeldeamt –, haben alle Eltern in ganz Bochum die gleiche Information. Dadurch, dass die Kurse alle halbe Jahre immer wieder neu beginnen, bekommen sie manchmal auch sehr viel Post von uns. Das ist vielleicht sogar schon ein bisschen penetrant, aber alle Eltern haben die Informationen. Aber natürlich können sich das trotzdem nicht alle Eltern leisten. Das ist ein anderes Problem, denn es kostet ja Geld.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:* Wieviel? Kann man das einfach mal sagen?

*Gisela Eibeck:*

Es kostet 15 Euro im Monat. Dazu haben wir weitere Angebote, z.B. dass Sozialhilfeempfänger nichts zahlen, wenn sie einen Vergünstigungsausweis haben, wir haben auch Geschwisterermäßigung, die bis zu 40% geht. Aber trotzdem erreichen wir gerade die Kinder nicht, die es besonders nötig haben, das ist klar, da brauchen wir uns nichts vormachen. Trotzdem, denke ich, erreichen wir viele Kinder, und wir werden natürlich weitermachen. Wir sind dann auch, um das mal ein bisschen fortzusetzen, in den Einrichtungen, in den Kindergärten in Bochum, wo wir die Möglichkeit haben, noch mehr Kinder zu erreichen. Das kostet zwar auch wieder Geld, aber wir haben da eine Lösung gefunden, so dass auch Kinder daran teilnehmen können, deren Eltern sich das nicht leisten können. Es gibt da Lösungen, die nicht ausgereift und verbesserungsbedürftig sind, aber wir versuchen es.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Ich würde mich – da wir jetzt am Anfang mehr über den Ist-Zustand gesprochen haben – im zweiten Teil des Gespräches gern ein bisschen mehr auf Möglichkeiten der Verbesserungen, also auf Ideale konzentrieren. Aber zuvor noch einmal eine Frage an Sie, Herr Jöcker, die ich noch auf den Lippen habe. Was ja sehr viele Kinder erreicht, sind sicherlich Tonkassetten, also Medien. Auch die kosten Geld und muss man kaufen, aber dennoch ist die Verbreitungszahl von Tonkassetten ja sehr hoch. Wie erleben sie den Spagat zwischen den Marktgesetzen beim Vertrieb solcher Tonkassetten oder Liederbücher einerseits und den pädagogischen Idealen andererseits?

rerseits? Lässt sich das leicht vereinen oder stehen sich diese beiden Welten – hier der Markt und da die Pädagogik – auch manchmal entgegen? Gibt es da eine Konkurrenz?

*Detlev Jöcker:*

Da bin ich der falsche Ansprechpartner. Ich habe von Anfang an, also als es vor 25 Jahren losging, autark und selbstbestimmend gearbeitet, nicht mit einer großen Schallplattenfirma, nur auf der Vertriebssebene. Der Menschenkinder Verlag organisiert die Veranstaltungen selbst, um familienfreundliche Eintrittspreise zu bekommen. Von daher war es für mich nie ein Spagat, sondern ich hatte Ideen, vielleicht – oder Gott sei Dank – früher als dann andere Kollegen. In meiner Familie bin ich auf Ideen gekommen und habe sie umgesetzt. Natürlich habe ich auch das Talent, Unternehmer zu sein, und es ist mir schon wichtig, das unter die Leute zu bringen, was ich für gut befinde und von dem ich glaube, das es mithilft, an dem positivem Haus dieser Zeit zu bauen. Ich habe das mit genauso viel Spaß gemacht, wie ich komponiert habe. Von daher war es für mich nie ein Spagat, sondern ein notwendiges Mittel, die Lieder und Ideen dorthin zu tragen, wo sie hingehören, und zwar in Form von Kassetten und CDs.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Wie erleben das andere hier im Kreis? Die Konfrontation der Kinder mit Musik auf Konserve? Frau Reinhard, Sie möchten dazu schon gleich etwas sagen?

*Erika Reinhard:*

Ich habe mich erst sehr dagegen gesträubt und habe immer gesagt: „Das persönlich gesungene Lied ist um vieles wertvoller, es bringt mich dem Kind näher“. Im Laufe der Zeit hatte ich einen Fundus zusammen und gedacht: „Was mache ich nun eigentlich damit? Ich kann ja nicht ewig singen.“ Die Bundesarbeitsgemeinschaft Familienbildung und Beratung hat inzwischen zwei CDs mit meinen gesammelten Liedern produzieren lassen (ich muss ja auch ein bisschen Werbung betreiben). Ich habe bewusst darauf geachtet, dass die Texte wirklich einfach und kurz sind – von Ihnen, Herr Jöcker, sind übrigens einige dabei, aber ich habe nachgefragt – und dass die CDs zu Hause ohne Überforderung der Kinder gehört werden können, und dass auch die Eltern leicht mitsingen können.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Und was machen Sie für Erfahrungen mit der Nachfrage nach diesen CDs?

*Erika Reinhard:*

Wir müssten noch unseren Vertrieb verbessern.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Das ist das Gesetz des Marktes. Funktioniert das bei Ihnen noch nicht so ?

*Erika Reinhard:*

Wir haben schon ganz schön verkauft, aber es könnte natürlich weitaus mehr sein. Dann würde es ja unserer Bundesarbeitsgemeinschaft viel besser gehen ...

*Detlev Jöcker:*

Ich denke, man sollte nicht zu böse auf den Tonträger starren, sondern mal überlegen, was damit eigentlich passiert. Es ist eine Anregung. Die Musik ist liebevoll, die Gestaltung kompetent und ansprechend; die Textverständlichkeit ist ganz, ganz wichtig. Die Kinder mögen diese Lieder, und die Mutter muss die Musik auch mögen, weil die Mütter die Kaufentscheidung treffen. Und irgendwann liegt die Kassette dann herum und wird nicht mehr gespielt, zwischendurch mal, und dann singt die Mutter das Lied oder das Kind singt das Lied. Es verselbstständigt sich und verwebt sich zu einer wunderbaren Symbiose. Von daher ist der Tonträger einfach wichtig, um zu begeistern.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Frau Hellmig, wie leicht oder schwer ist es denn für Eltern, sich im Dschungel der für Kinder produzierten Medien zurechtzufinden?

*Sabine Hellmig:*

Ich denke, dass nachdem die Mutter eine Entscheidung getroffen hat, welche Art von Musik ins Kinderzimmer kommt, die Kinder doch sehr schnell einen eigenen Geschmack entwickeln. Wir hatten diverse Musik-CDs zur Auswahl, wobei meine Tochter sich für Kinderchöre entschieden hat, die normale Volkslieder singen. Mein Sohn ist jetzt ganz anderer Ansicht. Ich denke, dass sich die Kinder ihre eigene Musik aussuchen und diese Lieder dann aber auch singen, sich also eine Zeit lang anhören, dann aber auch mitsingen und ohne die Konserve selbst Musik machen.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Und wer entscheidet in Ihrer Elterninitiative darüber, welche Kassetten in den Kindergarten kommen? Sind das die Erzieherinnen, die Eltern, die Kinder?

*Sabine Hellmig:*

Das sind in erster Linie tatsächlich die Kinder, die Kassetten von zu Hause mitbringen. Ansonsten wird aber relativ wenig Kassette gehört, sondern es wird tatsächlich gesungen und selbst Musik gemacht.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Frau Schrand, empfehlen Sie in der Zeitschrift „Eltern“ auch ab und zu Tonträger, und welche Kriterien sind dann da leitend?

*Dr. Petra Schrand:*

Dr. Petra Schrand: Wir haben einmal eine große Liste mit dem Titel „Empfehlenswerte CDs“ zusammengestellt. Da lauteten die Kriterien: Kann man die Texte gut verstehen? Sind die Stücke gut instrumentiert? Liegen die Texte bei? Außerdem empfehlen wir dasselbe, was auch Herr Jöcker gerade sagte: Die Musik muss auch den Eltern gefallen, sie müssen sie schließlich oft hören. Der Elterngeschmack ist also auch bei Kinder-CDs ein ernsthaftes Kriterium. Diese Liste haben wir per Faxabruf angeboten – und diese Liste wurde in jenem Jahr am häufigsten abgefragt, noch vor Kinderwagenherstellern und Stillberaterinnen und allen möglichen anderen Angeboten von uns. Daraufhin haben wir begonnen, in dem Heft einzelne Musik-CDs vorzustellen.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Bei einem Kriterium möchte ich noch kurz nachfragen. Was heißt „gut instrumentiert“? Was stellen sie sich vor für Kinder?

*Dr. Petra Schrand:*

Ich stelle mir vor, dass die Kinder die einzelnen Instrumente gut hören können. Sie sollten unterscheiden können: Das ist jetzt die Trommel, das ist eine Geige. Ein Klangbrei oder zu synthetische Musik ist ungünstig.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Durchsichtigkeit und natürliche Instrumente ... Wir sollten ja eigentlich auch jemandem vom Fernsehen dabei haben, das ist jetzt sehr schade. Wir hatten jemanden von der „Sendung mit der Maus“ und auch jemand von den „Teletubbies“ angefragt. Vielleicht möchte sich aber trotzdem jemand auch zu diesem Medium äußern? Wie erleben wir die Musik im Fernsehen? Das wäre jetzt sehr naheliegend, habe ich das Gefühl.

*Erika Reinhard:*

Eigentlich kann das doch gar kein Thema sein, wenn wir von der frühkindlichen Erziehung bis zum dritten Lebensjahr sprechen ... welche Kinder sehen denn in dem Alter fern?

*Prof. Dr. Michael Dartsch:* Haben Sie eine Ahnung!

*Sabine Hellmig:*

Also meine Tochter hat tatsächlich die „Teletubbies“ gesehen. Als die im Fernsehen zuerst auftauchten, war sie zweieinhalb Jahre alt, genau im richtigen Teletubbie-Alter. Und sie hat tatsächlich mit den Liedern viel anfangen können! Sie hat nicht nur die Lieder gesungen, sondern auch vor

dem Fernseher mitgetanzt und das Ganze dann noch in Bewegung umgesetzt. Das Konzept, muss ich ganz ehrlich sagen, fand ich gar nicht so doof, die Wiederholung von diesen einfachen Bewegungen auch nicht, das war sehr kleinkindgerecht.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Dass die Musik gerade dieser Sendung, auf die wir jetzt gekommen sind, tatsächlich dazu anregt, sich unter Umständen zu bewegen oder szenisch nachzuempfinden, ist übrigens auch in Untersuchungen gezeigt worden – also dass die Kinder nicht nur starr davor sitzen. Wollte sich noch jemand zum Thema Fernsehen äußern? Sonst habe ich noch ein anderes Thema, was ein bisschen auf der Strecke geblieben ist, aber schon anklang und mir auf dem Herzen liegt. Das ist die Qualifikation von Leuten, die mit Kindern singen oder musizieren. Frau Eibeck, braucht es eigentlich Profis? Sie sind aus der Musikschule und deswegen meine erste Adresse. Braucht es eigentlich Profis oder Studierende für die musikalische Arbeit mit kleinen Kinder?

*Gisela Eibeck:* Da sage ich ein klares Ja.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:* Könnten Sie das ein bisschen erläutern?

*Gisela Eibeck:*

Ich halte es für sehr wichtig, dass die Musikpädagogen auch einen Bezug zum Instrument haben und dass sie das von Anfang an gelernt haben. Das klare Ja deswegen, weil ich diesen künstlerischen Aspekt sehr wichtig finde, da er automatisch in die Eltern-Kind-Gruppen und in die ganze elementare Musikerziehung mit eingebracht wird.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Das Konzept der Erzieherinnen-Fortbildung und Erzieherinnen-Ausbildung beinhaltet die Musik ja als eigenständigen Bereich, also eigentlich sollte jede Erzieherin das auch können, sag ich jetzt mal, so dass man sich eigentlich gar keine Fachkraft holen müsste. Wie sieht das aus Ihrer Sicht vom Landesjugendamt aus? Ist eine Vernetzung mit der Fachkompetenz eher das erstrebte Ziel oder eher die Hebung des Niveaus von denjenigen, die dort eigentlich täglich vor Ort sind?

*Barbara Kohls:*

Ich kann mir beides vorstellen. Zum einen ist es sicherlich wünschenswert, vor allen Dingen in Bezug auf eine ganzheitliche Erziehung, die ja auch im GTK, dem Kindergartengesetz, ganz klar festgeschrieben ist, dass die Fachkräfte in der Einrichtung fähig sind, das zu tun. Es gibt aber auch sicherlich Möglichkeiten zu kooperieren. Das große Problem, das wird dort haben, ist zum einen ein finanzielles. Wer bezahlt das? Selektieren wir da nicht wieder? Dass bestimmte Kinder

den Zugang haben, andere nicht? Die Eltern bezahlen den Platz in der Tageseinrichtung und bekommen damit eigentlich die Garantie, ein ganzheitliches Bildungsangebot zu bekommen. Wir haben sicherlich zum einen die Eltern, die ein zusätzliches Angebot nicht bezahlen können. Das ist in der Regel noch nicht mal so ein großes Problem, weil die Musikschulen da auf jeden Fall auch die Möglichkeit einräumen, dass solche Kinder trotzdem teilnehmen. Zum andern gibt es aber auch Eltern, die das nicht wollen. Die ganz klar sagen: „Ich bezahle für den Platz, ich erwarte, dass das hier gemacht wird. Ich setze voraus, dass allen Kinder der Zugang zu so einem Angebot ermöglicht wird“. Ich weiß, es gibt Fördervereine, die so etwas möglich machen, die grundsätzlich eine Kraft, die in die Einrichtung kommt, bezahlen, unabhängig davon, ob die Eltern der Kinder in diesem Förderverein sind oder nicht. So ist allen Kindern der Zugang möglich.

Ein zweites Problem ist sicherlich, wenn es ein kursmäßiges Angebot ist. Kinder lernen den ganzen Tag. Ich glaube, nicht lernen geht nicht. Kinder nehmen den ganzen Tag wahr, also lernen sie auch den ganzen Tag. Sie sind mit Bildungsprozessen beschäftigt. Wenn dann einer kommt und sagt, so, es ist halb zehn, der Kurs fängt an, und das Kind ist mit einem ganz anderen Prozess beschäftigt, dann reiße ich es aus diesem Zusammenhang; unter Umständen kann es sich nicht darauf einlassen. Von daher gesehen, sollte es ein Angebot an die Kinder sein, die aber selber entscheiden können sollten, ob sie zu diesem Zeitpunkt daran teilnehmen möchten, weil sie sich jetzt dafür interessieren und Lust haben, sich damit auseinander zu setzen. Wichtig ist auch, dass die Bezugspersonen der Kinder bei diesem Angebot dabei sind. Die Beziehungsqualität spielt bei den Kindern eine große Rolle, sie müssen verlässliche Beziehungen haben, um sich gerade auf neue Situationen einlassen zu können.

*Klaus Levermann:*

Eine direkte Antwort, weil ich auch staatlich anerkannter Erzieher bin. Meine Ausbildung im Fachbereich Musik sah so aus, dass meine Ausbildung mit einer Gruppe Gitarre übte und ich – da ich auch Musik studiert habe – mit den anderen etwas anderes Musikalisches machen sollte, weil sie dazu an der Fachschule nicht in der Lage waren. Ich denke, dass das Fach Musik für Erzieherinnen und Erzieher im Stellenwert überhaupt nicht vorhanden ist. Ich sage das einmal so, wie ich es selber empfunden habe. Das zweite Problem, das die Kindertagesstätten – wo ich dann tätig war – ja auch haben, ist das von „wiederkehrenden Kindern“. Das heißt, wieviel Kinder müssen nachmittags reinkommen, damit nicht Stellen gekürzt werden usw. Es werden teilweise nachmittags irgendwelche Themenbereiche angeboten, und dann kommt vielleicht auch mal das

Singen, mal kommen andere Bereiche. Ich sehe das also sehr kritisch. Der Ausbildungsbereich gerade von Leuten, die mit Kindern singen, liegt für mich und für den Sängerbund – und ich denke, ich spreche auch für andere – sehr brach. Und ich glaube auch nicht, dass dies durch Zusatzangebote, die wir in Verbänden oder in Musikschulen leisten, aufgefangen werden kann. Das Fach Musik und der Umgang mit der Kinderstimme – Singen und die Sprache überhaupt – müssen im Zuge der Ausbildung von Erzieherinnen und weiter dann in der Ausbildung von Grundschulpädagogen gestärkt werden. Ich sehe da ein ganz großes Manko.

*Erika Reinhard:*

Das würde ich gerne unterstreichen. Auch ich finde, dass man die Ausbildung der Erzieherinnen in diesem Bereich der Musik fördern und vielleicht auch im Stellenwert heben müsste. Aber die Erzieherin braucht keine überragende Fachkompetenz in Musik zu haben. Wenn sie eine natürliche Freude an der Musik und am Umgang mit Singen und mit Instrumenten hat, dann ist das so hilfreich wie eine Mutter, die zu Hause mit ihrem Kind singt. Sie sollte allerdings über ein großes Spektrum verfügen und dieses sollte in den Alltag ganz selbstverständlich integriert sein. Aber sie muss keine Instrumente spielen können, hier würde ich also richtig dagegenhalten.

*Klaus Levermann:*

Das habe ich auch so nicht formulieren wollen. Es muss aber die Kompetenz geschaffen werden, dass ich etwas aus einer gewissen Überzeugung tun kann. Gerade wurde gesagt, wenn mir die Grundlagen fehlen, also wenn ich selber von etwas nicht überzeugt bin, kann ich es auch nicht dementsprechend überzeugend an Kinder weitergeben. Also bitte keinen ausgebildeten Musiker in die Kindertagesstätten, das wollte ich damit nicht gesagt haben, aber in der Ausbildung schon so viel Grundlagen schaffen, dass man etwas für die Kinder auch sehr überzeugend „rüberbringen“ kann. Und das fehlt mir total!

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Sie haben ja im Moment auch ein eigenes Projekt in Nordrhein-Westfalen laufen, wozu Sie vielleicht an dieser Stelle kurz etwas sagen könnten. Das nennt sich „Liedergarten“ und ist ja auch mit einer Qualifizierung für Leitende solcher „Liedergarten“-Kurse verbunden.

*Klaus Levermann:*

Es gibt ja schon verschiedene Initiativen, Musikwachtel usw. Wir haben den „Liedergarten Nordrhein-Westfalen“ mit dem Start 2004 angestoßen, weil wir als Verband, als Vokalverband natürlich, erstens der Verpflichtung nachkommen müssen, dass wir nicht erst im Kinderchor-Alter die Möglichkeit des Singens schaffen wollen, zweitens

dass wir die Verantwortlichen für den Umgang mit Kindern und Kinderstimmen entsprechend ausbilden. Und da sehen wir auch einen sehr großen Mangel, weil nicht jeder Kinderchorleiter, der unserem Verband oder der Sängerkinderjugend Nordrhein-Westfalen angeschlossen ist, eine entsprechende Ausbildung hat. Wir sind zwar nicht dafür verantwortlich, welcher Kinderchor sich welchen Leiter aussucht, das ist immer eine autonome Entscheidung. Aber wir müssen als Verband unseren Mitgliedern natürlich eine Möglichkeit geben und entsprechende Angebote machen, sich im Bereich Kinderstimme oder Singen mit Kindern zu qualifizieren. Wir denken dabei auch an die Eltern und an unsere Erwachsenenchorleiter, um vielleicht wieder zum Singen in Gemeinschaft zu finden. Und daher haben wir den „Liedergarten NRW“ in Vorbereitung und erarbeiten dafür gerade eine Konzeption. Wir möchten 2004 mit dem ersten „Liedergarten“ anfangen, der Kinder im Alter von 15 Monaten bis 3 Jahren ansprechen soll, gerade auch in Bezug auf Eltern-Kind-Singen. Die Besonderheit ist bei uns, dass ein bestehender Mitgliedschor über einen Liedergarten die Patenschaft übernehmen soll, so dass eventuell auch eine finanzielle Absicherung der Tätigkeit gewährleistet ist.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Und die Leitenden solcher Kurse wird der Sängerbund qualifizieren?

*Klaus Levermann:*

Ja, so ist es im Moment gedacht. Wir werden Ausbildungsseminare anbieten. An fünf Wochenenden sollen Liedergartenleiter von uns durch ein Schulungsteam qualifiziert werden, das sich, natürlich, aus Fachkräften rekrutiert. Unser musikalischer Chef, Prof. Michael Schmoll, ist dabei, mit den entsprechenden Damen und Herren das Leitungsteam zu gründen.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

So dass wir also, was die musikalischen Profis betrifft, jetzt schon drei verschiedene Modelle hätten: das von Ihnen, Frau Reinhard, die Fachkraft, die zur Eltern-Kind-Leiterin ausgebildet wird, wo die Musik eine natürliche Rolle spielt; bei Herrn Levermann jemand aus dem Erzieher- oder Laienbereich, der fünf Wochenenden Ausbildungsseminare besucht und dann Liedergartenkurse anbietet; und im Musikschulbereich, Frau Eibeck, jemand, der möglicherweise elementare Musikpädagogik als Diplomstudiengang mit acht Semestern studiert hat und sich anschließend mit dieser Arbeit sein Brot verdient. Also wir sehen hier eine doch recht breite Palette, die sich in dieser Tätigkeit abbilden könnte. Ich möchte noch einmal auf Ideale oder Visionen hinaus, wie wir die Hörumwelt unserer Kinder positiv verändern könnten. Vielleicht äußern Sie sich dazu noch einmal, wer von Ihnen das

möchte, möglichst alle oder viele, so dass wir so etwas wie eine Schlussvision für diesen Kreis hinbekommen. Was wünschen Sie sich in der Hörumwelt anders? Ich frage vielleicht als erstes Herrn Dr. Kahl, Sie haben ja ein Projekt, das Sie vorhin am Anfang mal ansprachen.

*Dr. Hermann Josef Kahl:*

Der Berufsverband der Kinder- und Jugendärzte plant eine Revision des derzeitigen Vorsorgeprogramms, in dem neben der Verbesserung der Diagnostik die professionelle Elternberatung gezielt eingesetzt werden soll. So geht es z.B. neben der Einführung eines verbindlichen Hörscreenings darum, in Zukunft die Elternkompetenz zu stärken, dass sich Eltern tatsächlich mit ihren Kindern unterhalten, mit ihren Kindern sprechen und singen. Denn wir sehen ja die Unterschiede. So banal das klingt, es wird heute in vielen Familien zu wenig gesprochen, das wissen wir. Dabei liegt die Schuld nicht bei den Medien. Die mediale Welt ist ein Teil unserer heutigen Welt, und die Kinder müssen auch lernen, mit dieser medialen Welt umzugehen – aber in einer von den Eltern geführten Art und Weise. Wir haben doch gemerkt, dass den Kindern heute eigentlich zu selten Grenzen gesetzt werden. Den Eltern muss klar gemacht werden, dass die Sprache das erste oder vielleicht das allerwichtigste Instrument ist, um den Kindern die Basis für eine in allen kognitiven und emotionalen Bereichen vernünftige Entwicklung zu ermöglichen.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Wie wollen Sie das praktisch bewerkstelligen, diese Stärkung der Elternkompetenz? Müsste das nicht schon bei der Sprachförderung der Eltern anfangen, mal sehr provozierend gefragt?

*Dr. Hermann Josef Kahl:*

Natürlich. Wir haben als Kinder- und Jugendärzte nur eine beschränkte Möglichkeit, aber die Teilnahme an den Vorsorgeuntersuchungen liegt immerhin bei knapp 100% in den ersten beiden Lebensjahren, und wir haben dort eine hohe Anzahl an Vorsorgeuntersuchungen. Wir sind dann in der Lage, in Form der präventiven Beratung den Eltern – vor allen Dingen den Müttern, da gebe ich Ihnen vollkommen Recht – zu vermitteln, dass die Sprache ein ganz wichtiges Medium der Erziehung zu einer guten Bildung ist, und wir werden unsere Möglichkeiten dort in Zukunft auch sicherlich ausbauen. Aber es muss auch erwähnt werden, dass die Mütter heute, gerade durch die verstärkte Berufstätigkeit, gezwungenermaßen oftmals mit den Kindern gar nicht mehr so viel reden. Es waren bisher immer die Mütter, die Väter sind ja oft abwesend. Das ist ein Kriterium, das heute zu wenig angesprochen worden ist, finde ich. Den Müttern wird suggeriert, eine Berufstätigkeit ist für die Familie gleichbedeutend wie eine Nicht-Berufstätigkeit,

aber dieses „Sprachmedium Mutter“ geht heute zum Teil durch die Arbeitszeiten verloren. Das ist ein Aspekt, der wird viel zu wenig in der Öffentlichkeit diskutiert wird, finde ich.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Möchten Sie entgegnen, Frau Schrand?

*Dr. Petra Schrand:*

Darüber, ob es egal ist, ob Mütter arbeiten oder nicht, könnte man lange diskutieren. Aber auf jeden Fall ist es wahr, dass die Sprache die Grundlage von allem ist. Man kann das auch erweitern: Hören und Sprechen ist die Grundlage von allem, auch die Grundlage von Singen und Musik. Dazu ist das Elternhaus wichtig, aber ebenso der Kindergarten. Ich persönlich bin der festen Überzeugung, dass Musik und Gesang wichtig ist für Kinder, sowohl für ihre seelische als auch für ihre intellektuelle und soziale Entwicklung. Aber die Frage ist: Wie bringe ich das den Eltern bei? Die einen wissen und leben das sowieso schon, denen brauche ich das nicht noch einmal zu erklären. Bei denen anderen kann ich in unserer Zeitschrift ein bisschen mahnen und fordern. So wie wir schreiben: „Ihr müsst mit den Kindern zu den Vorsorgeuntersuchungen gehen“, was ja auch gut funktioniert, wie Sie gerade gesagt haben. Genauso kann ich auch erklären: Musik ist Förderung für das Kind, in intellektueller und in sprachlicher Hinsicht. Aber Fördern allein kann natürlich nicht das Ziel sein.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:* Wollen Sie das Ziel noch einmal benennen?

*Dr. Petra Schrand:*

Es wäre schön, wenn Eltern mit ihren Kindern singen, einfach so, weil es ihnen Spaß macht.

*Detlev Jöcker:*

Mein Ziel wäre eine Verbesserung der Hörumwelt. Eben haben Sie gesagt, es gibt so viel „Mist“ auf dem Kindermusikmarkt ... Ich habe auch Musik studiert und großen Spaß daran, Lieder zu schreiben. Bei meinen eigenen Liedern, die ich nicht mit einem Rechner komponiere, ist das ein kreativer Akt, einfach eine wunderbare und erfüllende Situation, wenn ich einen Text vor mir habe und auf dem Klavier oder am Körperinstrument oder ganz ohne Instrument komponiere – interessanterweise habe ich die meisten Lieder für die Kleinsten ohne Instrument, einfach mit der inneren Vorstellung gemacht. Dann ist es etwas Wunderbares, wenn ich spüre, während ich singe: Das Lied ist gut, es hat eine Form, es ist eine Persönlichkeit. Und dann analysiere ich und stelle fest, es ist eine Entsprechung von Text und Melodie da. Ich will mal ein Beispiel nennen. Es ist ja bald Weihnachten, und man kann ein Lied komponieren: „Ein Licht geht auf und leuchtet hell“ [er singt zwei Möglichkeiten einer

Vertonung vor]. Da ist eine Logik, eine Entsprechung von Text und Musik, das spüren Kinder, da kommen sie in Bewegung. Es gibt einfach unglaublich viele Lieder auf dem Markt, auf CD, die verkauft werden, wo das nicht stimmt. Das Handwerk stimmt einfach nicht. Und es wundern sich dann viele, dass es nur zwei gibt, was ja ungewöhnlich ist, die den Markt seit vielen Jahren beherrschen. Das liegt zum Teil auch daran, dass die Lieder einfach nicht ankommen, nicht „überkommen“.

Ich wünsche mir, dass da noch viel mehr geleistet wird und noch viel mehr Kompetenz ist. Vielleicht müsste man da auch Musiklehrern oder Musikern, die irgendwann mal Kinderlieder schreiben wollen, Hilfestellung geben. Es sind immer noch zu viele, die sagen: Ach, da gibt es Leute, die verdienen Geld damit, das mache ich mal so nebenbei, ich habe ja Rockmusik gespielt ... Die Eltern können das nicht unterscheiden, die lassen sich dann – es ist alles so schön bunt hier – von den Illustrationen täuschen. Und dann kann sehr schnell Frustration auftauchen: „Nee, dann kaufen wir lieber ein Hörspiel oder ein Gameboy-Spiel“. Ich denke es ist auch ein interessanter Aspekt, darüber mal nachzudenken.

*Erika Reinhard:*

Ich habe eine ganz deutliche Vorstellung, was ich mir für die Zukunft wünsche: Dass es in sämtlichen Institutionen, die mit Kindern zu tun haben, Elternberaterinnen gibt, die ein niederschwelliges Angebot machen. Das ist, glaube ich, sehr wichtig: keine Frauen oder Männer, die große Rosinen im Kopf haben, sondern die Eltern erst einmal wahrnehmen und dann fachkompetent auf deren Fragen antworten können, sie im Bedarfsfall an Stellen weiterverweisen, wo sie dann den Rat kriegen, den sie brauchen. Und dass dann eben das, was wir hier in diesem Kreis herausgefunden haben, auch mit „überkommt“. Oder dass die Elternberaterinnen auch mit Kinderärzten zusammenarbeiten. So ein Netz wäre etwas, was ich wirklich gerne weiterverfolgen würde.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Wie viele Elternberaterinnen gibt es denn derzeit? Keine absolute Zahl, aber wie verbreitet ist es im Moment in Institutionen?

*Erika Reinhard:*

Überhaupt noch nicht sehr verbreitet. Wir haben diesen Ausbildungsgang vor drei Jahren konzipiert und ihn bisher mit großem Erfolg zweimal durchgeführt. Das sind 50 Elternberaterinnen. Die dritte Ausbildung läuft jetzt gerade. Wir haben demnächst ein großes Projekt in Baden-Württemberg, wo wir wirklich in die Kindergärten gehen und landesweit die Erzieherinnen – also pro Kindergarten eine Erzieherin – zur Elternberaterin ausbilden. Ich finde, das ist schon ein guter Ansatz.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*  
Gibt es weitere Visionen? Frau Kohls?

*Barbara Kohls:*

Ich kann das eigentlich auch nur unterstützen. Ich denke, gerade in den Tageseinrichtungen für Kinder erreichen wir die meisten Eltern, weil eben, wie ich schon gesagt habe, fast alle Kinder mittlerweile eine solche Einrichtung besuchen. Bestrebungen, Vernetzungen stärker zu installieren, gibt es leider noch sehr wenig, weil – wie immer überall – das Geld fehlt. Es gibt aber z.B. in Essen zwei Häuser für Kinder, die entsprechende Kooperationen haben und wo auch Beratung für Eltern stattfindet. In England ist „Pen Green“ bekannt, das dann wirklich vor Ort in den entsprechenden Stadtteilen arbeitet, wo Eltern besondere Unterstützung brauchen und wo Eltern mit ihren Kindern in diese Einrichtungen kommen und zu unterschiedlichen Dingen angeleitet werden – auch zum Singen mit Kindern, aber auch dazu, wie man mit Kindern überhaupt spielen kann.

Mir ist dazu kürzlich ein ganz erschreckendes Beispiel aufgefallen: Ich war mit meiner Nichte auf einem Spielplatz und habe ein anderes Kind beobachtet, das da spielte, bestimmte Geräte benutzte und irgendwann ganz unzufrieden war und „knatschte“. Die Mutter hatte ich die ganze Zeit zuvor nur mit dem Handy gesehen, dann nahm sie das Kind und setzte es wortlos in den Kinderwagen. Das Kind brüllte ganz empört los, bekam den Schnuller in den Mund geschoben, und die Mutter schob weiter. Also ich glaube, da ist es ganz wichtig, Eltern, wie ja auch schon gesagt wurde, bewusst zu machen, wie wichtig es ist, mit Kindern zu sprechen. Und Kinder fordern einen heraus zu sprechen! Die fragen ja ständig und permanent nach und haben ihre Phantasien ... Was ist das hier für ein Gerät? Was ist das für ein Tier, das ich da gerade sehe? Und es ist eigentlich für uns Erwachsenen leicht, darauf einzugehen. Wir müssen es einfach nur tun. Das wäre meine Vision, dass wieder mehr gesprochen wird.

*Gisela Eibeck:*

Ich schließe mich einfach an. Das ist auch mein Wunsch, meine Vision, dass wir einfach mehr Eltern erreichen, alle Eltern erreichen. Ich überspitze es ein bisschen, denn wenn wir die Eltern erreichen, erreichen wir auch die Kinder. Das ist ganz klar.

*Dr. Hermann Josef Kahl:*

Vielleicht ist in diesem Zusammenhang von Interesse, dass wir vom Berufsverband der Kinder- und Jugendärzte im nächsten Jahr ein Symposium zum Thema Kindergarten planen, hier in Düsseldorf. Wir wollen verschiedene Berufsgruppen einladen, die sich im Kindergartenalter mit der Förderung von Kindern beschäftigen. Ich

werde Sie, wenn Sie möchten, dann auch anschreiben.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Wir sind jetzt am Ende der eigentlich geplanten Gesprächszeit angekommen. Gibt es aus dem Plenum noch Fragen an die Teilnehmerinnen oder Teilnehmer?

*Hanna Krieger:*

Ich habe zwei Fragen. Einmal an den Komponisten: Ich unterrichte Studenten, und ein Student wurde freudiger Vater und ging nun auf Suche nach Wiegenliedern und war sehr frustriert, weil es eigentlich nur Wiegenlieder gibt, die die Beziehung zwischen Mutter und Kind ansprechen, aber nicht zwischen Vater und Kind. Also die Frage, ob es möglich ist, so etwas vielleicht mal zu komponieren, damit die frustrierten Väter auch Material bekommen.

Die andere Frage geht an den Kinderarzt: Ich habe eine Studentin unterrichtet, die immer wieder ihr Kind mitbrachte. Dieses Kind, stellte man nach knapp zwei Jahren fest, hörte nicht bis einschließlich f“, oberhalb dieser Frequenz ja. Ich habe das Kind immer wieder auch mal auf den Schoß gesetzt und ans Klavier mitgenommen. In den oberen Lagen strahlte dieses Kind. Wenn man es ansprach, blieb das Gesicht leer. Ist das möglich, dass in Düsseldorf bei Musikern als Eltern erst mit knapp zwei Jahren festgestellt wird, dass solche Defizite bestehen?

*Dr. Hermann Josef Kahl:*

Ja! Ich habe ja vorhin schon gesagt, die Diagnose von Kindern mit angeborener Taubheit wird in der Regel zur Zeit noch im Alter von eineinhalb bis zwei Jahren gestellt. Vielleicht kann ich Ihnen noch eine kleine Anekdote erzählen, die mich seinerzeit besonders erschrocken hat. Zu Anfang meiner Ausbildung traf ich einen Hals-Nasen-Ohren-Arzt, der wusste, dass ich damals in der Ausbildung zum Kinder- und Jugendarzt war, und erzählte mir: Er selber habe einen 22-jährigen Sohn, der eine angeborene Hörstörung hat. Er spreche nicht richtig, da dies zu spät diagnostiziert worden sei, obwohl er Hals-Nasen-Ohren-Arzt und seine Frau Kinderärztin ist. Das hört sich makaber an und ist eine grausame Geschichte. Das war für mich ein Schlüsselerlebnis. Es zeigt, wie wichtig es ist, dass wir auf diesem Gebiet intensiv arbeiten. Sie werden so etwas immer wieder erleben, wenn Sie die Familien kennenlernen, die ein schwerhöriges Kind haben. Leider! Wenn die Kinder früh erkannt werden, dann bekommen sie ein Implantat und sind in der Regel normalhörig. Ich habe Kinder bei mir in der Praxis, die diese Operation hinter sich haben: Sie sprechen normal, sie singen und sind vollkommen normal entwickelt.

*Detlev Jöcker:*

Zu den Wiegenliedern: Wenn ich Sie richtig verstanden habe, suchte der Student Lieder, in denen explizit auch die Väter angesprochen werden?

*Hanna Krieger:* Ja, ganz genau.

*Detlev Jöcker:*

Ich habe Wiegenlieder geschrieben – ich weiß nicht genau, wie viele, insgesamt habe ich 633 Lieder veröffentlicht – und dabei nie zwischen Vater und Mutter unterschieden, sondern einfach nur die Person angesprochen.

*Brunhilde Tacke:*

Ich habe zwei Fragen an die Experten: Wie kommt es, dass Kinderlieder sehr oft zu tief geschrieben werden? Hat das zu tiefe Singen nicht negative Auswirkungen auf die Kinderstimme?

*Detlev Jöcker:*

Vielleicht ganz kurz, weil ich bei den Fortbildungsveranstaltungen immer sage, singt nicht so tief, weil ihr dann Opfer dieser Zeit werdet. Wir machen es uns bequem, wir strecken uns nicht mehr gerne nach der Decke. Und Kinder singen mit der gesamten Muskulatur. Deshalb bitte die Tonart singen, die der Komponist gefühlt hat! Es ist ein riesengroßer Unterschied, ob ein Lied in F-Dur gesungen wird oder E-Dur. In E-Dur wird es nicht lebendig. Da entwickelt sich gar nichts. Aber in F-Dur plötzlich da strahlt es, und die Kinder steigen mit ein. Das ist meine Erfahrung.

*Gisela Eibeck:*

Es ist aber nicht nur das Strahlen, sondern es ist auch für die Kinderstimme wichtig, denn die Stimmbänder leiern aus, wenn zu tief gesungen wird. Es ist einfach ein Schaden, ich weiß nicht ob man ihn noch mal beheben kann, aber es ist so.

*Brunhilde Tacke:*

Diese Antwort habe ich erwartet und frage mich, warum das in dieser Diskussion überhaupt noch nicht zur Sprache gekommen ist. Denn gerade in den Kindergärten wird ja sehr viel gesungen. Ich habe Kindergärtnerinnen bei mir in der musikalischen Früherziehung zur Hospitation gehabt, die nur tief singen konnten. Von daher ist es für mich wichtig, dass Fachleute in die Kindergärten gehen und dass eine ausgebildete Kraft den Musikunterricht dort gestaltet, anstatt einer Erzieherin, die über Atmung und Kinderstimmen keine Kenntnisse besitzt.

*Detlev Jöcker:*

Dazu müsste man den Erziehern sagen, dass sie zu lebendigen Instrumenten werden sollen. Sie müssen kein Instrument spielen, sondern das richtige Atmen lernen, in Bewegung kommen. Ich

denke, das hilft. Ich habe es unzählige Male ausprobiert, weil ja oft die Bemerkung kommt: „Ich kann gar nicht hoch singen!“ So wie man sich vor dem Laufen schön dehnen sollte, um dann besser laufen zu können, muss man das auch beim Singen machen. Aber das müsste natürlich bewusst gemacht werden, ausprobiert mit Erfolgserlebnissen. Und da haben Sie Recht, das haben wir schon besprochen, da fehlen dann natürlich die Fachkräfte.

*Brunhilde Tacke:*

Das wäre ein Appell an Frau Kohls – dass sie den Musikschulen ermöglicht, musikalische Früherziehung in den Kindergärten zu unterrichten. Denn wie sollte eine Erzieherin Aufgaben übernehmen, für die ein Musiklehrer ein Studium benötigt.

*Barbara Kohls:*

Ich hatte ja schon gesagt, dass es unter bestimmten Voraussetzungen möglich ist. Wir haben vom Landesjugendamt nie gesagt, dass es nicht geht, wir stehen ja auch in Verbindung mit der Musikschule. Es hat schon ein Kooperationsgespräch stattgefunden und ich denke, ein weiteres wird sicher noch folgen, es ist nicht so, dass wir das völlig verhindern. Wir müssen aber natürlich auch sehen, dass es in das pädagogische Konzept der Einrichtung eingebunden ist. Bei einer Durchführung als Projekt haben wir überhaupt nichts dagegen, wenn die Fachkräfte aus den Musikschulen die Fachkräfte in den Tageseinrichtungen unterstützen.

*Erika Reinhard:*

Ich würde trotzdem gerne noch einmal zurückfragen: Was ist denn besser? Dass überhaupt nicht gesungen wird oder lieber ein bisschen tiefer?

*Brunhilde Tacke:*

Das eine schließt das andere nicht aus, aber wenn ich die Kinderstimme durch tiefes Singen schädige oder sogar kaputt mache, wird das Kind nicht viel Freude am Singen haben.

*Erika Reinhard:*

Aber ich denke, so schnell geht es natürlich nicht, dass die Kinderstimme wirklich kaputt gemacht wird. Wie lange muss da ganz tief gesungen werden?

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Herr Kahl, vielleicht können Sie noch etwas klärend hinzufügen? Es ist ja so, dass beim tieferen Singen ein anderer Schwingungsbereich angesprochen wird als beim hohen Singen. Es schwingt das Band überwiegend in seiner ganzen Breite, und wenn man das forciert, kann es tatsächlich relativ schnell zu Heiserkeit oder anderen Störungen bei Kindern führen. Ich arbeite ja selbst auch mit Kindergruppen und habe häu-

fig Kinder in der Gruppe, bei denen man schon beim Sprechen merkt, dass irgendetwas auch mit der Stimme – also nicht nur mit den Ohren – nicht in Ordnung ist. Das ist kein seltener Fall, ich würde sagen, pro Kindergruppe, und bei mir sind meisten zwölf Kinder in der Gruppe, ein bis zwei Kinder, die eine heisere Stimme haben. Deckt sich das mit Ihren Erfahrungen, Frau Eibeck? Das ist also kein Problem, das ganz von der Hand zu weisen wäre – sicherlich nicht nur durch das tiefe Singen, sondern auch durch andere Umwelteinflüsse mitbedingt, da viel geschrien wird oder falsche Sprechvorbilder da sind.

*Prof. Werner Rizzi*

Ich möchte auch etwas dazu sagen, weil ich auch in diesem Arbeitsfeld arbeite und mich natürlich genauso intensiv mit diesem Thema auseinandersetze. Es geht ja nicht um das tiefe Singen, sondern es geht um das Vermeiden des hohen Singens und darum, in der Tiefe zu forcieren. Jedes Kind soll so tief singen wie es überhaupt herunterkommt und auch möglichst oft – aber möglichst genauso oft hoch und nicht mit dieser Kraftanstrengung in der Tiefe. Ich denke, diese Kompetenz wäre eine ganz wichtige für einen natürlichen Zugang, den ein Mensch haben muss. Das ist ja ein Defizit, das bei den Erwachsenen da ist und das für mich als allererstes wirklich behoben werden sollte. Denn diese Defizite in der Sprechstimme haben ja wieder eine Auswirkung auf das Ohr usw.

*Prof. Dr. Michael Dartsch:*

Herzlichen Dank an alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer.

Podiumsdiskussion zum Thema

## **„Allianzen für eine Musikalisierung im frühen Kindesalter“**

Teilnehmer/innen:

- ◆ Prof. Karl Karst, Initiative Hören / WDR 3, Köln
- ◆ Dr. Ute Welscher, Bertelsmann Stiftung, Gütersloh
- ◆ Dr. med. Hermann Josef Kahl, Bundesverband der Kinder- und Jugendärzte, Düsseldorf
- ◆ Barbara Kohls, Landesjugendamt Rheinland, Köln
- ◆ Manfred Grunenberg, Landesverband der Musikschulen NRW, Bochum

Moderation: Prof. Werner Rizzi, Solingen

*Prof. Werner Rizzi:*

In dieser Podiumsdiskussion geht es um Allianzen, die gebildet werden sollten bzw. könnten. Einiges ist natürlich schon besprochen worden, und ich denke, das sollten wir vertiefen. Es sind jetzt einige Kolleginnen und Kollegen hinzugekommen, deswegen stelle ich gerne auch noch einmal das Podium insgesamt vor. Frau Barbara Kohls vom Landesjugendamt in Köln vertritt hier heute auch den Landschaftsverband Rheinland. Herr Dr. Hermann Josef Kahl aus Düsseldorf vom Bundesverband der Kinder- und Jugendärzte, Vorsitzender des Verbands Rheinland und der Initiative „Prävention“, hat sich das Hören und eine ganz besonders frühe Art des Screenings bei Kindern zur Aufgabe gemacht. Frau Dr. Ute Welscher ist hier für die Bertelsmann Stiftung, die sich ja auch intensiv mit musikalischer Frühförderung und mit Fortbildung beschäftigt; sie ist Germanistin und Musikwissenschaftlerin und auf der Praxisseite, die bei allen meistens zu kurz kommt, nebenamtliche Kirchenmusikerin. Manfred Grunenberg vertritt den Landesverband der Musikschulen NRW, er ist Leiter der Musikschule Bochum, von der wir ja die Kollegin Gisela Eibeck vorhin schon gehört haben und die immer noch die größte Musikschule in NRW ist, wenn ich das richtig im Kopf habe. Prof. Karl Karst, Programmchef von WDR 3, sitzt hier als Vorsitzender der „Initiative Hören“ sowie Gründer der „Schule des Hörens“, von der wir nachher noch etwas erfahren.

Ich fange einfach einmal mit Fragen an jeden einzelnen an und hoffe, dass wir und Sie dann miteinander ins Gespräch kommen. Vielleicht vertiefen wir zunächst ein bisschen die Themen von vorhin und überlegen dann im zweiten Teil, welche Partnerschaften denn die Visionen, die

vorhin angeklungen sind, wirklich in die Praxis umsetzen können. Denn darum geht es uns ja, dass etwas weitergeht und dass diese Tagung auch eine Auswirkung hat.

Herr Karst, wie kommt man zu einer so intensiven Beschäftigung mit Hören, wie Sie das jetzt gemacht haben? Das geht ja weit über das hinaus, was für einen Hörspielautor oder einen Rundfunkmenschen, der sich natürlich automatisch mit Hören beschäftigt, üblich ist.

*Prof. Karl Karst:*

Es ist in der Tat so, dass die Beschäftigung in meinem Falle sicherlich eine Art von Lebenslinie bedeutet, auch wenn man das erst im Rückblick und im Nachhinein feststellt. Das hat bei mir lange vor meinem „Festangestelltendasein“ für die Rundfunkanstalten der ARD begonnen. Das Hören hat sich in der Aktivität für Publikationen in Zeitungen niedergeschlagen, dann in der Arbeit als aktiver Redakteur und später in der Gründung eines gemeinnützigen Vereins, der „Schule des Hörens“, die zum Beispiel für die Kindergärten und Grundschulen in Bayern das Projekt „Olli Ohrwurm und seine Freunde“ entwickelt hat und das PC-Spiel „Radio 108,8“ für die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.

Auf dieser Grundlage und in Verbindung mit den Möglichkeiten, die meine berufliche Aufgabe mir gibt, habe ich dazu beigetragen versucht, dass es auf Bundesebene eine Institution gibt, die nicht nur einseitig von der gesundheitlichen oder von der musischen oder nur von der medialen Seite das Thema Hören angeht, sondern von allen Seiten. Es sollte eine Lobbyeinrichtung werden, die den Bogen über Gesundheits-, Kultur- und Medienbereiche spannt und eine Plattform auch für die politische Wahrnehmung des Interesses einrichtet. Das schließt natürlich auch den Bereich des Akustik-Designs ein. Sie wissen alle, wie schön das Leben mit Kühlschranksgeräuschen ist ... Ich halte das gesamte Feld für wichtig. In diesem Feld ist die musische Grunderziehung, die Sinneskompetenz-Bildung natürlich von nachhaltiger Bedeutung. Es ist in der Tat, wie Sie sagen, mehr als ein Beruf für mich, es ist mittlerweile eine Lebensaufgabe, und ich bin sehr glücklich, in eine Zeit gesetzt zu sein, in der dieses Thema tatsächlich auf offene Ohren stößt.

*Prof. Werner Rizzi:*

Ich nutze jetzt einfach mal die Gelegenheit, weil uns ja ein Vertreter des Fernsehens vorhin gefehlt hat, den Medienmenschen Karl Karst zu fragen. Wir haben bei der Konzeption der Tagung überlegt, mit wem die kleinen Kinder überhaupt in Berührung kommen. Wie kann man sie erreichen? Wie kann man ihr Umfeld erreichen? Auf Musikschule und die Tagesstätten kommt man natürlich sehr schnell. Dann war die Überlegung, dass durch die Vorsorgeuntersuchungen von U1 bis U9 der Kinderarzt ein wichtiger Ansprech-

partner ist. Hinzu kommen die Vermittlungsinstitutionen, die Bertelsmann Stiftung und eben auch Rundfunk, Fernsehen, Medien. Was passiert an bewusster Vermittlung und Konzeption für Kinder im WDR? Dass die Kinder das wahrnehmen, ist ja klar, aber wie bewusst wird das von Ihnen gestaltet?

*Prof. Karl Karst:*

Nur ein paar Beispiele der Aktivitäten von WDR 3: „Response“ ist die Kooperation zwischen dem Radioprogramm WDR 3, der Philharmonie Köln, dem Deutschen Musikrat und Schulen. In Zusammenarbeit mit Komponisten werden Schulklassen eingeladen, gemeinsam mit dem Komponisten ein Konzert vorzubereiten. Sie haben die Möglichkeit, die Ergebnisse der Kompositionen – das sind auch Geräuschspiele, nicht immer instrumentale Kompositionen – in einem eigenen Konzert mit dem Komponisten in der Philharmonie vorzustellen.

Ein zweites Projekt ist „Plug-In“: In Verbindung mit der Musikfabrik NRW, einem Konzertpädagogen und einer Reporterin unserer Kindersendung „Papageno“ haben 18 Kinder einer Musik-AG „Die Stücke der Windrose“ von Mauricio Kagel umgesetzt, zusammen mit Mauricio Kagel selbst. Dabei wurden die Kinder auch radiophon eingesetzt. Sie haben Mauricio Kagel interviewt usw., er hat das genossen.

Wenn man das Thema Vermittlung von der Generation ablöst und fragt, was man überhaupt tun kann, um in einem Kulturradio oder öffentlich-rechtlichen Radioprogramm dafür Sorge zu tragen, dass anspruchsvolle Musik in die Ohren gelangt, dann verweise ich auf die Versuche, die wir mit Formaten wie den „Musikpassagen“ unternommen haben, in denen unter einem bestimmten thematischen Schwerpunkt Beispiele aus allen Genres der Musik vorgestellt werden. Wir haben hier mit Freude feststellen dürfen, dass die Hörerzahlen am Nachmittag deutlich gestiegen sind. Dass wir insgesamt für die anspruchsvolle Musik höhere Publikumszahlen brauchen, nicht nur im Radio, auch in den Konzertsälen, das ist, glaube ich, evident. Das Ziel muss es sein, langfristig Publikum zu sichern, und deshalb ist die Frage, die hier diskutiert wird – Wie können wir die Kinder erreichen? – auch für die Zukunft des Publikums von ganz großer Bedeutung.

*Prof. Werner Rizzi:*

Jetzt haben wir – das tut wohl – wieder einmal Beispiele von Dingen gehört, die funktionieren; es gibt ja auch viele, die nicht so gut funktionieren. Sowohl in dem Impulsreferat bei Herrn Schäfer als auch vorhin wurde deutlich: Eindruck schafft Ausdruck. Erst muss etwas da sein, damit sich das Kind dann auch äußert – so wie es das bei Kagel tut, so wie es auf Sprache und Hören reagiert. Ich frage Herrn Kahl noch einmal: Sie

hatten vorhin schon auf die Verbindung von Stimme und Hören hingewiesen und gesagt, dass Ihre Vision sei, die Eltern sollten wieder besser und mehr mit ihren Kindern sprechen, um die Sprache und um das Hören zu fördern. Abgesehen von Ihrem Projekt zur Prävention, nehmen Sie denn in den letzten Jahren Veränderungen bei Kleinkindern wahr?

*Dr. Hermann Josef Kahl:*

Ich habe vorhin ja schon darauf hingewiesen, dass wir heute ein relativ großes Sprachdefizit bei den Kindern feststellen. Ein größeres, als es früher der Fall gewesen ist. Und es wird dafür sicherlich verschiedene Ursachen geben. Aber darauf braucht man jetzt im Detail gar nicht einzugehen. Eine solche Initiative, wie sie hier heute gestartet wird, ist ein Beispiel von vielen Initiativen in der Bundesrepublik, die sich mit diesem Problem beschäftigen. Wir müssen einfach versuchen, das ist für mich heute der Sinn dieses Workshops, alle diese Anstrengungen zu vernetzen. Wir als Kinderärzte können einen kleinen Beitrag dazu leisten. Ich bin einer der Verantwortlichen für die Prävention bei uns im Berufsverband in Deutschland, und es ist nicht zu unterschätzen, dass wir Möglichkeiten haben, eben diese Sprachdefizite zu verhindern, indem wir u.a. früh genug auf Initiativen hinweisen. Wenn wir es schaffen würden, zu den Vorsorgeuntersuchungen z.B. – es gibt noch andere Möglichkeiten, die wir haben – schwerpunktmäßig auf die regionalen Besonderheiten hinzuweisen, dann wäre das ein riesiger Schritt, den wir aus den Praxen heraus tun könnten. Dann würde das auch solchen Initiativen, wie Sie sie angesprochen haben oder wie sie vorher hier angesprochen worden sind, Vorschub leisten und wäre mit ein Mosaiksteinchen auf dem Weg, den Kindern Sprache, den Kindern Musik, den Kindern darüber auch eine gute Emotionalität zu gewährleisten – und über diese Entwicklungsschritte dann natürlich auch eine gute und vernünftige Bildung zu sichern. Das ist ja letztendlich das Ziel.

*Prof. Werner Rizzi:*

Im Grunde genommen müsste dann „Olli Ohrwurm“ oder ähnliches überall dort, Frau Kohls, wo die Mütter und Väter erreicht werden können, kostenlos abgegeben werden. In Bayern, höre ich gerade, sei dies der Fall, 20.000 Exemplare des Medienpaketes „Olli Ohrwurm“ wurden kostenlos im Land verteilt. Das kann einen starken Multiplikationseffekt haben.

*Dr. Hermann Josef Kahl:*

Ein ganz kurzer Hinweis, auf den Sie ja schon eingegangen sind. Die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung ist ein hervorragender Partner, mit einem großen finanziellen Volumen und vielen Experten, die die Möglichkeit schon teilweise geschaffen haben, auf diese Dinge hin-

zuweisen. Man müsste die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, denke ich, in solche Projekte verstärkt mit einbeziehen.

*Prof. Karl Karst:*

Ich ergänze ganz rasch. Es ist in der Tat bereits auf dem Wege, die Bundeszentrale hat bereits zugesagt, eine bundesweite Auflage von „Olli Ohrwurm“ zu unterstützen. Es wird aber nicht möglich sein, diese bundesweite Auflage in Millionenhöhe herzustellen. Also muss man ein System schaffen, um das kostenlose „Olli Ohrwurm“-Paket ohne Streuverlust an die Zielgruppe zu bringen. Man kann es ja nicht an alle Kindergärten der Bundesrepublik blind verschicken ... Es liegen so viele gute Ideen auf dem Tisch, man muss sie nur wirklich an die Menschen bringen. Ein Stichwort würde ich gerne noch aufgreifen, „Prävention“. Das Motto der Schule des Hörens und auch von „Olli Ohrwurm“ heißt: „Prävention durch Faszination“, Begeistern für die Sache des Sinnes, der Sinnesorgane. Ohren öffnen durch Faszination für das Hörbare, für die Musik, für die Klänge. Und das heißt dann immer auch: Augen und alle anderen Sinne öffnen.

*Prof. Werner Rizzi:*

Die Ideen fließen für Allianzen, für Netzwerke ... Frau Kohls, es wird viel polarisiert und diskutiert über die neue Funktion, die Kindergarten jetzt haben soll. Für die einen soll der Mathematikunterricht früher dorthin verlegt werden, die anderen möchten den Freiraum bewahren. Es geht natürlich nur das Sowohl-als-auch und nie diese Polarisierung. Was wird in Ihrem Bereich über das Verhältnis von Betreuung und Bildung diskutiert? Also Betreuung, Wohlfahrtsveranstaltungen sozusagen, und Bildungsveranstaltungen?

*Barbara Kohls:*

Grundsätzlich ist es so, dass die Tageseinrichtungen für Kinder einen Betreuungs-, Erziehungs- und Bildungsauftrag haben – und der ist auch nicht neu, der ist nicht erst nach PISA erfunden worden, sondern den gibt es schon ganz lange. Seit PISA ist sicherlich mehr der Bildungsaspekt in den Blickpunkt gerückt, was ich auch als eine Chance für die Tageseinrichtungen für Kinder sehe, die oft wirklich, glaube ich, auch von Eltern, mehr als Betreuungsinstitution wahrgenommen wurden. Kinder gerade berufstätiger Eltern waren natürlich darauf angewiesen und sind es auch heute noch. Nichtsdestotrotz ist den Fachkräften in der Einrichtung bewusst, dass es auch eine Bildungsinstitution ist. Das macht auch noch einmal die Bildungsvereinbarung deutlich, die jetzt zum 01.08.2003 in Kraft getreten ist und auf die sich alle Träger von Tageseinrichtungen – die Trägervielfalt ist hier sehr groß in NRW – geeinigt haben. Und was in den Bildungsvereinbarungen festgehalten wird, ist ebenfalls nichts Neues. Es dokumentiert viele Sachen, die seit

langen Jahren in den Tageseinrichtungen praktiziert werden.

*Prof. Werner Rizzi:*

Frau Welscher, die Schule und die Musikschule verbinden sich jetzt teilweise gewollt, teilweise ungewollt mit der Ganztagsbetreuung. Was gibt es noch für andere Lösungen und was sind die Erfahrungen mit frühkindlicher Förderung, die Sie in der letzten Zeit gemacht haben?

*Dr. Ute Welscher:*

Wir haben in der Bertelsmann Stiftung ein Projekt, in dem Fortbildungen im Bereich Musikerziehung für Erzieher und Grundschullehrer angeboten werden und das wir seit vier Jahren hier in NRW gemeinsam mit dem Schulministerium durchführen. Vernetzung ist natürlich auch für uns als Stiftung das zentrale Thema, weil wir als gemeinnützige Stiftung unsere Aufgabe im Bereich Aufbau von Allianzen und Netzwerken sehen. Vor dem Hintergrund engagieren wir uns nun auch im Bereich der frühkindlichen Förderung; wir sprechen bewusst von „Förderung“, um dem Vorurteil vorzubeugen: „Jetzt kommt die Stiftung auch noch an und will Mathe- und Englischunterricht für Dreijährige“ – deswegen „frühkindliche Förderung“. Ein Baustein des Projektes ist die Vernetzung der Anlaufstellen für Kinder und Eltern in der Kommune. Da passt auch sehr gut das rein, was Sie gerade gesagt haben, Herr Kahl: Unser Anliegen ist es, sämtliche Angebote im vorschulischen Bereich zu vernetzen und verstärkt an Eltern und Erzieherinnen zu kommunizieren, z.B. Elternberatungen, Bibliotheken, die Musikschulen, Jugendämter usw. Ideal wäre es, alle Institutionen, die irgendetwas mit Kindern, kleinen Kindern, Eltern zu tun haben, unter einem Dach zu versammeln – ein richtiges „Haus der Familie“. Es gibt in NRW bereits Ansätze zu diesem „Haus der Familie“, das immer ganz unterschiedlich benannt wird, und wir wollen jetzt mit diesem Modellprojekt „Frühkindliche Förderung“ eben auch den Versuch machen, in Kommunen ein solches „Haus der Familie“ zu eröffnen, indem wir mit den Jugendämtern, mit Elternberatungsstätten, mit allen möglichen Kulturinstitutionen, den Ärzten diese Vernetzung vor Ort hinbekommen wollen. Vielleicht können wir das hier auch noch ein bisschen diskutieren. Es wäre einmal ein Ansatz, einfach das Potential einer KiTa zu nutzen, weil zur KiTa die Eltern, auch mal die Großeltern, kommen.

*Barbara Kohls:*

Meinen Sie das „Haus für Kinder“? Das als Diskussionpapier zur Verfügung steht? Ich hatte eben schon einmal gesagt, es gibt zwei Einrichtungen in Essen, vom Kinderschutzbund, die das entsprechend umsetzen und z.B. Vernetzungen mit Beratungsstellen herstellen, mit Therapeuten wie Logopäden, die in die Einrichtung kommen,

die auch z.B. Fahrdienste für Eltern eingerichtet haben, die ihre Kinder sonst nicht bringen würden oder könnten. Es gibt da also ganz unterschiedliche Bausteine. Dieses „Haus für Kinder“, in dem verschiedenen Ansätze dann unter einem Dach sein sollen, d.h. also auch nicht unbedingt in einem Haus, sondern, wie Sie eben gesagt haben, dass es eine wirkliche Vernetzung gibt. Dass eine Erzieherin sagen kann: Wenn Sie zu dem und dem mehr Informationen wollen, dann gehen Sie zu der und der Stelle, oder von dieser Stelle ist z.B. zu einer Sprechstunde zu bestimmten Zeiten jemand auch einmal im Haus. Also solche Dinge werden schon auch mit ange-dacht.

Das Problem, das sich da immer zeigt, ist die unterschiedliche Finanzierung. Da ist eine Einrichtung, die entsprechend GTK, also dem Gesetz für Tageseinrichtungen für Kinder, gefördert wird, und wenn dann die Beratungsstellen ins Haus kommen, ist das wieder eine andere Finanzierung. Wenn Therapeuten kommen, dann ist es eventuell die Krankenkasse oder der Landschaftsverband als überörtlicher Träger. Das muss man versuchen hinzubekommen. Ich weiß, dass der Kinderschutzbund, der ja auch über einige Spenden verfügt, da noch andere Möglichkeiten hat. Das hat z.B. eine kommunale Einrichtung, die Spenden nicht entsprechend einsetzen kann, nicht. Da müsste man also Finanzierungskonzepte finden, wie so etwas möglich ist. Grundsätzlich würde ich diesen Ansatz sehr begrüßen.

*Prof. Werner Rizzi:*

Sehen Sie denn Möglichkeiten, über dieses Problem hinwegzukommen? Jeder, der in der schulischen und außerschulischen Arbeit in den letzten Jahren tätig war, kennt dieses Problem. Man fällt zwischen verschiedene Fördertöpfe, oder der eine redet nicht mit dem anderen. Ist es Jugendarbeit? Nach der Schule? Vor der Schule? Und ähnlich ist es hier ja auch. Finanzierung nur über einen Spendenförderverein – das ist ja kein Konzept, das die nächsten Jahre trägt.

*Barbara Kohls:*

Ich kann nur hoffen, dass da zukünftig Geld eingesetzt wird. Ich denke, das ist eine politische Entscheidung. Dass das notwendig ist und dass Bildung gerade in unserem Land ganz stark von der sozialen Herkunft abhängig ist, hat PISA ja gezeigt. Von daher gesehen muss das auch entsprechend anders angegangen werden. Eltern müssen z.B. befähigt werden, das zu tun, was ihre Aufgaben sind. Das können leider nicht alle Eltern. Und da wäre natürlich auch die Tageseinrichtung der richtige Ort, wo man so etwas beginnen könnte. Das kann man allerdings nicht noch zusätzlich den Fachkräften vor Ort aufdrücken. Die haben jetzt mit der Bildungsvereinbarung und entsprechender Dokumentation – und

natürlich auch in ihrer Arbeit mit den Kindern – den ganzen Tag zu tun und könnten die Beratungstätigkeit nicht in einem so intensiven Umfang wahrnehmen. Von daher gesehen, denke ich, ist es eine politische Entscheidung, wie zukünftig solche Sachen unterstützt werden.

*Prof. Werner Rizzi:*

Das heißt, es ist im Grunde genommen unsere Aufgabe, über die politische Willensbildung zu gehen und sehr deutlich zu machen: Ihr müsst dafür sorgen, dass ... Man braucht also Partner. In Bochum hat man Erfahrungen damit gemacht, wenn die Musikschule außerhalb ihres Hauses in andere Institutionen hineingehen will. Es gibt Erfahrungen aus den letzten zig Jahren mit den Schulen, dezentral Instrumentalunterricht zu geben, Früherziehung ortsnah anzubieten. Jetzt gibt es Bedürfnisse, in die Kindertagesstätten hineinzukommen und dort mitzuarbeiten. Es sind immer wieder Partner, die gebraucht werden, und Hindernisse, die dann auftreten. Die Kinder stehen im Mittelpunkt. Partner sind Eltern, Träger und natürlich die Anbieter selbst, in dem Fall die Musikschulen. Wie sind die Erfahrungen in Bochum und was wünscht sich der Leiter?

*Manfred Grunenberg:*

Was wünscht sich der Leiter? Damit will ich eigentlich ganz am Ende herauskommen und zunächst lieber über Erfahrungen sprechen, die wir gemacht haben. In Bochum kooperieren wir eigentlich seit Jahrzehnten mit allen möglichen Ebenen. Und zur Zeit ist die spannendste Ebene natürlich die Kooperation mit Schulen. Wahrscheinlich haben wir alle mitbekommen, dass in diesen Tagen die Schule angefangen hat, die offene Ganztagsgrundschule, und alle Grundschulleiter und -lehrerinnen befinden sich zur Zeit in einem kreativen Chaos, und wir als Musikschule sind da mitten drin. Das ist zur Zeit sehr spannend, aber dazu kann ich eigentlich nicht sehr viel sagen, denn das ist noch im Gange. Zum Vorschulbereich hat Gisela Eibeck ja heute aus Bochum schon einiges berichtet, dem Bereich der „Musikwichtel“, also des Alters von 18 Monaten bis drei, vier Jahren. Ich berichte jetzt etwas aus dem Bereich der Kindertagesstätten. Zunächst einmal eine Erfahrung und Erinnerung. Mein erster Tag als Musikschulleiter im Jahre 1977 begann mit einem Treffen mit dem Kulturdezernenten der Stadt Rüsselsheim, der mir als ersten Satz sagte: „Sie müssen mit der Musikschule aber dahingehen, wo alle sind. Sie dürfen nicht warten, dass alle zu Ihnen kommen. Und Sie müssen vor allem in die Kindergärten gehen“. Das war 1977. Das ist eigentlich eine der Grundmelodien der Musikschulentwicklung, heranzugehen an die Ebenen, die Stätten, die Orte, an denen alle sind. Ich weiß, dass das Fiktion ist, dass das noch Plan und Utopie ist, aber wir arbeiten seitdem daran. Im Jahre 1994 kam dann

die Initiative „Musikschule 2000“, ein Korsett, das wir Musikschulen uns auferlegt haben, um uns zu entwickeln, um uns nach außen zu entwickeln und auf andere Zielgruppen, andere Institutionen zuzugehen, uns also einfach aus unserem „Turm“ zu befreien. Denn das alte Bild der Musikschulen war, wir warten bis Interessierte kommen. Das neue Bild der Musikschule ist, wir warten zwar immer noch bis Interessierte kommen, aber wir gehen auch hin. Wir gehen auch dahin, wo vielleicht nicht Interessierte, aber doch Bedürftige sind, diejenigen, die Musik brauchen. In dem Zusammenhang sind wir in Kindergärten, ganz stark, in allen Bundesländern, in ganz NRW, auch in Bochum.

In letzter Zeit gab es dann aber mit dieser Zusammenarbeit Probleme. Ich fasse es mal ganz kurz zusammen. Die Musikschul-Philosophie in der musikalischen Früherziehung passt nicht zum Gesetz der Kindertagesstätten. Es gibt da Probleme, d.h. es gab massive Probleme. Das Jugendamt der Stadt Bochum z.B. hat uns mitgeteilt, wir müssten zum nächsten Sommer aus den etwa 20 Kindergärten raus, wir dürften dort nicht weiterarbeiten. Gleichzeitig aber sagte das Jugendamt, um Gottes willen, wie bekommen wir das nur hin, ihr könnt doch nicht aus den Kindergärten raus! Das zeigt eigentlich schon die ganze Spanne des Problemfeldes. Man will kooperieren, man will zusammenarbeiten, aber es geht irgendwie nicht. Zunächst gab es die helle Entrüstung: Was machen die da? Schmeißen die uns raus? Wie kann das denn sein? Wir sind ja nicht irgendein privater Verein, sondern eben eine öffentliche Einrichtung. Kann doch wohl alles nicht sein! Dann gab es eine Phase, in der wir gelernt haben, was dahinter steckt. Dass nämlich das Gesetz über Kindertagesstätten bestimmte Standards setzt, die wir mit der musikalischen Früherziehung, salopp gesagt, alle brechen. Das geht also nicht, das haben wir verstanden. Daraufhin gab es eine Konzeptentwicklungsphase, in der wir genau angeschaut haben: Wo kollidieren wir? Wo setzen wir Standards, die da nicht hinpassen? Welche Standards können wir senken, damit wir mit diesem Angebot kompatibel werden? Wir haben dann ein Konzept entwickelt, das unserer Meinung nach kompatibel ist, in der Meinung der Landesjugendämter aber noch nicht so ganz.

Das ist zur Zeit der Stand der Dinge. Wir hören von der Seite des Landesjugendamts: Das geht so nicht! Wir aber sagen: Das muss doch gehen! Sie sagten bereits, Frau Kohls, wir hatten ein Gespräch, und wir werden auch noch weitere haben, wir nähern uns da bestimmt noch an. Aber zur Zeit besteht eine Lage, in der wir sagen müssen, wir haben uns kräftig bewegt und wir hoffen sehr, dass die Bewegung auch von der anderen Seite kommt. Wir verstehen auch, dass die andere Seite, mit der wir kooperieren möchten, durchaus Probleme hat, hier einen Sprung

über den Schatten zu machen. Ich sagte eben im kleinen Gespräch schon: Man kann nicht den Polizisten prügeln, wenn man ein Gesetz nicht gut findet. Wir wissen mittlerweile auch, dass die Landesjugendämter einfach diese Standards verteidigen müssen. Da ist Verständnis von uns, aber ich denke, es wird auf Dauer ein Weg sein, sich gemeinsam auf eine Lösung zuzubewegen. Ich habe jetzt nicht die Einzelheiten erklärt, wo es hakt, das muss vielleicht auch nicht sein. – Das als kleiner Bericht über eine Kooperation, über eine Allianz, die wir ungeheuer wichtig finden und die wir auch mit Sicherheit hinbekommen, die aber noch nicht so richtig in trockenen Tüchern ist.

*Prof. Werner Rizzi:*

Allianzen sind ja Verbindungen auf Zeit, die ein gemeinsames Ziel haben, von durchaus unterschiedlichen Institutionen. Und hier zeigt sich eben, dass dahinter wirklich auch ein strukturelles Problem steht, was eigentlich immer nur über die Politik zu regeln ist. Ein zweiter Punkt, den ich ansprechen möchte und der vorhin angeklungen ist, die Schere zwischen „hoffentlich passiert überhaupt etwas“ und „nein, also wenn etwas passiert, dann bitte nur höchst qualifiziert nach diesen und diesen Maßstäben“. Ich frage jetzt einmal in die Runde. Wie schwierig ist es, Allianzen zu bilden, wenn die Zielrichtungen der einzelnen Institutionen zwar eine Schnittmenge haben, aber so unterschiedlich sind, so dass niemand von seinen Qualitätsmaßstäben Abstriche machen kann oder will?

*Dr. Ute Welscher:*

Wir haben in dem Projekt „Förderung der Musikkultur bei Kindern“ jetzt vier Jahre lang Fortbildung für Erzieher und Grundschullehrer gemacht und stehen jetzt genau an diesem Punkt: Was machen wir damit? Wie implementieren wir dieses Fortbildungskonzept in die Breite? Das ist eben genau das, was Sie ansprechen. Natürlich haben wir uns als Stiftung Qualitätssicherung in unseren Schulprojekten, Qualitätsentwicklung überhaupt, auf die Fahne geschrieben, ebenso wie das Thema „Selbstständige Schule“. Dann stehen wir irgendwann da und haben die schönen Modelle und müssen diese in der Breite verankern. An diesem Punkt stehen wir nun auch mit unseren Musikerziehungsprojekten. Wir haben vier Jahre lang Erzieherinnen aus genau den Gründen, die wir heute nachmittag schon hatten, geschult, mit ihrer Stimme umzugehen und die Kinder entsprechend anzuleiten; es gab Gitarrenkurse, um einfache Liedbegleitung zu gestalten, Einheiten zum Thema „Musik hören“, Singenachmittage mit den Eltern, ein spielerischer Anfang mit Musik usw., im Grundschullehrerbereich genauso. Wir haben jetzt ganz wunderbare Ergebnisse aus unserer Evaluation, die ähnlich wie die Bastian-Studie belegen, wie positiv sich

die Musikerziehung auf die sozialen und kognitiven Kompetenzen der Kinder auswirkt: Die Kinder hören einander zu, sind unglaublich geschult im Zuhören, die Gruppen sind harmonisch – all das Gute, das immer herauskommt.

Ja, und jetzt stehen wir eben an dem Punkt, wie wir das in alle Kindergärten und alle Schulen bekommen, und da wird es natürlich schwierig. Das Ministerium – oder die Ministerien überhaupt – haben natürlich kein Geld für Fortbildungen mehr, für Musik schon gar nicht oder viel zu wenig. Wir werden jetzt die Materialien publizieren, die wir entwickelt haben, gemeinsam mit den Grundschullehrern und den Erziehern, wohl wissend, dass eigentlich zu den Materialien Anleitung gehört, in Fortbildungen. Es macht auch keinen Sinn, einfach nur eine Masse Papier und vielleicht eine CD herauszubringen und dann alle damit alleine zu lassen. Wir werden jetzt also „klappern gehen“, was den frühkindlichen Bereich angeht, an Erzieher-Ausbildungsstätten, bei Fachberaterinnen im Schulbereich usw. Wir werden auch mit anderen Ministerien Gespräche führen. Aber es ist schwierig. Die Fortbildungsmittel sind begrenzt, und wir wollen natürlich auch bei unseren Qualitätsansprüchen ein bisschen bleiben. Das ist der Punkt, an dem wir gerade stehen.

*Prof. Werner Rizzi:* Und was tun Sie jetzt als nächstes?

*Dr. Ute Welscher:*

Nächste Woche machen wir erst mal eine große Pressekonferenz. Wir versuchen ein bisschen die Medien zu nutzen, geben noch einmal unsere guten Ergebnisse heraus. Wir werden das Material publizieren, auch mit entsprechenden Liedbeispielen usw. Wir werden herumfahren, auch in andere Bundesländer, und versuchen, da Interessenten zu finden, mit denen wir vielleicht noch zumindest ein ganz kleines Maß an Live-Fortbildung machen können und nicht einfach nur Papier und CDs verkaufen.

*Prof. Werner Rizzi:*

Nun ist die Bertelsmann Stiftung ja eine gemeinnützige Institution, natürlich steht der Konzern im Hintergrund. Aber können sich auch kommerzielle Partner bei solchen Allianzen beteiligen? Was gibt es da in der Runde bei Ihnen an Ideen? Man hat ja immer Angst, die können nicht immer den Qualitätsmaßstäben entsprechen, die wir haben, weil sie dem Markt unterworfen sind, siehe Privatfernsehen. Inwieweit können kommerzielle Partner hier mithelfen?

*Manfred Grunenberg:*

Also im Bereich der Vorschule haben wir keinerlei Verbindung zu kommerziellen Partnern, und ich kann mir jetzt auch eigentlich keine sehr guten vorstellen, zumindest nicht in den entschei-

denden Fragen, nämlich Grundfinanzierung und Übereinstimmung der Interessen. Vielleicht kann ich noch etwas zu den Standards sagen. Als wir mit der Entwicklung des Projektes für die Kindertagesstätten begannen, haben wir uns bestimmte Standards gesetzt, die wir nicht unterschreiten wollten. Ein Standard war beispielsweise zwölf Kinder in der Gruppe, mehr geht nicht. Ein Standard war altershomogene Gruppen. Das sind Standards, die wir in der musikalischen Früherziehung einfach nicht überschreiten. Und ich würde dagegen kämpfen, mit allem, was ich habe, wenn die Stadt Bochum sagen würde, ihr müsst die Kinderanzahl in einer MFE-Gruppe auf 14, 16, 18 erhöhen, um den Zuschuss zu senken. Mit diesen Vorstellungen begann die Konzeptentwicklung.

Wir sind aber woanders angekommen, beispielsweise bei einer Gruppengröße, die deutlich größer ist als zwölf, in den EMU-Gruppen (Elementare Musikerziehung im Kindergarten). In diesen Gruppen haben wir dann schließlich eine wesentlich höhere Zahl möglich gemacht, weil wir der Konzeption eine Zusammenarbeit nicht nur der Institutionen, sondern auch der Personen zugrunde gelegt haben, d.h. wir möchten, dass in diesen Gruppen eine Erzieherin und eine Musikschullehrerin gemeinsam arbeiten. Somit können wir den Standard der zwölf Kinder pro Gruppe verändern, was eine deutliche soziale Komponente ist. Wir haben auch gelernt, dass eine altershomogene Gruppe nicht unbedingt die Voraussetzung für ein Lernen in unserem Sinne sein muss, sondern dass man das auch anders sehen kann. Ich denke, das war beim Start der EMU-Gruppen zumindest ein deutlicher Fortschritt. Ohne dass wir jetzt schon den Erfolg der Zusammenarbeit feiern können, denke ich, dürfen wir hier durchaus den Erkenntnisgewinn für uns verbuchen, dass wir dort einen gewissen Fortschritt gemacht haben.

*Prof. Werner Rizzi:*

Ich spiele jetzt mal den *Advocatus Diaboli*: Die Früherziehung an den Musikschulen haben wir ja seit Anfang der 70er Jahre – unter anderem deswegen, weil Yamaha Deutschland flächendeckend früherziehen wollte und die deutsche Musikpädagogik dann endlich aufgewacht ist und mal geguckt hat, was da ist, und gesagt hat, jetzt müssen wir schnell die Früherziehung erfinden ... Dann hat man die Früherziehung gehabt, aber kein Personal. Es musste erst einmal die Ausbildung dafür gebaut werden.

Was Yamaha jetzt auf den Markt gebracht hat, haben wir uns bei der Landesarbeitsgemeinschaft Musik, die sich auch mit dem Thema befasst, einmal vorstellen lassen. Es wurde dann natürlich sehr kontrovers darüber diskutiert, wie das Ganze aufgezo-gen ist usw. Und viele sagten, es ist ja eigentlich, wenn man es qualitativ hochwertig macht, nicht schlecht, was da steht; es ist

durchaus durchdacht, man kann das so machen, das ist gar nicht so verkehrt ... Aber so möchten wir es nicht machen! Man kann dann nämlich fragen: Was habt ihr die letzten 15 Jahre an Konzeptentwicklung geleistet? Da waren die ja wahrscheinlich wieder schneller ... Passiert durch diese Initialzündung jetzt vielleicht etwas Ähnliches? Und kommt die Pädagogik diesmal zu schnelleren Konzepten?

*Manfred Grunenberg:*

Ich denke, wir leben zur Zeit in Wochen und Monaten, die ungeheuer schnell sind. Wir Musikschulen merken, dass wir von einem monolithischen Konzept „Früherziehung“, „Grundausbildung“, „Instrumentalunterricht“ zu einem Konzept kommen, das äußerst differenziert ist. Wir haben in Bochum zur Zeit Projekte im Bereich Ganztagsgrundschule, wir haben in Bochum zur Zeit ein Projekt „jedem Kind ein Musikinstrument“ – mit einer privaten Stiftung, die uns 500.000 Euro gibt, um Instrumente zu kaufen, wunderbar! Gibt es ein eigenes Unterrichtskonzept? Ein eigenes Modell? Wir haben musikalische Früherziehung in unseren Häusern, wir haben EMU-Gruppen in Kindertagesstätten, wir haben Musikwichtel, d.h. es ist eine Aufspaltung in ganz verschiedene Strömungen da. Und in jeder Strömung gibt es Kooperationspartner und in jeder Strömung gibt es Erwartungshaltungen an uns. Das setzt an uns natürlich ganz gewaltige Anforderungen der Konzeptentwicklung und macht uns sehr beweglich. Wir haben nichts mit Yamaha zu tun, weil wir in Bochum doch dominieren, da würde kein anderer Anbieter irgendwo das Bein an Deck bekommen. Aber wir sind dadurch so stark provoziert, dass sich zur Zeit eine ganz starke Entwicklung ergibt. So gesehen ist es richtig.

*Prof. Werner Rizzi:*

Kommen wir zu den Qualitätsmaßstäben. Wenn wir unter Partnern Allianzen bilden wollen, müssen ja Qualitätsmaßstäbe übereinstimmen, sonst funktioniert das mit den Allianzen nicht. Was für Qualitätsmaßstäbe gibt es in der „Initiative Hören“? Das ist ja meines Erachtens schon ein ausgezeichnetes Beispiel für eine funktionierende Allianz, von der Ärzteschaft über Bildungsinstitutionen bis Medien usw.

*Prof. Karl Karst:*

Die Initiative Hören versteht sich nicht als definierende Instanz, sondern sie ist Plattform. Sie versammelt Institutionen wie den Deutschen Kulturrat, den Verband deutscher Musikschulen, den Verband Deutscher Musiklehrer, den Verband deutscher Tonmeister und viele andere, um der Sache stärkere Triebkraft zu geben. Es ist die ausgesprochene Absicht der Initiative, Lobby zu bilden und nicht in die Arbeit der einzelnen Verbände einzugreifen. Die Verbände sollen sich an dieser Stelle versammeln, um bundesweit beim

Gesetzgeber, bei der Industrie Forderungen erheben zu können.

Das ist es, was wir alle permanent tun und tun müssen, um die Möglichkeiten, die wir haben, für die Ideen zu nutzen: uns die Hände zu reichen und zu sagen, zusammen bekommen wir das vielleicht eher hin als alleine. Aber das Modell der Initiative ist in der Tat so, dass kein Eingriff in die Kompetenzen und Projekte der einzelnen Mitglieder stattfindet, sondern dass die Mitglieder noch einmal eine stärkere Stoßkraft durch Bündelung ihrer Kapazitäten bekommen sollen.

Die Dachfunktion über die Bereiche Gesundheit, Medien und Kultur, musische Erziehung zeigt sich auch am Modell der Botschafter der Initiative Hören: Bundessozialministerin Ulla Schmidt, WDR-Intendant Fritz Pleitgen und Prof. Max Fuchs, Vorsitzender des Deutschen Kulturrats.

*Prof. Werner Rizzi:*

Gibt es ein Projekt für den frühkindlichen Bereich in der Initiative?

*Prof. Karl Karst:*

Es gibt das schon erwähnte Projekt der „Schule des Hörens“, Olli Ohrwurm, das durch die Landeszentrale für Gesundheit Bayern in mittlerweile mehr als 20.000 Exemplaren kostenlos verteilt wurde. Es ist ein Loseblattordner, sehr aufwändig gemacht, mit zwei Audio-CDs. Olli Ohrwurm hat zwei Freunde, Leo Leise und Lola Laut. Mit einem Elixier kann er Leo Leise und Lola Laut verkleinern und dann mit den beiden in das Ohr von Anna kriechen. Sie machen also Exkursionen und erleben die tollsten Abenteuer. Und es wird natürlich sehr gefährlich, weil das Mittel nur ein paar Minuten reicht, und dann kommen sie gerade noch durch die eustachische Röhre wieder heraus ...

Ziel muss es sein, diese Materialien, die nun vorliegen, auch bundesweit zugänglich zu machen. Hier kommt das Netzwerk zur Wirkung. Wie können wir sicherstellen, dass solche Materialien, die mit viel Engagement, auch mit Kapital von Stiftungen, von Landeseinrichtungen, entstanden sind, wirklich in der Zielgruppe zur Verfügung gestellt werden können, und das in Verbindung mit didaktischen Konzepten? Man kann das Material „Olli Ohrwurm“ zwar einfach so verschicken, aber wenn man nicht zumindest einen Tag lang eine Schulung mitgemacht hat, weiß man nicht, welches Pfund man in der Hand hat. Der Grundsatz, der für mich wesentlich ist, lautet: Begeisterung kann nur der vermitteln, der selbst einmal begeistert worden ist. Und das muss stattfinden, dafür muss ein System hergestellt werden.

Das, was hier auf diesem Podium zu Tage tritt, ist ja weithin das gleiche Anliegen: Wie schaffen wir es, über strukturelle Barrieren zu steigen, um an die Menschen heranzukommen? Wo müssen wir Trennungen aufheben, um einen „Free flow“ von Information herzustellen? Das Interesse der

Öffentlichkeit an den Themen Sinnesschulung und Musikschulung ist riesengroß.

*Prof. Werner Rizzi:*

Ja, ich denke, es ist wichtig, dass wir noch einmal auf den flächendeckenden Aspekt kommen. Dass wir uns verbinden müssen, das haben wir jetzt schon alle festgestellt, und dass man besser guckt, was alles gut ist und nicht nur, was alles nicht gut ist, hat auch der Landesmusikrat gelernt. Es gibt dann die sogenannten – auf Neudeutsch – „Best practice“-Beispiele, man sucht erst einmal, wo schon etwas funktioniert und versucht das dann zu übertragen. Gleichwohl, auch das haben wir vorhin erfahren, erreicht man trotzdem nicht immer die Breite. In der Neuen Musikzeitung stand jetzt gerade, wenn ich es richtig zitiere, dass in Berlin in den letzten zehn Jahren bis zu zehntausend Musikschulplätze weggefallen sind, Köln hat auf zwei Drittel reduziert, das sind 2.000 von 6.000 Plätzen usw. Gleichzeitig sind die Wartelisten groß, besonders in diesem frühkindlichen Bereich. Das weiß ich aus vielen Städten.

Wie können wir erreichen, dass im frühkindlichen Bereich musikalische Bildung nicht so etwas wie eine freiwillige Leistung bleibt, die dann eben freiwillig nur von Gutwilligen erbracht wird – und dann erreicht man vielleicht sogar 10.000 statt 500, aber keine 20 Millionen? Und was machen wir, ich bin jetzt noch einmal der Advocatus Diaboli, wenn die Yamaha Stiftung sagt, uns interessiert nicht, wer jetzt Bundeskanzler ist, wir setzen so und so viele Millionen ein, ob ihr das wollt oder nicht, wir möchten bis in 10 Jahren 15 Millionen Menschen musikalisieren, vielleicht nicht ganz in der Qualität, wie ihr euch das vorstellt, aber wir setzen das durch ... Was können wir da tun, um wirklich in die Breite zu kommen? Die Frage geht an alle in der Runde.

*Dr. Ute Welscher:*

Ich denke, ein ganz wichtiger Punkt sind dabei die Eltern. Wir möchten Themenkampagnen machen. Das Problem ist einfach, das werden hier die anderen in der Runde noch besser belegen können, dass es im frühkindlichen Bereich einerseits die Eltern gibt, die sehr engagiert sind – das hat eben auch die Vertreterin der Zeitschrift „Eltern“ gesagt –, die sich über alles informieren, die mit ihren Kindern gemeinsam lesen und singen und sie im besten Sinne fordern und fördern. Und dann gibt es eben die eher bildungsfernen Eltern, die sagen, ich bin glücklich, mein Kind in der Kita abgeben zu können und nachmittags um vier abzuholen. Und an die möchten wir jetzt verstärkt herantreten. Ich glaube, diese eher bildungsfernen Eltern müssen wir erreichen, um die Situation der frühkindlichen Bildung wirklich zu verbessern. Bei Jugendlichen ist es dann wieder schwerer, weil die Eltern nicht mehr so viel Wirkungsmöglichkeiten haben. In dem Projekt

möchten wir jetzt also gerne die Eltern sehr stark einbinden und durch Kampagnen versuchen, dort Bewusstsein zu erlangen.

*Barbara Kohls:*

Wir hatten das ja eben schon, dass man in der Tagesstätte für Kinder die Eltern am besten erreicht. Wobei, ich möchte das noch einmal betonen, hauptsächlich die Drei- bis Sechsjährigen dort zu erreichen sind und die Eltern dieser Kinder. Wenn wir die Eltern der jüngeren Kinder erreichen wollen, wird es schwieriger. Es gibt da eben die Eltern, die von sich aus die Angebote suchen, und ein Problem haben wir bei denen, die es nicht tun. Ich bin der Auffassung, ich kann das nur noch einmal wiederholen, dass das Angebot für unter Dreijährige hier in NRW auf jeden Fall viel zu gering ist – nicht nur in NRW, in der Bundesrepublik insgesamt – und dass es ganz wichtig ist, dieses Angebot auszuweiten, damit wir die Familienerziehung ergänzen können und dann natürlich auch die Eltern, die ja ihre Kinder dahin bringen, entsprechend eher erreichen. Das wird nur über diesen Weg gehen. Ich habe die Hoffnung, dass die Möglichkeit der Betreuung dieser Kinder erweitert wird.

*Prof. Werner Rizzi:*

Wie ist denn zahlenmäßig ungefähr das Verhältnis von Kindern, die wie üblich ab drei Jahren im Kindergarten sind, und denen in den in den altersgemischten Gruppen?

*Barbara Kohls:*

Es entspricht bei weitem nicht dem Bedarf. Ich kann Ihnen im Moment keine Zahlen nennen, aber es gibt Zahlen zu den Plätzen für unter Dreijährige. Es ist aber minimal, auf jeden Fall viel zu wenig.

*Manfred Grunenberg:*

In-die-Breite-Gehen ist natürlich ein ganz spezielles Thema der Musikschulen, ein ganz spezielles Thema auch meiner Stadt Bochum, die das sehr stark propagiert. Schon seit vielen Jahren, eigentlich seit Gründung der Musikschule 1967 war es dort ganz wichtig, in die Breite zu gehen. Wir müssen nun einerseits feststellen, dass wir das sehr gut erreicht haben, und andererseits, dass wir an der Grenze sind. Sehr gut erreicht heißt, das kam in der letzten Diskussion mit Gisela Eibeck ja schon heraus, dass wir keine sehr hohen Preise haben und eine Befreiung für Sozialhilfeempfänger, die umsonst teilnehmen können. Wir sind da an eine bestimmte Grenze gegangen. Aber die Grenze ist erreicht. Ich denke, alle sind bei uns, die wollen und zahlen können. Wo geht es weiter? Und da kommen wir eben genau in die Richtung Kindertagesstätten. Ich denke, da können wir noch eine gewisse Schicht ansprechen, die wir jetzt als Musikschule nicht ansprechen. Aber dann ist irgendwo Schluss,

dann kann man nicht weiterkommen. Und dann ist da die Finanzgrenze.

Wir haben das in Bochum so konstruiert, dass die EMU-Gruppen und die Musikwachtelgruppen im Großen und Ganzen für den Träger kostendeckend sind. Wir können also alle Kinder, die zu Wachtelgruppen angemeldet werden, auch nehmen und auch alle EMU-Gruppen durchführen, weil eine weiter eingerichtete Gruppe für den Träger keine höheren Zuschüsse nach sich zieht, so dass wir von der Stadtspitze das Signal bekommen haben, macht so viel ihr könnt. Das ist natürlich wunderbar! Ich weiß genau, dass es in vielen anderen Musikschulen genau umgekehrt ist, dass es dort eben weniger, weniger, weniger werden soll, und so gesehen sind wir in Bochum da ein bisschen auf der „Insel der Seligen“.

Die Grundfrage war ja, wie man in die Breite kommt. Deshalb ist unser städtisches und Landesinteresse, intensiv mit den Kindertagesstätten weiter zusammenzuarbeiten und auch weitere Allianzen aufzubauen. In den Ganztagschulen ist das natürlich eine große Sache, die ich hier nicht weiter erläutern muss. Ich wäre froh für jede weitere Initiative, die uns hier weitere Breite bringt.

*Prof. Werner Rizzi:*

Ich bilde ja an der Folkwang Hochschule Musikschullehrerinnen und Musikschullehrer aus, die unter anderem auch in diesem Bereich Eltern-Kind-Gruppen unterrichten. Dass das zum Teil natürlich ein Unterricht für die Eltern und eine Sozialisation für die Kinder ist, das ist alles nichts Neues, da diskutiert man dann über die Anteile. Was mir heute in der vorangegangenen Diskussion aufgegangen ist: Da sollen Eltern mit einer Kompetenz beschult werden, und noch mal dies und noch mal das ... Vielleicht ist gar nicht dieses, sondern eher, und da sind wir wieder beim Hören, das Innehalten und Sich-selbst-Wahrnehmen und – was heute gesagt wurde – einfach natürlich auf Kinder zugehen können, was vorrangig notwendig ist? Bei der Stimme, haben wir festgestellt, ist diese natürliche Wahrnehmung gar nicht mehr gegeben, so dass diese Beschulung der Eltern eigentlich erst einmal ein In-sich-Hören, ein Sich-selbst-Wahrnehmen und dann über diesen Eindruck von sich selbst ein Ausdruck sein kann. Das war es, was ich heute gelernt habe.

Ich komme noch einmal zu Herrn Kahl, Sie sind ja wirklich die Berufsgruppe, die die Kinder in dieser Zeit bis zum dritten Lebensjahr relativ oft sieht bei der flächendeckenden Versorgung, die wir jetzt haben. Sehen Sie Möglichkeiten, noch mehr beratend tätig zu werden? Was haben Sie da für Ideen?

*Dr. Hermann Josef Kahl:*

Ich habe vorhin schon gesagt, dass wir über die Vorsorgestrukturen, die ja weit über 90% der

Kinder erreichen, eine sehr gute Möglichkeit haben, diese Multiplikatorenfunktion wahrzunehmen und darauf hinzuweisen, dass es diese Initiativen gibt. Das werden wir auch in der nächsten Zeit durch unsere Mitglieder verstärkt umsetzen können. Aber etwas anderes, das ich noch ansprechen wollte, ist die unterschätzte Macht der Eltern. Politische Entscheidungen zugunsten der Kinder werden am besten zusammen mit den Eltern realisiert. Wenn wir Ärzte Verbesserungen von den Politikern fordern, dann sagen die, da kommen wieder die Ärzte an und wollen etwas haben, die haben eh schon genug ... Kommen aber die Eltern und sagen, wir finden aufgrund gesetzlicher Strukturen die Kinder hier schlecht versorgt, dann bewegen sie etwas! Wir müssen es schaffen, Elternverbände zu mobilisieren, die sich direkt an die Politik wenden, da Politiker eher bereit sind, darauf einzugehen, weil sie nur die Wähler und ihr Synergiepotential fürchten.

*Prof. Werner Rizzi:*

Dann möchte ich langsam die Schlussrunde einläuten, indem ich in die Runde frage: Was wünschen Sie sich für Allianzen, die noch besser funktionieren sollten? Und was können wir vom Landesmusikrat dazu tun, und auch alle, die im musikpädagogischen und musikpublizistischem Leben tätig sind?

*Barbara Kohls:*

Ich fand sehr gut, was Sie eben über Fortbildungen für Erzieherinnen berichtet haben. Sicherlich müssen Erzieherinnen zur Zeit ein breites Spektrum an Fortbildungen wahrnehmen, weil die Basisausbildung nicht das erfüllt, was eigentlich notwendig ist in der Praxis – sei es in der Spracherziehung, sei es im naturwissenschaftlichen Bereich, sei es in der Musikerziehung. Wir sprechen hier jetzt hauptsächlich über die Musikerziehung, aber das Erfahrungsfeld von Kindern in Tageseinrichtungen für Kinder ist ja wesentlich breiter. Wichtig ist für Erzieherinnen zu erfahren, welche Fortbildungsmöglichkeiten es gibt. Diese Informationen an die Spitzenverbände, an die Jugendämter und durchaus auch an die Landesjugendämter weiterzuleiten, macht sicherlich Sinn, um das entsprechend weitergeben zu können.

Sie sagten, Gelder für die Fortbildungen sind immer weniger vorhanden; es ist auf jeden Fall so, dass 0,25% der Personalkosten des pädagogischen Personals in Tageseinrichtungen für Fortbildung vorgesehen sind. Ein Träger kann im Prinzip nicht sagen, es gibt keine Fortbildungsmittel, das ist nicht so. Sie sind natürlich, wenn man das auf die Zahl der Mitarbeiter rechnet, sehr gering. Das zweite Problem ist sicherlich, dass das Personal in Tageseinrichtungen für Kinder auch nicht so reichhaltig bestückt ist, dass die Mitarbeiter permanent zu Fortbildungen gehen können. Auch der zeitliche Rahmen ist also

begrenzt. Nichtsdestotrotz ist es sicherlich wichtig zu wissen, was es gibt und was man wahrnehmen kann. Was Kooperationen insgesamt angeht, ist es immer noch meine Vision, dass das „Haus für Kinder“ mehr Strukturen annimmt, dass Eltern nicht wer weiß wie lange suchen müssen, wo sie hingehen können, sondern dass sie vor Ort Informationen bekommen und dass Vernetzung in den Einrichtungen wirklich stattfindet.

*Prof. Werner Rizzi:*

Also ein Plädoyer vielleicht auch an den Landesmusikrat, Fortbildungsmöglichkeiten und Veranstaltungen zu bündeln und über das Netz und die Fenster, die wir schon haben, die Sie ja auch nutzen können, an die Partner, mit denen wir es jetzt auf dieser Tagung zu tun haben, auch weiterzuleiten – damit hier mehr Wissen voneinander stattfindet.

*Manfred Grunenberg:*

Ja, wen wundert es, ich wünsche mir natürlich, dass wir mit Kindertagesstätten intensiver zusammenarbeiten können. Ganz konkret wünsche ich mir, dass in jeder Stadt in NRW und darüber hinaus eine große Zahl von Kindertagesstätten, ich denke ein Drittel oder die Hälfte, einen Schwerpunkt Musik hat, und die Mitarbeiterinnen dort die Chance unserer Kooperation erkennen und sich dort einmal in der Woche von einem Profi der Musikschule helfen lassen – und dass sie dann auch einfach mit den Kindern in der ganzen Woche singen können. Wobei ich noch einmal erwähnen möchte, dass, wenn man mit Kindern mit Musik arbeitet, man nicht unbedingt nur Musik fördert, sondern das ganze Kind.

*Prof. Karl Karst:*

Das nehme ich sehr gerne auf und ergänze, dass ich es für unabdingbar halte, dass die frühkindliche Sinneserziehung eben nicht nur eine musikalisch orientierte Erziehung ist, sondern eine Erziehung hin zum Gebrauch der eigenen Sinne. Ich halte dies für die unabdingbare Voraussetzung dafür, später musizieren, sprechen und zuhören zu können. Ich glaube, dass da auch eine Öffnung – das sage ich jetzt in die Richtung der Musikschulen – stattfinden muss, von bestimmten Bedingungskategorien für den frühkindlichen Bereich abzutreten.

Mein konkreter Vorschlag: Am 31. Oktober findet in Köln während der Art Cologne die Bundesversammlung der Initiative Hören statt. Neben den Verbänden, die sich jetzt schon für die Initiative Hören engagieren – ein paar habe ich eben genannt, darüber hinaus ist auch die Deutsche Orchestervereinigung dabei, der Deutsche Schwerhörigenbund, das Forum Besser Hören – besteht dort für alle die Möglichkeit, sich zusammenzufinden und Forderungskataloge aufzustellen. Mehr kann Lobbying an dieser Stelle nicht tun.

Konkret würde ich mich sehr freuen, wenn die Synapsen, die hier jetzt hergestellt worden sind, auch wirklich funktionieren. Ich habe gespürt, dass alle, die hier sitzen, im Grunde den gleichen Fokus haben. Ich biete gerne an, einen Termin zu koordinieren, bei dem die zumindest auf Landesebene aktiven Instanzen einmal mit dem Landesmusikrat zusammenkommen, um zu prüfen, welche Formen der gebündelten Fortbildungsorganisation in Kooperation von Musikschulen, Landesmusikrat und anderen Institutionen – auch den Kinderärzten – möglich sind. Ich halte sie für möglich, und ich denke, wenn diese Vernetzung tatsächlich Realität wird, dass wir dann auch etwas bewirken können. Wie gesagt gibt es genügend Material, es fehlt im Grunde die Struktur, wie man dieses Material verschenkt; und es wäre wirklich schade, wenn man dieses Geschenk nicht noch breiter ausstreuen könnte.

*Prof. Werner Rizzi:*

Ein sehr schönes Angebot. Und gerade die Bemerkung mit den Sinnen führt auch wieder zu Herrn Schäfers Impulsreferat von heute nachmittag zurück. Lassen wir also unsere Synapsen feuern! Was bedeutet das für die Bertelsmann Stiftung?

*Dr. Ute Welscher:*

Ein ganz gutes Beispiel für eine Allianz haben wir ja in der vergangenen Woche in Berlin gesehen. An dem „Tag der Musik für Kinder“, den der Bundespräsident gemeinsam mit dem Deutschen Musikrat und vielen anderen Verbänden, Firmen und Stiftungen ausgerichtet hat und an dem auch die Bertelsmann Stiftung beteiligt war. Nun ist es wichtig, weiterzumachen und an ein solches „Event“ neue Aktivitäten anzuschließen. Ich denke schon, dass zu Allianzen in Maßen auch medienträchtige Ereignisse gehören, und ich finde es auch durchaus gut und wichtig, da zu kooperieren. Ich glaube, im Nachgang zu diesem Kindermusiktag und zu dem Kongress ist jetzt sichtbar, dass in sehr vielen überregionalen Medien zwar immer wieder das Gleiche, aber einfach immer wieder etwas zur Situation des Musikunterrichts usw. steht, das ist schon gut.

Was ich auch wichtig finde ist, dass die Allianzen sehr praxisnah sind. Wir haben auf unseren Treffen zur frühkindlichen Förderung gesehen, dass die Perspektive der Wissenschaftler und der Praktiker, der Erzieherinnen und der Einrichtungen, teilweise sehr stark auseinanderdriften. Bei all unseren Projekten müssen wir uns von Anfang an absichern, dass unsere Aktivitäten auch in den KiTas und Schulen selbst ankommen. Wir haben z.B. in unserem Musikfortbildungsprojekt ein Tandem-Modell entwickelt, d.h. die Zusammenarbeit einer erfahrenen Musikfachkraft und einer Nichtfachkraft in den Grundschulen etabliert. Das könnte bei den Erziehern vielleicht in ähnlicher Form funktionieren, dass eine Fachkraft

musikalische Aktivitäten in internen Fortbildungen im Kollegenkreis weiterträgt.

*Prof. Werner Rizzi:*

Herr Kahl, wen wünschen Sie sich noch als Allianzpartner?

*Dr. Hermann Josef Kahl:*

Die Bereitschaft zu den Allianzen sehe ich auch gegeben, wie meine Vorrednerinnen und Vorredner. Da gibt es überhaupt keine Probleme, glaube ich. Aber ich möchte zuletzt noch einen sehr wichtigen Aspekt erwähnen: Ich wünsche mir, dass die Erzieherinnen und Erzieher in Zukunft eine breite und bessere Ausbildung und ein höheres Honorar bekommen.

*Prof. Werner Rizzi:*

Ein wichtiger Wunsch. Herr Schäfer?

*Prof. Dr. Gerd E. Schäfer:*

Entschuldigen Sie, wenn ich mich jetzt noch mit einmische, aber da Sie von Allianzen und von Wünschen sprechen, möchte ich doch auch noch etwas dazu sagen, weil ich denke, dass Sie eine Allianz völlig vergessen haben, und das scheint mir typisch für die gegenwärtige Situation zu sein – nämlich die Allianz mit den Fachleuten, die sich in diesem Bereich sozusagen mit Bildungsproblemen beschäftigen. Ich will das an dem NRW-Projekt festmachen, das den Bildungsplan hervorgebracht hat, der diesen Bildungsvereinbarungen zugrunde liegt, und der jetzt in einem Folgeprojekt auch in die Praxis umgesetzt wird. Zunächst zu dem Bildungsplan. Er beruht genau auf diesem Konzept der Sinneswahrnehmungen. Das hat die Bildungsvereinbarung, so wie sie veröffentlicht worden ist, weggelassen. Dass frühkindliche Bildung mit der Bildung der Sinne beginnt, ist aber ein ganz ausführlicher Begründungsteil, ich habe das ja heute ausgeführt, dazu muss ich nichts weiter sagen, ich wollte es an dieser Stelle nur wiederholen.

Das Nachfolgeprojekt, bei dem es um die Umsetzung dieses Bildungsplans in NRW geht, hat verschiedene Schwerpunkte, die jetzt alle hier genannt wurden. Ich möchte sie einfach in Erinnerung rufen und anregen, dass wir jetzt vielleicht auf dieser Ebene etwas mehr in Kontakt kommen. Es geht einerseits um die Fortbildung von Erzieherinnen und um Konzepte der Fortbildung. Wie machen wir das? Wie setzen wir das um? Es geht zweitens um die Zusammenarbeit mit Eltern. Da kann natürlich die Sache mit dem „Haus für Kinder“ wieder auftauchen. Es geht um Standards, so wie Sie am Anfang gesagt haben. Was Sie an Standards nannten, das gilt natürlich nicht nur für die musikalische Früherziehung, sondern auch für andere Bereiche. Unter dem Bildungsgedanken kommen wir unter Umständen mit den verschiedenen Altersmischungen sehr stark in Konflikt. Das muss man einfach mit dazu

sagen. Und es geht um Ergänzungen zum Bildungsplan, was heute auch schon angesprochen wurde. Das sind also alles wichtige Punkte.

Wenn ich jetzt davon ausgehe, dass hier von verschiedenen Seiten Initiativen zur musikalischen Frühförderung gemacht werden, dann kann ich das natürlich nur begrüßen. Gleichzeitig bekomme ich als einer der Leiter dieses Projektes natürlich nicht nur Anfragen von Musikern, sondern von bildenden Künstlern, von den Leuten, die sich mit den modernen Medien beschäftigen, ich bekomme andere Anfragen, die sich mit Sprachförderung beschäftigen usw. Was auf diese Art und Weise deutlich wird: Wenn alle diese Leute ihre Initiativen als Fachkräfte einbringen, dann haben wir plötzlich etwas in dem frühen Bereich, das ziemlich fraglich ist. Wir haben dann nämlich im Bereich der frühen Kindheit das Fächermodell, das um so unsinniger wird, je kleiner Kinder werden.

Wenn wir das so machen, dann haben wir die Fächerorientierung wirklich auch in der Kinderkrippe, und die Fächer sind nichts, was die Natur uns mitgegeben hat. Das ist eine kulturelle Entwicklung. Wir interpretieren die Welt im Sinne von Fächern, und das macht die Schule natürlich sehr stark. Je kleiner die Kinder sind, desto mehr müssen sie diese Fächerung erst einmal lernen – wenn sie denn sinnvoll ist. Und bei den ganz Kleinen ist sie nicht von vornherein sinnvoll. Ich habe das ja am Beispiel der Musik auch zunächst einmal deutlich gemacht, wo also diese Unterscheidung zwischen Musik und Nicht-Musik in den ersten zwei Lebensjahren zumindest fraglich ist. Es gibt hier also auch die Allianz mit den wissenschaftlichen Projekten und speziell mit diesem einen Projekt hier in NRW, das sich tatsächlich den Bildungsüberlegungen verschrieben hat. Ich möchte also anbieten und darum bitten, dieses Projekt zu unterstützen. Es ist wichtig, dass wir zu einer Koordination kommen, das kann dann nämlich auch Synergieeffekte für die einzelnen Tätigkeiten haben. Also noch mal ein Plädoyer für diese Allianzen.

*Prof. Werner Rizzi:*

Vielen Dank für das Plädoyer. Eine ganz kurze Replik noch.

*Manfred Grunenberg:*

Die Fächergefahr, denke ich, kann man eigentlich nur so vom Tisch bekommen, dass man in einzelnen Einrichtungen Schwerpunkte zulässt. Denn Sie dürfen ja mit dem Hinweis auf Fächergefahr nicht die Hilfe von Professionen ablehnen. Deshalb sagte ich auch, ich wünschte mir, dass einige Kindergärten einer Stadt Schwerpunkt in Musik haben.

*Prof. Werner Rizzi:*

Danke sehr. Ich fand es ganz wichtig, Herr Schäfer, dass Sie diesen Aspekt noch einmal

beleuchtet haben. Was Sie vermisst haben, glaube ich, lag auch daran, dass wir eben der Landesmusikrat sind und die Musikverbände natürlich auch ein bisschen pro domo sprechen. Aber wenn Sie in die Pläne und in die Arbeitsmaterialien gucken, was in der elementaren Musikpädagogik, in der Frühpädagogik geschieht, dann ist es natürlich nicht nur das Singen – was ich sehr vertrete, jeder der mich kennt weiß das – , und es wird auch nicht alleine fachbezogen gearbeitet, sondern viele Handlungs- und Ausdrucksbereiche werden einbezogen. Wir haben oft viel mit Bildungspolitik zu tun oder sind selbst mit involviert, dass wir das als so selbstverständlich einfach mal draußen gelassen haben. Und dass wir Sie für das Impulsreferat engagiert haben und nicht einen unserer Musikpädagogik-Kollegen, die bei allem Engagement in ihrer erziehungswissenschaftlichen Forschung immer ein bisschen hinterher sind, das sollte auch zeigen, dass wir die Gefahr sehr wohl kennen. – Ich danke Ihnen allen im Plenum und besonders der Gruppe hier vorne, und schließe die Veranstaltung.

## Förderung von praktischem Musizieren in Kindergarten/KiTa und Grundschule „Wachstumsfaktor“ Musik – Mehrwert durch Kooperationen?

### Beispiele bestehender Kooperationen

#### *mus-e Schulprojekt der Yehudi Menuhin Stiftung (Winfried Kneip, Düsseldorf)*

*Winfried Kneip:*

Ich möchte Ihnen als erstes Praxisbeispiel heute das mus-e Programm der Yehudi Menuhin Stiftung Deutschland vorstellen. Mein Name ist Winfried Kneip. Ich bin Geschäftsführer der Stiftung und pädagogischer Leiter. Das mus-e Programm beschäftigt sich nicht nur mit Musikerziehung, wir vermitteln Künstler aller Sparten, aber die Musik nimmt natürlich einen großen Schwerpunkt ein. Wir appellieren an alle Künstler, die für uns arbeiten, dass das musische Element immer einen bestimmten Bestandteil ausmacht – egal, welche Kunstform sie machen, sei es nun Tanz, bildende Kunst, also Malerei, oder Theater, und dass sie versuchen sollen, alle Kunstformen übergreifend zu vermitteln.

mus-e vermittelt sich am besten, indem man es sieht, und eigentlich am wenigsten, indem man darüber redet. Ich habe ein kurzes Audiobeispiel

mitgebracht, damit Sie zumindest einmal einen Eindruck davon bekommen, was mus-e ist. Es handelt sich um einen Beitrag, der im WDR lief und drei Minuten dauert [das Hörbeispiel wird eingespielt]. – Ich hoffe, das hat Ihnen einen kleinen Einblick in das Programm geben können. Im Querschnitt war da schon sehr vieles von dem drin, was man über mus-e sagen kann. Ein paar Einzelheiten möchte ich aber näher ausführen.

mus-e wurde vor zehn Jahren von Sir Yehudi Menuhin gegründet. Es wurde zuerst in der Schweiz gestartet, hat sich dann aber schnell über Europa ausgebreitet. Inzwischen gibt es mus-e in 13 europäischen Ländern und in Brasilien – ein kleines Projekt von einem mus-e Künstler, der so begeistert war, dass er, als er nach Brasilien zurückkehrte, das Projekt in einer Favela aufgebaut hat, wo er mit Künstlern jetzt 500 Straßenkinder in Capoeira und anderen Formen der Kunst unterrichtet. mus-e in Deutschland ist das größte europäische Projekt – durch das Engagement des Städtebauministeriums NRW, das 1999 das Projekt in sein Förderprogramm „Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf“ aufgenommen hat. Dieses Programm ist nach drei Jahren Laufzeit noch einmal neu aufgelegt worden, und da mus-e so erfolgreich war, wurde es dann auch gleich ausgeweitet. Das heißt, wir haben zurzeit über 10.000 Kinder alleine in NRW, die dieses Projekt erfahren, und 400 Klassen bundesweit. mus-e gibt es mit Schwerpunkt in NRW, aber es gibt auch im Saarland, in Bremen und in Osnabrück mus-e Klassen. Wir haben Anfragen, es auszuweiten, versuchen das aber so behutsam wie möglich zu machen, um die Qualität zu sichern, weil es eben immer ein sehr großer organisatorischer Aufwand ist, ein solches Projekt in ein neues Bundesland zu tragen, und es macht wenig Sinn, das an einer einzelnen kleinen Schule zu machen.

Wir haben mus-e so aufgebaut, dass wir strenge Qualitätskriterien aufgestellt haben. Das unterscheidet unser Programm von anderen Projekten, wo Künstler oder Musiker in Schulen gehen: Wir haben ganz klare Standards haben, die wir auch nicht unterschreiten wollen. Deswegen ist für uns die Diskussion mit der offenen Ganztagsgrundschule auch eine etwas heikle. Eine Bedingung ist, dass mus-e Teil des Unterrichts sein muss, mus-e muss also regelmäßig stattfinden. Es darf und soll nicht Musik- und Kunstunterricht ersetzen, sondern ergänzen. In mus-e soll es keine Noten geben, und ganz besonders wichtig, in mus-e soll der Lehrer anwesend sein. Wir wollen, dass der Lehrer Teil des Prozesses wird und sich aktiv beteiligt in dem Sinne, dass er zum einen die Kinder in der Begegnung mit dem Künstler, der in die Klasse kommt, anders wahrnimmt. Zum anderen kann er durch mus-e selbst seine eigenen musischen Fähigkeiten entdecken – und die Kinder mit ihm, dass er selbst ein Lernender ist, und so eine andere Beziehung zu ihm

bekommen. Das ist eine der Hauptintentionen, die wir unter anderem mit mus-e verfolgen.

Das hat sich als ein nicht immer reibungsloses Unterfangen erwiesen, was war uns aber auch klar war. Die Lehrer, die mit Künstlern zusammentreffen, haben manchmal Probleme mit der Struktur, die Künstler in die Klassen bringen, weil die Künstler ja nicht als Pädagogen, sondern als Künstler kommen. Da gibt es strukturelle Unterschiede im System. Die Arbeit des Künstlers ist prozessorientiert, das ist uns auch sehr wichtig. Der Lehrer ist im Prinzip ziel- oder ergebnisorientiert, und dadurch können sich Konflikte ergeben. Aber wir wollen diese Konflikte, wenn sie auftauchen, nicht unterdrücken. Wir arbeiten damit, um an diesen Konflikten zu lernen, zu initiieren und Lernpotential zu erzielen. Für uns als Stiftung besteht die Aufgabe darin, dieses Projekt von A bis Z zu begleiten, d.h. den Prozess, der sich über drei Jahre erstreckt – so lange sollte ein Projekt mindestens in einer Schule oder einer Klasse laufen, und in drei Jahren entsteht eine Menge. Wir wollen den Weg begleiten, den die Künstler und die Lehrer und die Kinder gemeinsam gehen, und qualitätsmäßig verbessern.

Die Ergebnisse geben uns Recht. Wir haben von allen Schulen begeisterte Rückmeldungen. Alle Schulen wollen mus-e weitermachen. Es gibt kaum Lehrer, die nach ein, zwei oder drei Jahren sagen, wir wollen das Programm nicht mehr haben. Wir sind, was die Arbeit von mus-e betrifft, in einer Form integrativ, dass durch mus-e über die Klassen hinaus gewirkt wird. Da mus-e im Schulleben ein Feld besetzt, in dem in den Klassen musiziert, getanzt, gemalt und gesungen wird, wird auch das Schulleben der anderen Klassen bereichert. Die Lehrer gewinnen deutlich an Unterrichtsqualität, und es gab neulich eine Studie, in der festgestellt wurde, dass über mus-e sich sogar das Gewaltpotential der Jugendlichen im Nahbereich der Schule gesenkt hat. Jetzt kann man das natürlich auf viele Gründe zurückführen, aber ich bin überzeugt, dass mus-e auch einen gewissen Anteil daran hat, weil die Kinder über mus-e eine andere Sprache lernen. Die „Sprachen“ der Kinder sind über die Sozialisation, die heute in der Gesellschaft möglich ist, natürlich sehr reduziert. Es gibt eine Sprache der Gewalt, es gibt eine Sprache der Selbstdarstellung und eine Sprache der Vereinzelung. Über mus-e lernen die Kinder andere Ausdrucksformen, d. h. sie lernen sich auch anders auszudrücken, sie lernen Begegnung, sie lernen Kontakt, sie lernen auch Scheitern und Frust, was wir sehr wichtig finden, sie lernen ihre Grenzen in einer ganz anderen Form kennen.

Da wir gerade auch den Begriff PISA im Titel dieser Tagung haben: Für uns ist mus-e ein Projekt, mit dem wir das Schulleben „jenseits von PISA“ bereichern wollen, weil wir mus-e schon vor PISA gemacht haben und die Mängel ja nicht erst seit PISA da sind, die gab es schon viel früher. Schon

in den 20er und 30er Jahren gab es Antworten, die auf dem Weg inzwischen vergessen wurden, das muss man mal so deutlich sagen. Das Problem ist also kein neues, und die Antworten darauf sind auch nicht neu. *mus-e* ist auch nicht *per se* neu, aber die Frage ist, mit welcher Konsequenz man etwas macht und wie stark man so etwas auch in ein System hineinlässt. Unsere Absicht als Menuhin Stiftung ist es, *mus-e* ins System Schule zu integrieren, deshalb machen wir Trainings mit Künstlern und Lehrern. Wir führen ganz spezifische Ausbildungen für die Künstler durch. Wir veranstalten Künstlercastings und achten darauf, dass die Künstler auch fähig sind, ihre Kunst zu vermitteln. Wir trainieren die Lehrer darin, diese Ideen und Anregungen in ihren Unterricht zu übernehmen und ihren Unterricht zu bereichern und zu verändern, und darin, eine neue Rolle zu finden, eine neue Lehrerrolle zu definieren. Das ist das Spektrum, in dem *mus-e* sich abbildet – ich habe ja nur begrenzt Zeit, deshalb lasse ich es einmal dabei, alles nur anzureißen. Ich stehe Ihnen jetzt noch für Fragen zur Verfügung.

*Hans-Martin Schlebusch MdL:*

Ich wollte Sie nur bestärken, dass Sie bei Ihren Qualitätsvorstellungen bleiben, und noch einmal konkret nachfragen, wo denn die Probleme bezogen auf die offene Ganztagsgrundschule bestehen, weil Sie das angesprochen haben?

*Winfried Kneip:*

Die offene Ganztagsgrundschule ist für uns ein spannendes neues Feld. Wir haben aber dazu offen gestanden eine zweigeteilte Meinung. Es gibt im Moment ja auch sehr viel Unsicherheit. Ich bin ein bisschen in diese Diskussion verwickelt. Die Schulen, die damit beginnen – hier in Düsseldorf gibt es sieben Schulen – und auch die Direktoren, mit denen ich geredet habe, sind sehr unsicher: Wie machen wir das überhaupt? Wie fangen wir an? Wie geht es los? Das Ganze ist ja ein sehr weites Feld. Die offene Ganztagsgrundschule war eigentlich ein Schnellschuss, der meines Erachtens für die Schulen ein Jahr zu früh gekommen ist. Sie haben sich noch gar nicht vorbereiten können und wissen nicht, welche Bedingungen sie vorfinden. Für uns ist die Prämisse klar, dass wir nur mit Lehrern in der Klasse arbeiten, weil wir sonst ein „Projekt“ sind, das eine AG macht – und da gibt es andere Projekte, die das auch können und gut machen, die müssen wir nicht ersetzen.

Wir haben allerdings gesagt, wir wollen sehen, welche Erfahrungen wir da machen können. Wir haben einen Künstler und ein Projekt an einer Schule in Wersten, das wir betreuen, d. h. wir haben einen Kurs im offenen Ganztagsangebot übernommen. Darüber hinaus kooperieren wir mit der Stadt Düsseldorf. Wir waren ganz früh in

die Diskussion involviert, dass das Angebot, in diesem Kontext Künstler in die Schulen zu schicken, auch dazu verpflichtet, dafür Sorge zu tragen, dass Qualitätskriterien entwickelt und die Künstler entsprechend ausgebildet werden. Man kann nicht einfach irgendeinen Künstler in eine Klasse schicken und dann alleine lassen. Es muss ein Training erfolgen und eine Supervision. Ein Arbeitskreis wurde ins Leben gerufen, in dem wir versuchen, unsere Qualitätskriterien einzubringen – in dem Rahmen, der möglich ist. Wie gesagt, wir lehnen die offene Ganztagsgrundschule nicht ab. Ich finde die Idee ja grundsätzlich wichtig, die Frage ist nur, unter welchen Bedingungen sie stattfindet. Ich bin der Meinung, die Lehrer müssten dabei sein, zumindest bei diesen musischen Prozessen, bei anderen Kursen mag das vielleicht nicht so wichtig sein.

*Birgit Maubach:*

Sie hatten gesagt, dass das Projekt hauptsächlich aus Städtebau-Mitteln finanziert wird. Mich würde interessieren, wie hoch die Kosten sind, die für ein Schuljahr für eine Klasse in diesem Zusammenhang anfallen.

*Winfried Kneip:*

Zur Finanzierung muss man sagen, dass wir eine – wie man das neudeutsch ja so schön nennt – Public Privat Partnership haben. Das heißt, wir beziehen öffentliche Gelder, die in dem Falle über das Land vermittelt werden. Das Land zahlt 80% der für eine Klasse anfallenden Summe, die anderen 20% müssen wir privat einwerben. Wir sind zwar eine Stiftung und tragen den Namen von Yehudi Menuhin, aber leider hat er uns neben dem Basiskapital kein weiteres Geld hinterlassen. Wir müssen also versuchen, die Mittel einzuwerben. Das tun wir eigentlich auch sehr erfolgreich, weil viele Leute von dem Konzept begeistert sind. Wir haben jedoch außer dem Land kaum große Sponsoren; bei uns stellt sich die Anbindung an den Nahbereich als unheimlich wirkungsvoll dar. Wir haben Klassenpatenschaften, d.h. Leute vor Ort fühlen sich dafür verantwortlich, dass ihre Kinder, ich sage mal, „erweiterte Bildung“ bekommen, dass sich ihr Angebot in der Schule erweitert, und tragen dann ihrerseits dazu bei, den fehlenden Betrag zu begleichen. Generell haben wir Kosten von 3.075,- Euro pro Klasse pro Jahr. Darin sind alle Kosten für die Künstler enthalten, dazu die Overheadkosten – das ist im Grunde genommen das, was im Schnitt anfällt, inklusive Öffentlichkeitsarbeit und allem. In anderen Ländern wie Bremen wird das Programm ganz vom Senat bezahlt, das ist unterschiedlich. Wir haben Sponsoren wie den Gemeinde-Unfall-Versicherungsverband Westfalen-Lippe, der eine größere Summe zahlt und damit Partnerschaften für mehrere Klassen übernimmt.

*Birgit Maubach:*

Von diesen 3.075,- Euro werden 80% vom Land getragen, wenn ich Sie richtig verstehe?

*Winfried Kneip:*

In den Schulen, die Teil des Stadtteilprogramms sind. Ich war gestern in einer Schule in Bochum und habe das Projekt vorgestellt. Da saßen einhundert interessierte Eltern und haben gesagt, wir finden das so toll, wir zahlen, weil wir nicht in dieses Städtebauprogramm fallen, 10,- Euro pro Kind pro Monat; dann kommt man auch hin.

*Birgit Maubach:*

Wie setzen sich die 3.075,- Euro zusammen? Ich finde das im Verhältnis zu anderen Projekten verhältnismäßig günstig.

*Winfried Kneip:*

Künstlerhonorare, Fahrtkosten, Materialkosten, Schulungen, Trainings, Supervisionen – Wir haben bundesweit sieben Koordinatoren, die regelmäßig in die Schulen fahren und Künstler-Lehrer-Gespräche sowie Gespräche mit dem ganzen Kollegium führen: Wie läuft das bei euch? Was habt ihr für Probleme? Was wollt ihr anders haben? Alles das ist beinhaltet.

*Birgit Maubach:*

Ich nehme an, der größte Anteil sind die Künstlerhonorare?

*Winfried Kneip:* Ja, absolut.

*Birgit Maubach:* Können Sie da eine ungefähre Größenordnung nennen?

*Winfried Kneip:*

Wir zahlen für eine Doppelstunde, also für einhalb Stunden, die ein Künstler Unterricht gestaltet, 52 Euro zuzüglich Fahrtkosten. Das ist nicht blumig, die Künstler sind auch alle nicht so glücklich und hätten gerne einmal eine Gehaltserhöhung, aber angesichts der Mittel, die wir haben, geht das leider nicht. Wir können nicht die Projekte beschneiden, das ist leider so.

*Prof. Werner Rizzi:*

Es sagt sich so einfach, mus-e soll den Musikunterricht nicht ersetzen – bei über 80% fachfremdem Musikunterricht in den Grundschulen, wenn er denn überhaupt stattfindet, ist das doch ein frommer Wunsch. Bleibt die Frage, wie die Auswahl Ihrer Schulen zustande kommt?

*Winfried Kneip:*

Ich gebe Ihnen Recht. Wir können natürlich nur in bedingtem Maße in die Schulen „hineinregieren“. Wenn eine Schule sagt, wir machen stattdessen keinen Musikunterricht, dann haben wir Pech gehabt. Dann ist es leider so. Wir machen mit mus-e ja eigentlich auch keinen herkömmlichen

Musikunterricht, wir machen ja noch nicht einmal eine in dem Sinne gezielte musikalische Frühförderung nach einem bestimmten Programm, weil wir wie gesagt keine Musikpädagogen beschäftigen. Wir machen eigentlich etwas, das man vielleicht mit „Breitensport auf den musischen Bereich übertragen“ bezeichnen könnte.

Wie die Schulen ausgewählt werden – das war im Grunde von unserer Seite ein offenes Angebot. Wir haben gewusst, wir haben so und so viel Geld, und haben die Stadtteilbüros in den Stadtteilen mit besonderem Erneuerungsbedarf gefragt, welche Schulen Interesse haben, die Schulen haben sich dann da melden können. Es gab mehr als wir nehmen konnten, und es wurde eine interne Auswahl getroffen. Ansonsten kann jede Schule teilnehmen, die möchte und die die Kriterien erfüllt. Einzige Bedingung: Wir wollen nicht eine Klasse in einer Schule. Das lohnt sich nicht, da kommt keine Dynamik auf, da ist der Verwaltungsaufwand zu groß. Es ist am besten, wenn drei Klassen, also ein ganzer Jahrgang, mitmachen und sichergestellt ist, dass das Programm über drei Jahre läuft. Wir haben festgestellt, dass nach einem Jahr mus-e die Effekte bescheiden sind, weil das Programm auf die Dauer wirkt. Verhaltensänderungen bei Kindern brauchen genauso lange, wie Kinder auch gebraucht haben, sich Verhalten anzutrainieren. Das ist ja nichts, was man von heute auf morgen machen kann, und ich plädiere absolut dafür, solche Schnellschüsse in Schulen zu unterlassen, das bringt keinem etwas.

*Reinhard Knoll:*

Sie haben „Kontinuität“ gesagt. Jetzt sind ja in einem Dreijahrespogramm alle Künste. Was heißt Kontinuität dann für den Bereich Musik?

*Winfried Kneip:*

Wir haben die internationalen Richtlinien und Leitlinien, die sagen, jeder Künstler bleibt mindestens ein Jahr in einer Klasse. Aber es wäre sinnvoll, wenn jedes Kind jede Kunstform einmal kennenlernt. Das lässt sich im Alltag leider und manchmal auch zum Glück nicht so durchhalten, weil viele Lehrer so begeistert und glücklich mit „ihrem Künstler“ sind, dass sie den gar nicht mehr hergeben wollen. Das heißt, es gibt dann Kinder, die machen drei Jahre Trommeln, weil der Lehrer das nicht anders will und weil es vielleicht auch für die Klasse gut ist. Es gibt Kinder, die brauchen das und es gibt andere Kinder, die brauchen etwas anderes. Die Lehrer wissen eigentlich ganz gut, welche Kunstform ihre Kinder brauchen. Für den Bereich Musik heißt das eigentlich auch, dass wir ganz gezielt versuchen, an jeder Schule zumindest ein musikalisches Angebot zu haben. Von der Verteilung her haben wir am häufigsten Tänzer und bildende Künstler. Man muss auch sagen, dass wir im Bereich Gesang zum Beispiel sehr unterrepräsentiert sind.

Wir haben sehr wenig Künstler, die als Sänger in die Klassen gehen, das finde ich sehr schade.

**Folkloremusizieren in der Grundschule / LAG Musik (Michael Brüning, LAG Musik NRW, Remscheid / Ellen Fromme, GGS Schlängelstraße, Mülheim)**

*Michael Brüning:*

Die Kooperation zwischen Jugendhilfe und Schule ist schon seit vielen Jahren ein wichtiges Thema für die Landesarbeitsgemeinschaft Musik. Bevor die aktuelle Diskussion zur Ganztagsgrundschule begann, bevor das GÖS-Programm begann, war die LAG Musik schon mit vielen Projekten im außerschulischen Bereich in Grundschulen und allgemein bildenden Schulen tätig. Wir wollen Ihnen heute ein Projekt zum Folkloremusizieren in Schulen, speziell in Grundschulen, vorstellen; deshalb ist Ellen Fromme zu Ihnen gekommen. Ellen Fromme ist Grundschuldirektorin der Grundschule an der Schlängelstrasse in Mülheim an der Ruhr; sie unterrichtet dort Musik. Sie leitet aber auch Fortbildungen für das Schulamt der Stadt Mülheim an der Ruhr und hat an einem Musikspielhandbuch, herausgegeben im Klett Verlag, mitgearbeitet.

Zunächst noch einmal einige kurze Informationen zur LAG Musik. Die LAG Musik wird über Mittel des Landesjugendplans gefördert. Die Arbeit der Landesarbeitsgemeinschaft Musik ist immer im Kontext der Jugendhilfe zu verstehen, wo gewisse Standards sehr wichtig sind: einmal der Bereich der „Partizipation“ und „sozialen Integration“, aber auch das „Prinzip der Freiwilligkeit“ und vor allem das „prozessorientierte Lernen“ sowie neue Formen des Lernens. Der Kontext der Jugendhilfe ist auch bei diesem Projekt sehr wichtig. Ich darf Frau Fromme bitten, die Schule kurz einmal vorzustellen.

*Ellen Fromme:*

Unsere Schule empfindet sich als „Stadtteilschule“, sie ist sehr stark angebunden an den Stadtteil Mülheim-Styrum. Dieser Stadtteil ist in Mülheim sehr bekannt, ich denke, auch teilweise darüber hinaus. Wir sind ein bisschen durch die Maschen für Erneuerungsbedarf gefallen, haben aber trotzdem viele Anstrengungen unternommen, den Stadtteil attraktiv zu machen, besonders eben für unsere Schüler. Ich will eigentlich nur ein paar kurze Blitzlichter auf den Stadtteil werfen, damit man Rückschlüsse auf die Schüler ziehen kann, die wir in unserer Schule zu beschulen haben. Styrum ist der Stadtteil mit dem höchsten Migrantenanteil der Bevölkerung, es ist der Stadtteil mit den meisten alleinerziehenden Familien, es ist der Stadtteil mit den wenigsten Einfamilienhäusern und den meisten alten Mehrfamilienhäusern, und es ist der Stadtteil, in dem ein sehr

großer Teil – über 50% der Menschen – von der Sozialhilfe bzw. am Existenzminimum leben. Das ist also ganz kurz die Herausforderung, der sich die Schule stellen muss. Unsere Kinder sind in vielen Dingen benachteiligt.

Im Augenblick haben wir 130 Schüler, wir sind also eine kleine Schule, fünf Klassen im Augenblick. Von den 130 haben wir ungefähr 90 Schüler, die nicht deutschstämmig sind, sondern einen Migrationshintergrund haben, die Schüler kommen zu einem großen Teil aus der Türkei oder haben einen türkischen Hintergrund. Ich habe jetzt noch einmal die Statistik bearbeitet und nachgesehen: Wir haben Schüler aus 15 Ländern an unserer Schule, aus verschiedenen Ländern der ehemaligen Sowjetunion wie Tschetschenien, Moldawien, Weißrussland, Litauen und Ukraine, Kinder aus Polen, Griechenland und Portugal und aus den ehemaligen jugoslawischen Ländern, Serbien, Bosnien, Albanien usw.

*Michael Brüning:*

Das Projekt ist seit 1999 im Programm der Landesarbeitsgemeinschaft Musik, uns geht es also auch um Kontinuität in der Projektarbeit. Auch hier gibt es eine kleine Schnittstelle zum bereits vorgestellten mus-e Projekt: Es kommt Kompetenz von außen – ein Künstler, ein Musiker, ein Fachmann im Bereich des Folkloremusizierens, Henner Diederich, vielen bekannt. Von seiner Vita her ist er nicht nur Cellist, nicht nur Hochschuldozent, auch Arrangeur und Leiter des Ensembles Rossi. Er wollte einfach mal wieder neue Erfahrungen sammeln und diese Erfahrungen auch wieder in seinen Hochschulunterricht einbeziehen. Das war sehr spannend. Dieses Projekt wurde im „Team teaching“ durchgeführt, also Kompetenz Musik von außen durch Henner Diederich und Kompetenz von innen von der pädagogischen Seite durch Ellen Fromme. Vielleicht können Sie kurz etwas zu diesem Projekt Folkloremusizieren sagen, was wurde gemacht?

*Ellen Fromme:*

Das Projekt ist natürlich auch ein Stück weit auf persönliche Beziehungen zurückzuführen. Ich war selber Studentin bei Henner Diederich. Ich weiß seine Kompetenz einzuschätzen, und es hat mich sehr glücklich gemacht, dass er sich auch einmal darauf eingelassen hat, wirklich ganz unten anzufangen, bei den Kindern. Unsere Kinder haben in vielen Bereichen Defizite, die aufgefangen werden müssen, wir haben z.B. auch eine mus-e Klasse an unserer Schule. Aber ich denke, dass wir da sehr breit verfahren, und das Projekt der LAG ist eigentlich eines der wichtigsten. Wir haben seit 1999 jährlich ein Projekt durchgeführt. Bei der Basisarbeit und dem Einlassen auf Kinder finde ich es besonders wichtig, dass eine Kompetenz dahintersteht. Man darf nicht jeden einfach an die Kinder heranlassen, weil das gerade bei Kindern, die sehr viele Defi-

zite haben, eine ganz besondere Herausforderung bedeutet. Man braucht manchmal einen ganz langen Atem, um zu etwas zu kommen. Ich muss ich also auch noch einmal bestätigen, dass Länge der Zeit und Regelmäßigkeit sicherlich zu den fruchtbarsten Ergebnisse führt.

*Michael Brüning:*

Konkret wurden z.B. türkische Lieder erarbeitet. Das ist vielleicht ein ganz wichtiger Aspekt auch unter dem Gesichtspunkt der Sprachanimation und Sprachförderung. Sie hatten mir mal gesagt, dass dann Schüler in verschiedene Rollen schlüpfen, dass sich z.B. auch deutsche Schüler mit der türkischen Sprache über Musik auseinandersetzen. Können Sie das mal kurz beschreiben?

*Ellen Fromme:*

Der Musikkurs ist ein freiwilliges Angebot gewesen, hat aber eigentlich den Durchschnitt der Schülerschaft unserer Schule widerspiegelt. Das Singen, Musizieren und gemeinsame Tun in einer anderen Sprache ist ja auch Ausdruck der anderen Kultur, die man erlebt. Das war dann wichtig für beide Seiten, für die deutschen Kinder, die dann in die Situation kamen, ein türkisches, spanisches oder portugiesisches Lied zu singen, und umgekehrt für die türkischen Kinder oder Migrantenkinder, die sehr viel davon gehabt haben, weil es eine Form war, sie in ihrer Sprache und auch in ihrer Kultur wertzuschätzen. Das hat sich also gegenseitig befruchtet. Einer der pädagogischen Schwerpunkte der Schule ist bei uns ja die Integrationsarbeit, und das konnte man gerade in diesem Projekt sehr gut fördern.

*Michael Brüning:*

Hinzu kommt natürlich der Aspekt des interkulturellen Lernens, aber auch die positive Wirkung, die Sie bei einigen Schülern verfolgen konnten, z.B. bei verhaltensauffälligen Schülern.

*Ellen Fromme:*

Ich denke, da decken sich unsere Erfahrungen teilweise mit den Erfahrungen der mus-e-Projekte, dass durchaus – wenn man das über einen längeren Zeitraum beobachtet – sehr positive Wirkungen bei den Kindern zu sehen sind. Sie entwickeln ein bestimmtes Regelbewusstsein, was ja in der Musik auch unumgänglich ist. Sie werden in ihrem Selbstwertgefühl unterstützt, sie trauen sich mehr. Ich habe Kinder gehabt, die ganz schüchtern waren und sich dann über das Instrument auszudrücken lernten und auch mutiger geworden sind. Es gab einen marokkanischen Jungen, der uns durch seine extreme Musikalität aufgefallen ist, der aber nie gefördert wurde – das Bewusstsein bei den Eltern war nicht da und sicherlich auch nicht die finanziellen Möglichkeiten. Er hat sich z.B. ein Xylophon mit nach Hause genommen, um dann zwei Wochen

privat seine Solostimme zu üben, und es ist ganz schade, dass er wahrscheinlich jetzt nicht weiter gefördert wird.

*Michael Brüning:*

Noch zur Praxis, es war keine Kleingruppenarbeit, sondern immer eine Arbeit in größeren Gruppen, das ist auch sehr entscheidend. Was waren dort die Erfahrungen?

*Ellen Fromme:*

Ich denke, genau an diesem Punkt war wichtig, dass eine Kooperation bestand, dass ich als Pädagogin mitgearbeitet habe. Ich bin ja die Arbeit in Klassenverbänden gewöhnt. Die Kursstärke lag um 20, manchmal auch 25, und das bedeutet für Künstler von außerhalb manchmal eine ganz andere Arbeit; die Verzahnung zur Schule muss dann auch stattfinden.

*Michael Brüning:*

Wichtig war ja natürlich auch – das Projekt hatte eine Zeitdauer von ungefähr zweieinhalb Stunden –, dass man gewisse Ruhephasen einbaut, Phasen der Stille ...

*Ellen Fromme:*

Ja, wir haben da wirklich sehr nahe an den Bedürfnissen der Kinder gearbeitet. Wir sind sehr viel von der Bewegung ausgegangen, einer geordneten und strukturierten Bewegung. Manchen Kindern ist das ganz fremd, die können keinen Impuls einer Musik aufnehmen und dazu gehen, weil sie innerlich zu unruhig sind. Die brauchen wirklich erst einmal ein großes Training. Sie können bestimmte Dinge auch nicht sofort umsetzen. Man muss also sehr klar an die Bewegung oder an die Arbeit mit Körperinstrumenten anknüpfen, wenn man mit Instrumenten arbeiten oder fachliches Vokabular einführen will. Das ist nicht weggefallen, kam aber einfach zu einem etwas späteren Zeitpunkt und ist immer verbunden gewesen mit Aktivität und Handlung.

*Michael Brüning:*

Das war ein kleiner Einblick in die Werkstatt „Folkloremusizieren“, ein Projekt der Landesarbeitsgemeinschaft Musik. Uns war wichtig, den interdisziplinären Aspekt des interkulturellen Lernens in einigen Aspekten darzustellen.

Gerade ist schon das Stichwort „offene Ganztagsgrundschulen“ gefallen. Gestern wurde gesagt, es sei noch sehr viel Chaos darin, davon ist bei uns, bei den Modellprojekten, die wir jetzt anfahren, nicht die Rede. Am 5. September hat ja das neue Schuljahr angefangen, und uns war im Vorfeld dieser ganzen Projektplanung wichtig, in Partizipationsprozessen mit den Schulen und SchülerInnen zu eruiieren, was gewünscht ist. Wir haben vor, in diesem Jahr einige Modellprojekte – im Bereich „Musik, Tanz, Bewegung“ – in der offenen Ganztagsgrundschulen durchzuführen.

Als Abschluss möchte ich Ihnen ein kleines Hörbeispiel vorspielen, von einem Schulprojekt, das in Köln durchgeführt wurde. Schülerinnen und Schüler im Alter von sechs bis zehn Jahren machen ihre erste Trommelerfahrung mit einem westafrikanischen Rhythmus. [Es folgt das Hörbeispiel.]

*Dr. Walter Lindenbaum:*

Eine Verständnissnachfrage auf zwei Ebenen, die aber miteinander zu tun haben: Sie haben gesagt, es sei ein freiwilliges Angebot. Wie habe ich das zu verstehen, zusätzlich am Nachmittag, als Arbeitsgemeinschaft, aus mehreren Klassen, altersheterogen? Die zweite Frage, die damit zusammenhängt, ist die nach der Finanzierung.

*Ellen Fromme:*

Da unsere Schule sehr klein ist, handelt es sich um ein zusätzliches Angebot im Nachmittagsbereich. Wir haben allerdings nicht nur dieses Projekt im Nachmittagsbereich. Zur Ganztagsgrundschule: Das haben wir nicht gemacht, weil wir gefürchtet haben, dass unsere Angebote, die bestehen, gekürzt werden. Wir haben also wirklich schon ein sehr ausgebautes Nachmittagsangebot, Betreuungsangebote und Hort, und dazu passte natürlich auch noch diese Ausdehnung. Wir haben auch AG's, die von Lehrern angeboten werden, aber das ist natürlich nicht immer für jedes Jahr so gesichert. Die Finanzierung hat die LAG Musik übernommen, und zwar zu 100% – das Künstlerhonorar, Fahrtkosten und weitere Kosten, wenn wir z.B. Material für Instrumentenbau gebraucht haben. Die Kinder und Eltern wurden über einen Brief informiert und konnten sich freiwillig anmelden. Es handelt sich um eine jahrgangsgemischte Gruppe. Die Erstklässler werden bei uns speziell gefördert, deshalb haben wir die ausgelassen, die haben sechs Stunden zusätzlich einen Sprachförderungsunterricht, und das wäre ein bisschen viel gewesen. Aber zweites bis viertes Schuljahr hatten wir in einer Gruppe. Da ich mit Henner Diederich zusammengearbeitet habe, konnten wir auch manchmal die Gruppe teilen oder öfter mal teilen und wieder zusammenführen, und das hat sich auch als sehr günstig für die Kinder herausgestellt.

*Hans-Martin Schlebusch MdL:*

Hat das freiwillige Folkloremusizieren denn auch positive Auswirkungen auf Ihren normalen Musikunterricht gehabt?

*Ellen Fromme:*

Ja, natürlich gab es Rückwirkungen. Kinder, die dort etwas gelernt haben, konnten das natürlich wiederum im normalen Musikunterricht anwenden. Ob es jetzt Notationszeichen waren oder Melodieführung oder eine Partitur lesen, da waren sie ihren Klassenkameraden dann teilweise

ein Stück voraus. Ich denke, gerade Kinder, bei denen es z.B. in anderen Bereichen Defizite gab, Rechtschreibschwäche oder andere Dinge, konnten dann Erfolge im Musikunterricht haben, aber auch in einem anderen Unterricht. Das finde ich sehr wichtig, dass Kinder dort geschätzt werden, wo sie Erfolg haben. Das muss nicht immer Mathematik sein. Wir haben an unserer Schule eine allmonatige Schulversammlung, wo eben auch Dinge vorgestellt werden, die erarbeitet werden, ob jetzt im Nachmittags- oder Vormittagsbereich. Gerade die Kinder, die an dieser Musik-AG teilgenommen haben, waren sehr stolz, wenn sie etwas vorgeführt haben und dann auch einen entsprechenden Applaus bekamen, besonders die Kinder, denen der normale schulische Erfolg ein bisschen versagt bleibt.

*Hans-Martin Schlebusch MdL:*

Sie sagten gerade ganz offen, dass Sie eine Umwandlung oder Anbindung an die offene Ganztagsgrundschule nicht initiiert haben. Ich würde gerne wissen, warum nicht. Sie haben gesagt, Sie haben die Befürchtung, dass Ihnen die Mittel gestrichen werden. Das heißt, jetzt haben Sie die Förderung durch die LAG Musik und dann, wie könnte es dann aussehen?

*Ellen Fromme:*

Wir haben jetzt ja nicht nur die Förderung von der LAG Musik. Von unseren 130 Kindern nehmen ca. 70 Kinder an einem Hausaufgabenbetreuungskonzept teil, das täglich von 12 bis 16 Uhr angeboten wird; in Zusammenarbeit mit der katholischen Kirche gibt es da Honorarkräfte. Dann haben wir den Hort bis 13 Uhr und auch für „Dreizehn Plus“ eine Erzieherin. Wir können also die Betreuung täglich bis 15 Uhr anbieten, und dort ist auch immer eine Gruppe von ungefähr 15 bis 20 Kindern. Das sind schon mehr als zwei Drittel unserer Kinder, die im Nachmittagsbereich in irgendeiner Form betreut werden. Von diesen Betreuungsangeboten gehen natürlich einige Kinder dann auch in AG's, die teilweise über Kooperationspartner, aber auch von Lehrern angeboten werden. Wir haben zusätzlich in unserer Schule einen Diplompädagogen, der auch im Nachmittagsbereich arbeitet. Ich denke, dass bei einer Finanzierung im Rahmen der offenen Ganztagsgrundschule die Maßnahmen, die wir haben, natürlich teilweise umgerechnet werden und wir dann Abzüge zu befürchten haben. Das war mit ein Grund meines skeptischen Kollegiums, dass wir das für dieses Jahr erst einmal abwarten wollten.

*Prof. Werner Rizzi:*

Was wir im Moment diskutieren, ist für alle also eine ganz sensible Frage: Wer finanziert ein Vorhaben, und ist es ein Zusatzangebot oder Teil des Unterrichts. Ich weiß aus meiner Arbeit, dass die LAG Musik und der LMR ja seit Jahren nicht

müde werden, den interministeriellen Dialog anzuregen und zu fördern. Alle, die sowohl in der Schule als auch außerschulisch zu tun haben und hatten, wissen, wie schwierig das ist. „Schulen musizieren“ fiel in der Förderung manchmal zwischen beide Töpfe. Die einen sagten, geh zum Schulministerium, die anderen sagten, geh zum Jugendministerium oder zu dem Ministerium, in dem die Kultur angesiedelt ist. Wir hoffen, dass die ministerielle Zusammenlegung von Schule und Jugend in dieser Frage etwas bewegt. Ich danke Ihnen ganz herzlich und leite über zum nächsten Punkt. Rolf Keßler wird uns eine Kooperation des Verbandes der Schulmusiker mit dem Landesverband der Musikschulen vorstellen.

**Clara-Schumann-Musikschule Düsseldorf /  
GGS Richardstraße  
(Kooperation LVdM/VDS NRW, Rolf Keßler)**

*Rolf Keßler:*

Ich begrüße Sie ganz herzlich. Mein Name ist Rolf Keßler. Ich bin zum einen im Verband der deutschen Schulmusiker NRW im Vorstand und zum anderen Schulleiter der Gemeinschaftsgrundschule Richardstraße hier in Düsseldorf. Herr Rizzi, Sie haben mir eine sehr gute Überleitung gegeben. Wenn wir an Erziehung denken, dann gibt es eine Mutter und einen Vater, im Regelfall, das ist in Düsseldorf selten der Fall, aber im Regelfall, und wir wissen alle aus eigener Erfahrung, wenn der eine nicht wollte, was der andere wollte, das hat man sehr schnell raus, haben wir uns immer an den gewandt, der das wollte, was wir wollten. Das ist dann gut, aber hinterlässt doch irgendwo so einen bitteren Geschmack. In dem Moment, wo die Eltern sich einig sind, ist es ein sicheres Fundament, und wir Kinder haben uns wohl gefühlt. Ich kann nicht einsehen, dass es „Vormittagskinder“ in Musik und „Nachmittagskinder“ in Musik gibt, und so denke ich, ist es zwingend, dass Musikschule und Grundschule zusammenarbeiten müssen.

Als ich vor vielen Jahren in den Verband deutscher Schulmusiker eintrat, waren sehr große Berührungspunkte da. Mittlerweile sind die abgebaut, und ich sehe ganz viele hier, die ich schon ganz oft gesehen habe, die aus Musikschulen sind. Deshalb muss ich mich für meine PowerPoint-Präsentation entschuldigen, viele kennen sie schon. [Keßler stellt PowerPoint-Präsentation vor].

„Vernetzung der Angebote von Schulmusik und Musikschule zur Optimierung der musikalischen Angebote für Kinder im Grundschulalter“ – das ist der offizielle Titel, und es handelt sich um ein Modellprojekt des Landesverbandes der Musikschulen NRW in Zusammenarbeit mit dem Verband deutscher Schulmusiker zur Kooperation

von Musikschulen und Grundschulen. Die Partner sind in diesem Fall einmal die Clara-Schumann-Musikschule in Düsseldorf, eine sehr gute und sehr gut ausgestattete Musikschule in der Landeshauptstadt, und die Gemeinschaftsgrundschule Richardstraße in Düsseldorf Eller, deren Schulleiter ich bin. Ich muss aber dazusagen, es gibt noch drei weitere Standorte in NRW, an denen dieses Projekt auch läuft: Dortmund, Straelen und Bergkamen. Wir sind in enger Vernetzung, tauschen uns aus, und es gibt eine Evaluation. Jetzt etwas zu meiner Schule. Wir haben 320 Schüler, einen normalen Ausländeranteil von 40%. Es ist eine Schule im Süden von Düsseldorf – bisher nicht beachtet, jetzt viel beachtet. Wir sind offene Ganztagsgrundschule mit 150 Schülern, und ich war etwas entsetzt eben, als ich „Chaos“ hörte, das ist nicht so. Ich lade jeden ein zu kommen, Sie haben nicht mit mir gesprochen, sondern mit irgendwelchen anderen Schulleitern. Es läuft, und es ist wichtig, weil wir es brauchen.

Die Finanzierung: Es ist zum einen so, dass wir Projektmittel des LVdM NRW vom Ministerium für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport bekommen. Das deckt die Zeit der Musikfachkräfte aus den Musikschulen ab, also den Stundenlohn. Dann gibt es Eigenmittel der Schulen, denn die Instrumente müssen finanziert werden, jedes Kind hat ein Instrument, und es gibt natürlich eine Unterstützung durch Sponsoren. Wir haben teilweise Eigenmittel, wir haben Henkel im Haus, wir haben den Förderverein. Ganz konkret ist es bei uns so, dass die Geigen, Celli und Kontrabässe Leihinstrumente der Clara-Schumann-Musikschule sind, und wir haben Gitarren und Blockflöten für 60 Kinder angeschafft.

Es ist so, dass allen Kindern der zweiten und dritten Schuljahre im Rahmen der vorgegebenen Stundentafel ein musizierpraktisches Angebot gemacht wird. Sie wissen alle, dass die Stundentafel in der Grundschule vier Wochenstunden Kunst/Musik für alle vier Schuljahre vorsieht. Die schlechte Tradition ist, dass eine Stunde Musik und drei Stunden Kunst unterrichtet werden. Im ungünstigsten Fall fällt Musik sogar aus. Wir haben jetzt mit Hilfe der Fachkräfte geschafft, dass wir im Grunde genommen zwei Stunden Kunst und drei Stunden Musik haben, d.h. wir haben die zwei offiziellen Stunden Musik, und eine Stunde Förderunterricht ist dann eben auch Musik.

Der Unterricht ist kostenlos, dauert zwei Schuljahre und umfasst zwei Wochenstunden. Das ist der Instrumentalunterricht. Es gibt dann eine weitere Musikstunde dazu, die von dem Fachlehrer gegeben wird, der aber auch in dieses Projekt involviert ist. Kostenlos ist deshalb wichtig, weil wir sonst, ich sprach eben über unseren Standort, natürlich bestimmte unterprivilegierte Leute ausschließen würden und die Musikschule dann,

wie üblich, nur 10% der Talente sehen würde. Es ist eine kleine Lüge darin, denn die Eltern zahlen die Versicherung für die Instrumente, 17 Euro pro Jahr. Das ist wichtig, hat sich herausgestellt. Man muss den Eltern natürlich die Gegenrechnung aufzeigen: Sie bekommen zwei qualifizierte Stunden pro Woche; wenn sie das an der Musikschule haben wollten, wäre es wesentlich teurer. Das sieht auch jeder ein. Ich kann natürlich nicht ein Cello im Wert von 1.500 Euro mit nach Hause geben und sagen, das kostet nichts. Dann ist sehr schnell der Sperrholzfaktor da, und das ist dann natürlich schlecht.

Wir beginnen im ersten Halbjahr mit einem Instrumentenkarussell, d.h. wir fangen jetzt gerade mit den zweiten Schuljahren an, die dritten sind schon ein Jahr in festen Verbänden. Instrumentenkarussell bedeutet, in einem gewissen Turnus über fünf, sechs Wochen ist ein Drittel der Klasse bei Blockflöte, ein Drittel der Klasse bei Gitarre und ein Drittel der Klasse bei Streichern. Der Turnus wechselt, und nach dem halben Jahr wird dann mit Eltern, Lehrern, Kindern und Musiklehrern entschieden, wer in welcher Gruppe fest bleibt.

Ab dem zweiten Halbjahr gibt es dann den Unterricht in drei festen Gruppen nach Wunsch und Neigung – Streicher, Gitarren, Blockflöten. Es gibt sechs Lehrkräfte der Musikschulen, die mit zwei Grundschullehrkräften im Team arbeiten. Das bedeutet, dass wir für jedes Instrument zwei Fachleute haben, zwei Blockflötisten, zwei Gitaristen und eine Cellistin und einen Geiger, das ist der stellvertretende Leiter der Musikschule, Herr Zingsem selbst – eine absolute Koryphäe, ein Glücksgriff. Und das sieht dann so aus, dass diese beiden mit dem Grundschullehrer, der es begleitet, zusammen im Raum sind. Es sind also drei Lehrkräfte da, die die Kinder unterrichten. Der Grundschullehrer hat eine koordinierende Funktion, weil er zwischen diesen Gruppen vermittelt.

Die Ziele: Es geht um Einübung von Respekt, Stärkung der Frustrationstoleranz – wir wissen alle, die wir Instrumente spielen, dass man über zwei Jahre irgendwann einbricht und dieses Ding am liebsten verbrennen möchte. Das haben wir auch bei Kindern schon gehabt, und es ist ganz wichtig, dass man trotzdem dabei bleibt. Das ist ein zentrales Ziel.

Dann geht es um eine Ich-Stärkung. Man sagt, in Eller stirbt man schneller, die sind also nicht so besonders akzeptiert. Wenn sie dann aber vor dem Oberbürgermeister der Landeshauptstadt spielen dürfen, gehen die wirklich fünf Zentimeter größer aus dem Saal heraus.

Dann gibt es natürlich eine Erhöhung des Verantwortungsbewusstseins. Wenn ich mit 65 anderen Kindern zusammen musiziere, dann kann ich mir gewisse Spirenzchen nicht erlauben, die ich mir sonst erlauben kann. Außerdem habe ich

eine Verantwortung für ein kostbares Instrument, das natürlich auch wieder sehr viel mit Qualität zu tun hat. Wer Herrn Zingsem z.B. kennt, der weiß, dass es da nicht um irgendwas, sondern um Qualität geht. Wenn Sie sehen, wie z.B. Zweitklässler manchmal einen Bogen ansetzen, dann hat das mit Verantwortung für das Instrument zu tun. Das ist einfach Ästhetik.

Dann haben wir natürlich auch die Erhöhung der Ausdauer, sie müssen einen gewissen Übungseffekt haben. Da ist es sehr gut, dass wir Ganztagschule sind, weil wir da auch im Nachmittagsbereich Fachleute der Musikschule haben, die die Kinder auch im Üben begleiten.

Dann geht es um Gewaltprävention, das ist auch so eine Sache. Als ich vor drei Jahren an die Schule kam, war die erste Frage der Eltern: Wir haben so viel Gewalt hier, was wollen Sie gegen Gewalt tun? Ich bin völlig gewaltfrei, ich hasse Gewalt, ich wollte mich darüber gar nicht unterhalten. Jetzt spricht da keiner mehr von. Diese Kinder musizieren zusammen. Da gibt es die üblichen Kämpfchen zwischen Jungen, die müssen wohl sein, die kennt man ja auch von den Hühnern, aber ansonsten ist es gewaltfrei.

Eine ganz wichtige Sache ist für uns natürlich auch der Kompetenztransfer Grundschule – Musikschule. Denn es ist so, dass wir Grundschullehrer geeignet sind – oder meinen geeignet zu sein –, mit großen Gruppen von Kindern umzugehen, und vor großen Gruppen hatten die Fachleute aus der Musikschule Angst. Wie geht das? Ein kleines Beispiel. Ich habe bei Klett ein Buch geschrieben, war Fachleiter Musik usw. Wenn ich jetzt aber neben dem Herrn Zingsem vor meinen Kinder auftauche, und der packt seine Geige aus, werde ich noch kleiner als ich schon bin. Er hat sein Leben dem Instrument gewidmet, das überzeugt einfach. Da ist Charisma. Bei der Probe stehen die dann mit fünf Leuten vor der Gruppe, und die Kinder wissen nicht, wo sie hingucken sollen. Da ist Chaos. Ich habe einfach gesagt, es darf da nur einer stehen, am besten der Größte. Und dann klappt es! Das ist nur ein kleines Beispiel, aber das sind Alltagsroutinen, die die von uns ganz schnell übernehmen. Wir lernen aber auch ganz viel über Musik, ganz viel Fachlichkeit, ganz viel auch über den Umgang mit dem Instrument. Dieser Austausch ist fantastisch. Und es gibt Integration: Die sind bei uns im Lehrerzimmer, gehen ein und aus. Die Kinder wissen nicht, wer Musiklehrer von der Schule und wer von der Musikschule ist. Das ist denen auch egal. Hauptsache die Sache läuft und macht Spaß.

Inhalte und Methoden: Die Auswahl der Inhalte erfolgt in Abstimmung mit den beteiligten Lehrkräften der Grundschule und der Musikschule in enger Anlehnung an den Lehrplan Musik. Sie wissen alle, der Lehrplan Musik hat drei Teile: Musik machen, Musik hören und Musik umset-

zen. Hier geht es natürlich in erster Linie um Musik machen. Der Koordinator, ich sprach eben schon davon, hat natürlich einen Plan, was im Jahr läuft, in enger Anlehnung an das, was sowieso in den Klassen läuft. Ich halte nicht sehr viel von Fachunterricht. Es muss immer in Gesamtthemenblöcke integriert sein. Das halten wir an unsere Schule auch so. So steht auch der Musiklehrer in enger Kooperation mit den anderen Lehrern, und er spricht dann z.B. ab, was an Festen ansteht oder was jahreszeitlich zu laufen hat. Dann wird dort etwas vorbereitet, was in dem anderen Musikunterricht wieder aufgegriffen wird, das ist also eine sehr gute Vernetzung, die eben durch Kommunikation entsteht.

Es ist auch ganz wichtig, dass die Interessen der Schülerinnen und Schüler bei der Planung berücksichtigt werden. Denn es ist klar, es geht um die Schüler, und ich kann nicht sagen, ich habe irgendein Lehrwerk X, das muss ich jetzt durchbringen, wir sind heute auf Seite 16, dann machen wir die auch. Auch ganz wichtig sind Konzerte der gemeinsam musizierenden Jahrgänge, die fester Bestandteil des Schulprogramms sind. Ich lade Sie ein, einfach mal zu kommen. Das ist schon gigantisch, wenn Sie 65 Zweitklässler sehen, die vor den anderen musizieren. Normalerweise bekommt man in die Halle nie Ruhe rein, aber das ist beachtlich. Unsere Schule teilt sich im Grunde genommen in drei Abteilungen auf: in welche, die es leider nie mehr mitkriegen, weil sie zu alt sind, in welche, die es machen und in Erstklässler, die jetzt schon genau wissen, welches Instrument sie spielen wollen.

Die Perspektiven: Für die Kinder der vierten Schuljahre denken wir an Fortführung und weitere Differenzierung des Erlernten entweder im Rahmen schulischer Musik-AG's oder in entsprechenden Angeboten der Musikschule. Wir haben das noch nicht entschieden. Wir müssen einfach sehen, wenn die Kinder am Ende des dritten Schuljahres sind, was die Kinder möchten und was sinnvoll ist. Da gibt es noch eine Meinungsbildung, wir laufen ja jetzt zum ersten Mal ins dritte ein. Es ist natürlich auch sehr wichtig ist, dass wir die politischen Entscheidungsträger überzeugen. Ich sprach ja eben schon von unserem Oberbürgermeister. Wir hatten vor den Ferien 100-jähriges Jubiläum der Schule. Beim Festakt war er da, und dann hat eben dieses Klassenorchester der zweiten Klassen gespielt. Ich weiß, dass wir uns nach den drei Jahren, die das Kulturministerium Geld gegeben hat, keine Sorgen machen müssen, denn sowohl er als auch der Stadtdirektor haben mir zugesagt, dass es an unserer Schule in Zusammenarbeit mit der Clara-Schumann-Musikschule auf jeden Fall weiterläuft.

Wir planen im Übrigen, das darf ich an der Stelle auch sagen, vom VDS aus eine Begegnung „Schulen musizieren“ nur für die Kinder dieser

vier Projekte. Ich bin zur Zeit in Verhandlungen mit Herrn Grosse-Brockhoff, dem Stadtdirektor, ob wir das hier nicht ganz groß machen. Mein Kollege Volker Gerland vom Verband der Musikschulen hatte die fantastische Idee, etwas gemeinsam mit diesen 240 Kindern einzuüben, um dann eben auch Medienwirksamkeit zu haben. Ich denke, das ist eine Sache, an der Politiker nicht mehr vorbeigucken sollten. Dazu kommt, dass wir eine Evaluation durch Herrn Professor Dr. Nimczik machen. Das Ganze steht auf sehr soliden Füßen, und es sollen auch Fortbildungsangebote daraus entstehen, es ist eine sehr überzeugende Sache. Dann ist es natürlich unser Traum, dass unser Projekt Schule macht, dass im Prinzip ganz viele andere Partner, Musikschulen, Schulen, die es möchten, auch davon profitieren und es machen.

Zum Schluss habe ich eine meiner Lieblingszeichnungen hingehängt. Wer es nicht lesen kann: Ich heiße Dennis Steffen und Geige ist der Hammer. Weil er aber im zweiten Schuljahr ist, schreibt er „Hammer“ hinten mit „a“ und malt zur Sicherheit einen Hammer dahinter. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit. Wenn Sie Fragen, haben freue ich mich.

*Prof. Werner Rizzi:*

Ein Bemerkung noch, weil Sie gegen die Bedenken gegenüber der Ganztagsgrundschule gesprochen haben. Frau Fromme meinte sicherlich, wenn sie eine offene Ganztagschule an der Schlägelstrasse macht, dann müsste sie den Hort auflösen, den sie jetzt hat, das ist ja ein unmittelbarer Zusammenhang.

*Rolf Keßler:*

Wir haben in der Nachbarschaft natürlich auch eine Menge Horte, Herr Brüning weiß das. Ich habe in der LAG auch schon einmal das Netzwerk vorgestellt, das wir in unserer Schule haben. Wir arbeiten sehr eng zusammen mit allen, die sich um Kinder kümmern, also Erziehungshilfe, Sozialarbeit usw., und deshalb stehen wir in engem Kontakt mit allen Horten. Wir haben eine hohe Tradition im Rahmen von Hausaufgabenbetreuung mit allen diesen Horten. Es hat sich einfach gezeigt, dass es besser ist, wenn es in der Schule stattfindet. Die Schule ist auch vom Gesetz her der normale Lebensraum der Kinder ab sechs Jahren. Wenn ich dort die Aktivitäten und Versorgungen einbauen kann, ist es das Beste.

Ich habe auch Bedenken gegen die Ganztagschule. Man muss es kritisch sehen. Wenn man also nur optimistisch blauäugig darangeht, ist das nicht gut. Nur die Offenheit, die dieses Konzept hat, lässt mich zum ersten Mal spüren, dass meine Ministerin mich für einen erwachsenen Menschen hält. Ich will kein fertiges Konzept, sondern ich möchte das realisieren können, was der

Standort von mir verlangt. Und die finanziellen Bedenken, die da sind, kann ich überhaupt nicht teilen. Im Gegenteil. Wir sind von der Stadt Düsseldorf so fantastisch ausgerüstet worden, dass ich, glaube ich, nur ein Sechstel von dem Kontingent an zusätzlichen Kräften ausgeschöpft habe. Ich kann also bei Bedarf noch nachbessern. Natürlich kann das am Anfang nicht reibungslos laufen.

„Schule“ kommt von „scholae“ – die Muße, das Innehalten. Wenn Sie sich den Sechs-Stunden-Stress anschauen, ist das Chaos. Das hat nichts mehr mit Muße zu tun. Wenn es mir gelingt, das auf den ganzen Tag zu verteilen, dann wird Schule wieder ein Ort des Innehaltens, wo man zwischendurch auch mal durchatmen kann. Das zeigt sich jetzt schon nach der ersten Woche auch an meiner Schule: dass Lehrerinnen, die morgens nicht sechs Stunden Unterricht haben, sondern nur vier und dann in der Nachmittagsbetreuung noch einmal tätig sind, sich zwischendurch in Ruhe hinsetzen, Träubchen essen können und nur ein bisschen erzählen. Das ist schön.

*Prof. Werner Rizzi:*

Keine weiteren Fragen? Dann danke ich Ihnen. Es ist wirklich zu hoffen, dass dieses Projekt Schule macht und dass Kolleginnen und Kollegen mit der Begeisterungsfähigkeit, die Sie ausstrahlen, an solche Sachen herangehen können.

*Rolf Keßler:*

Herr Prof. Karst sprach gestern von „Prävention durch Faszination“. Das sollte man unterstreichen.

*Prof. Werner Rizzi:*

Das denke ich auch. Dankeschön. Wir gehen einmal über den Rhein nach Mönchengladbach, wo uns Frank Füsler jetzt eine andere Kooperation, nämlich die mit Kindertagesstätte und Musikschule, vorstellen wird.

### **Musikschule Mönchengladbach / Kindertageseinrichtungen (Frank Füsler)**

*Frank Füsler:*

Guten Morgen, meine Damen und Herren. Ich bin Frank Füsler, Leiter der städtischen Musikschule Mönchengladbach, und möchte Ihnen ein Projekt vorstellen. Dabei möchte ich betonen, dass ich das stellvertretend tue, denn es ist kein Projekt, das ausschließlich in Mönchengladbach stattfindet, sondern ein Projekt auf Landesebene. Wir in Mönchengladbach sind allerdings sehr beteiligt, inhaltlich und zum Teil auch nervlich.

Ganz kurz zur Einleitung. Das Musikschulwesen hat als klassisches Einstiegsangebot die musika-

lische Früherziehung, ursprünglich gedacht für vier- bis sechsjährige Kinder. Ziele sind, ganz verkürzt, Musikalisierung, aber auch Erziehung mit Musik. Das ist ganz wichtig, wenn wir gleich in das Thema etwas näher einsteigen. Mönchengladbach ist eine Flächenstadt, wir haben sehr weit vor dem Zentrum liegende Stadtteile. Das heißt, für die Eltern ist es mit erheblichen Fahrzeiten verbunden, wenn sie ihre Kinder zum Hauptgebäude der Musikschule bringen wollen. Insofern wurde die musikalische Früherziehung in Kindergärten in sehr hohem Maße in Anspruch genommen. Dies allerdings – und ich sage das ein wenig schmunzelnd, aber auch ein wenig traurig, das war die Situation seit 1995 – mehr oder weniger heimlich.

Denn immer dann, wenn die Aufsichtsbehörden, das Landesjugendamt, davon erfuhren, wurde diese Zusammenarbeit umgehend eingestellt bzw. wurden in Zusammenarbeit mit den Kindergartenträgern und Kindergartenleitungen Wege gefunden, dies dann in einem naheliegendem Jugendheim durchzuführen, um den Eltern das Angebot weiter zu ermöglichen, aber auch den Auflagen des Landesjugendamtes gerecht zu werden. Dies wurde mit teilweise massiven Androhungen den Trägern gegenüber verbunden, indem man ihnen die Personalzuschüsse kürzen wollte, weil man sagte, wenn hier ein Musikschullehrer ist, ist eine Kraft von euch unbeschäftigt. Das ist natürlich ein Druckmittel gewesen, was Träger dazu brachte, dem auch zu folgen.

Wir kamen in Mönchengladbach – aber auch in anderen Städten – zu dem Ergebnis, dass die Musikschule sehr stark nachgefragt war. Wir waren 97, ich habe noch mal nachgesehen, in etwa 37 Kindergärten. Eltern fragten dieses Angebot sehr stark nach, und es kam dann, wie gesagt, zunehmend zu Verboten des Landesjugendamtes, was sich im Jahr 2002 durch einen nochmaligen Erlass des Landesjugendamtes dann wirklich zu einem landesweiten flächendeckenden Problem entwickelte. Wir haben dadurch 18 Kindergärten mit entsprechenden Schülern verloren. Es kam dann zu sehr vielen Aktivitäten im Landesverband der Musikschulen, aber auch kommunal, zur Einbindung der Elternvertretungen auf regionaler und überregionaler Ebene etc., vor allem kam es aber zu Gesprächen mit den Ministerien auf Landesverbandsebene. Dort konnten wir – Herr Knoll, verbessern sie mich umgehend, wenn ich etwas Falsches sage – eine sehr große Offenheit dem Anliegen gegenüber vorfinden. Am 13.11.2002 wurden dann vom Vorstand des Landesverbands der Musikschulen die Leitlinien für die Kooperation von Musikschulen und Kindertagesstätten verabschiedet, die den Vorbehalten der Aufsichtsbehörden Rechnung trugen. Das bedeutet, es wurden im Wesentlichen drei Gesichtspunkte festgeschrieben:

Ein wichtiger Punkt ist die Einheitlichkeit des Kindergartenvormittags. Es gab die zum Teil auch durchaus berechtigten Vorbehalte der Kindergärten und der Erzieherinnen, dass hier nicht etwas vollkommen Losgelöstes stattfinden darf. Das Musikschulangebot und das Kindergartenangebot sollten zu einem gemeinsamen Angebot zusammengefasst werden, bei dem in gemeinsamer Planung die Kompetenz der Musikpädagogen und -pädagoginnen und der Erzieherinnen zum Wohle der Kinder zusammengeführt wird. Das heißt konkret, didaktische und methodische Vorgehensweisen werden abgesprochen, so dass die Inhalte in die reguläre Kindergartenarbeit einbezogen werden können.

Punkt zwei: Zugangsoffenheit. Hierbei musste natürlich berücksichtigt werden, und das ist sehr verständlich, dass allen Kindern die Teilnahme ermöglicht wird. Denn wenn dieses Projekt in der Kindergartenöffnungszeit stattfindet, darf es nicht passieren, und das ist in aller Sinne, dass ein Kind draußen bleiben muss, weil ein Elternteil die Gebühren, wie auch immer die aussehen, nicht bezahlen kann. Ich komme gleich noch auf die konkrete Umsetzung.

Dritter Punkt war die Forderung nach Altersheterogenität der Gruppen, da ist ein starkes Umdenken, auch beim Musikschulwesen. Wir haben nicht mehr die Vierjährigen im ersten Jahrgang und die Fünfjährigen im zweiten, und alle Kinder sind mit sechs dann fertig.

Diese Richtlinien sind eingeflossen in das Projekt EMU. Dieser Name stammt nicht von mir, sondern von Manfred Grunenberg in Bochum, der dort bei der Entwicklung mindestens so beteiligt war wie ich. Weitere Schulen schlossen sich an, und es gibt zur Zeit mehrere Modellprojekte; Bochum, Lüdenscheid und Mönchengladbach sind mir davon zur Zeit bekannt.

Was ist nun EMU konkret? In Mönchengladbach fahren wir das Projekt EMU seit Mai, in Zusammenarbeit mit dem städtischen Jugendamt und zunächst modellhaft in zwei Kindergärten. Diese zwei Kindergärten sind bewusst ausgewählt, ein Kindergarten in einem, wie sagt man, gut bürgerlichem Viertel, klassisches Einfamilienhauspublikum etc., ein weiterer Kindergarten in einem in Mönchengladbach klassischem Arbeiterviertel, mit allen Folgen, auch der Folge des hohen Ausländeranteils. Die Dauer des Angebotes ist in Mönchengladbach für zwei Jahre konzipiert. Das heißt aber nicht, dass man sich für zwei Jahre fest anmelden muss. Ich betone dies ausdrücklich, da diese Frage Alltagsgeschäft ist, auch wenn man es noch so deutlich formuliert.

Das Projektangebot wird in den Tagesablauf des Kindergartens integriert, d.h. es muss mit dem Kindergarten abgesprochen werden, ob es vormittags oder nachmittags stattfinden soll, aber während der Öffnungszeit. Es ist immer so, dass eine Musikpädagogin, ein Musikpädagoge zusammen mit einer vom Kindergarten für diese ei-

ne Stunde, für das Projekt freigestellten Erzieherin die Planung des Unterrichts übernimmt. Beide befinden sich im Unterricht, damit die Erzieherin die Möglichkeit hat, die Inhalte dann auch wirklich in die ordinäre Kindergartenarbeit zu übertragen. Konkret gesagt soll weiter an den Liedern, an den Tänzen gearbeitet werden, das soll sich nicht nur auf einmal in der Woche beschränken.

Die Inhalte, die wir zunächst formuliert haben, sind die klassischen Musikschulhalte aus der Früherziehung, aber verbunden mit den Ansprüchen, die Kindergärten an uns haben, nämlich persönlichkeitsbildende Ziele. Wir müssen hier also wirklich stark umdenken. Wir müssen uns davon verabschieden, eine reine Erziehung zur Musik anzubieten, sondern auch mehr den Aspekt der Erziehung mit Musik in unsere Arbeit einzubeziehen.

Ein ganz wesentlicher Punkt, auch in den Verhandlungen mit den Trägern, war die Zugangsoffenheit. In den Gesprächen mit den Ministerien sind damals zwei Möglichkeiten aufgestellt worden. Die erste Möglichkeit ist zunächst die, dass die Schule, der Träger, also in dem Fall die Musikschule der Stadt Mönchengladbach, ein Sozialermäßigungsverfahren anbieten kann, was jedem die Möglichkeit gibt teilzunehmen, auch wenn kein Geld da ist. Wir haben in Mönchengladbach da recht gute Voraussetzungen. Um es an einem Beispiel zu sagen: Ein Sozialhilfeempfänger bekommt den Musikschulunterricht und auch EMU immer kostenlos, getragen dann letztendlich von der Stadt. Das zweite Modell, das vorgeschlagen wurde und das von den Landesjugendämtern bevorzugt wird, ist die sogenannte Pool-Lösung. Hier sollen sich in den Kindergärten, den Kindertagesstätten die beteiligten Eltern zusammensetzen und quasi über einen Pool, eine Pauschalregelung, einen Vertrag mit der Musikschule machen. Das sind grundsätzlich die beiden Möglichkeiten.

Zu den Erfahrungen. Eine Kleinigkeit zeigt zunächst sehr deutlich, wo das Problem immer noch liegt: im Umfeld. Sie werden sich vielleicht gefragt haben, was EMU mit dem Titel „Elementare Musikerziehung“ zu tun hat, das müsste ja eigentlich EME heißen. Ich sagte schon, Manfred Grunenberg hat den Begriff, geprägt, und das war erst einmal „Elementarer Musikunterricht“. Deshalb hieß das und heißt auch heute noch EMU. Diesen Begriff mussten wir austauschen, weil der Begriff „Unterricht“ von den Kindergärten, den Kindertagesstätten als nicht annehmbar empfunden wurde, wir haben den Titel dann in „Musikerziehung“ geändert. Wir haben das aber nicht EME genannt, denn das klingt irgendwie nicht, fanden wir alle.

Das Landesjugendamt Westfalen-Lippe hat diesen Richtlinien und dem Angebot von EMU weitestgehend zugestimmt. Im Landesjugendamt Rheinland haben wir mit der Erlaubnis nach wie vor Probleme. Bevor ich nachher noch zu Inhal-

ten komme, eine ganz aktuelle Geschichte: Wir sind jetzt gerade wieder aus drei Kindergärten „rausgeflogen“, weil das Landesjugendamt einer evangelischen Kirchengemeinde in Reith die Durchführung von EMU verboten hat. Die evangelische Kirche musste dieses Angebot wieder einstellen. Ich kenne die Gründe nicht. Ich habe das Landesjugendamt auch persönlich angeschrieben, weil der Antrag ja vom Träger an das Landesjugendamt läuft und die Ablehnung auch. Der Träger konnte mir nicht genau sagen, warum das Landesjugendamt das abgelehnt hat. Ich habe das Landesjugendamt jetzt gebeten, mir die Gründe zu nennen, um entsprechend darauf reagieren zu können.

Ich komme jetzt zur inhaltlichen Seite der Erfahrungen. Wir haben eine erste Reflexion durchgeführt, die deutlich gezeigt hat, dass der persönlichkeitsbildende Aspekt durch unsere Arbeit in den Kindergärten von den Erzieherinnen und Erziehern sehr viel deutlicher positiv wahrgenommen wird, als ich es für möglich gehalten habe. Es gibt in der Zwischenzeit schon sehr viele Beispiele von verschlossenen Kindern, von schwierigen Kindern, wo uns bestätigt wurde, dass durch EMU dort erhebliche Besserungen, erhebliche Veränderungen in der gesamten Persönlichkeit eingetreten sind.

Wir bewegen uns, die Arbeit funktioniert, wobei die KiTa's große Probleme haben, aufgrund der personellen Besetzung die Freistellung zu bewältigen, in der Tat eine Kraft aus der Gruppenarbeit herauszuziehen und in unser Projekt hineinzunehmen. Man muss dabei auch mit dieser Begrifflichkeit vorsichtig sein, denn es ist ja kein „Herausziehen“, sondern eigentlich nur eine organisatorische Maßnahme, die Gruppen entsprechend zusammenzustellen. Was die Altersmischung betrifft, wird von dem Kindergarten selbst – zumindest da, wo mehrere Gruppen sind, und das ist in unseren beiden Modellen der Fall – oder aus eigener Intention eine auch für die Kindergärten schlüssige Altersaufteilung gegeben. Ich will damit sagen, man steckt auch vonseiten der KiTa's nicht Sechsjährige mit Dreijährigen zusammen, sondern versucht uns und der gemeinsamen Arbeit aus eigenem Anspruch heraus eine gewisse Alterszusammensetzung anzubieten.

Ein Problem ist, und jetzt komme ich aus dem Rahmenproblem in das inhaltliche Problem, dass wir es nach wie vor mit unterschiedlichen Ansprüchen zu tun haben. Die Eltern, die an diesem Projekt interessiert sind, wollen Musikunterricht. Ich muss das ganz klar sagen. Bei allen wichtigen Faktoren, die Musikpädagogik auch im Rahmen der Persönlichkeitsbildung sicherlich und unstreitbar anbieten kann, möchten die Eltern Musikunterricht. Genau dies ist natürlich das Problem für die Kindergartenträger, die einen komplett anderen Bildungsauftrag haben und die sich auch nachvollziehbar davor schützen müs-

sen, dass jetzt alle möglichen Angebote in die Kindergärten hineinkommen. Bei der Masse von Angeboten, die da teilweise auch auf die Kindergartenleitung einströmen, muss sicherlich eine gewisse Selektion vorgenommen werden. Ich sage das aus eigenem Erleben, meine Frau ist Kindergartenleiterin, und die kann mir erzählen, was da so täglich an Angeboten hereinschneit. Und, jetzt packe ich mich oder das Musikschulwesen an die eigene Nase, wir müssen natürlich auch ein erhebliches Umdenken bei unseren Fachkollegen herbeiführen. Denn unsere Fachkollegen, die Früherziehungslehrkräfte, sind primär mit einem musikpädagogischen, einem künstlerischem Ansatz ausgebildet. Dies kompatibel zu machen mit den Ansprüchen der Kindergärten und mit den Ansprüchen, die die Aufgaben der Kindergärten nach sich ziehen, ist eine Aufgabe, die wir uns als Musikschulwesen sicherlich auch „anziehen“ müssen. Das möchte ich am Ende ausdrücklich sagen. Unsere Aufgabe wird es sein, die Rahmenbedingungen zu klären, für die Träger, für die Eltern, denn das ist ja unser Problem, so dass dies hoffentlich in naher Zukunft so angeboten werden kann, wie wir Nachfrage haben, nicht nur von Eltern, sondern auch von den KiTa's. Und wir müssen dann unsere Fachkollegen so kompetent machen, dass sie diese Ansprüche dann auch sinnvoll in ein gemeinsames Konzept einbringen können.

*Gisela Eibeck:*

Ich möchte ganz kurz etwas sagen, weil ich gestern den künstlerischen Aspekt im Elementarbereich verteidigt habe. Die „Erziehung zur Musik“ habe ich mir eigentlich schon lange beiseite gelegt, das Wichtige ist wirklich die „Erziehung mit Musik“, wenn wir die Breite erreichen wollen.

*Frank Fuser:*

Ja, ich gebe Ihnen Recht. Wir müssen uns nur darüber klar sein, dass die Eltern häufig noch einen anderen Anspruch an uns haben, und diese Schnittstelle muss auch für die Eltern sehr klar und deutlich sein.

*Gisela Eibeck:*

Ich muss widersprechen. Die Eltern wollen ganz viel, und ich denke, da haben wir auch eine gewisse Verantwortung, nicht all das zu tun, was die Eltern wirklich wollen.

*Frank Fuser:*

Da gebe ich Ihnen auch wieder Recht, Frau Eibeck, aber nur zum Teil. Denn ich warne hier vor einer Verallgemeinerung. Die Sportvereine geben sich allgemeine persönlichkeitsbildende Ziele, die Musikschulen machen dies. Ich sehe da eine Gefahr. Wir dürfen unsere Fachkompetenz nicht ganz aufgeben. Ich bin aber nicht dagegen, unsere Fachkompetenz in persönlichkeitsbildende

Ziele einzubringen und dies auch vermehrt zu tun.

*Birgit Maubach:*

Herr Fuser, Sie hatten gerade gesagt, dass im Landschaftsverband Westfalen-Lippe das Landesjugendamt der Kooperationsvereinbarung zugestimmt hat, wenn ich das richtig verstanden habe, und dass es noch Probleme im Bereich des Landesjugendamtes Rheinland gibt. Äußern sich die Probleme jetzt letztendlich nur in der Umsetzung der Vereinbarung oder gab es auch schon im Vorfeld zur Vereinbarung Probleme? Das war ja eben mit einer großen Offenheit an diskutiert worden.

*Frank Fuser:*

Entschuldigung, Herr Knoll, wenn ich Sie da jetzt mit einbeziehe, aber da sind Sie kompetenter.

*Reinhard Knoll:*

Es keine „Vereinbarung“, sondern nur eine Arbeitsgrundlage, auf der wir gesagt haben, wir können uns vorstellen, in Zukunft zusammenzuwachsen. Wir sind also nicht an dem Punkt, dass wir eine gültige Vereinbarung haben – wo es ja kritisch wäre, ob die überhaupt jemand brechen darf. Es ist nach meiner Wahrnehmung so, dass die Sachbearbeiter je nach Bewusstsein die Sache vor Ort im Einzelfall unterschiedlich diskutieren und dass die Hauptprobleme in der unterschiedlichen Bewertung entstehen. Und da ist es so, dass die Hauptprobleme im Moment tatsächlich im Bereich Rheinland liegen.

*Birgit Maubach:*

Also schließe ich jetzt daraus umgekehrt, dass es im Bereich Westfalen-Lippe bisher keine Probleme gab oder zumindest keine bekannt sind?

*Frank Fuser:*

Ich bin jetzt in einer seltsamen Situation, da würde ich nämlich gerne Herrn Grunenberg bitten, der davon unmittelbar betroffen ist ...

*Manfred Grunenberg:*

Das ist ein interessantes Spiel. Man kann vielleicht ganz konkret sagen, dass dem Antrag der Stadt Bochum als Träger und der Träger der Kindergärten in Bochum, in denen EMU stattfindet, im Landschaftsverband stattgegeben worden ist. EMU ist dort also passiert. In anderen Städten gibt es Probleme, und diese anderen Städte liegen alle im Bereich des Landschaftsverbandes Rheinland.

*Frank Fuser:*

Ich kann es aber noch komplizierter machen. Wir sind ja im Modellprojekt drin, denn die Stadt Mönchengladbach hat mit diesen beiden Kindergärten die Genehmigung bekommen. Mit dem gleichen Konzept wurde es aber, was ich eben

sagte, ganz aktuell einer Kirchengemeinde verboten, dieses Projekt jetzt weiter mit uns durchzuführen.

*Birgit Maubach:*

Wir haben ja Frau Kohls, die gestern vom Landesjugendamt Rheinland da war, noch immer hier. Vielleicht könnte sie ganz kurz erklären, welche Hinderungsgründe es gibt, vielleicht liegen die ganz einfach auf der Hand, das wäre ja interessant. Denn so, finde ich, bekommt das einen sehr komischen Beigeschmack.

*Barbara Kohls:*

Es gibt eine Vereinbarung, unter welchen Voraussetzungen so ein Angebot möglich ist. Der Bereich der Tageseinrichtungen für Kinder hat einen eigenständigen Bildungsauftrag. Dahinter steht die ganzheitliche Bildung und Orientierung an dem situationsbezogenem Ansatz. Voraussetzung, dass so etwas in der Tagesstätte stattfinden kann, ist zum einen die Einbindung in das Konzept der Einrichtung. Denn es macht wenig Sinn, für Kinder etwas „einzufliegen“, kurz etwas zu machen, und dann ist es wieder weg. Wichtig ist uns vielmehr grundsätzlich der Bezug zu dem, was in der Tageseinrichtung gerade aktuelles Thema ist und die Fortführung und Begleitung durch die Fachkräfte in der Einrichtung. Das zweite ist der Punkt der Finanzierung, und ich glaube, das ist der schwierigste Punkt. Allen Kindern soll dieses Angebot zur Verfügung stehen. PISA hat gezeigt, dass Bildung gerade hier in Deutschland von der sozialen Herkunft der Kinder abhängig ist. Es kann nicht sein, dass es in einer öffentlichen Einrichtung unterschiedliche Angebote gibt. Es ist ja nicht immer nur der Hinderungsgrund, dass Eltern sagen, wir haben das Geld nicht. Es kann ja durchaus auch sein, dass sie sagen, ich zahle einen hohen Beitrag für die Tageseinrichtung, ich sehe nicht ein, noch mehr zu zahlen, wobei diese Kinder dann auch ausgegrenzt werden. Von daher gesehen befürworten wir, das gibt es auch, die Finanzierung über einen Förderverein, der es dann möglich macht, dass wirklich alle Kinder, die das möchten, daran teilnehmen können. Also das sind die wesentlichen Punkte, und unter diesen Voraussetzungen ist es auch selbstverständlich im Rheinland möglich, dieses Angebot zu machen.

*Prof. Werner Rizzi:*

Das war ein klares Statement. Damit danke ich Frank Fuser, und wir kommen jetzt zu einem Beispiel der Laienmusik in Kooperation mit der Schule, das uns Herr Schulte vorstellen wird.

## **Musikkapelle Herdringen e.V. / Grundschule (Ernst-Willi Schulte)**

### *Ernst-Willi Schulte:*

Meine Damen und Herren, ich bin heute morgen der Exot. Ich komme nicht aus dem pädagogischen Bereich, ich komme nicht aus der Schule, sondern aus der Laienmusik. Und die Initiative, die wir in der Grundschule in Arnsherg-Herdringen vor vier Jahren ins Leben gerufen haben, ist eine Musikvereinsinitiative. Ich möchte vielleicht vorab etwas zu meiner Person sagen, weil das mit dieser Initiative eigentlich sehr eng verknüpft ist. Ich habe in den siebziger, achtziger Jahren in verschiedenen Musikkorps der Bundeswehr als Klarinetist und Saxophonist musiziert und habe hier in Düsseldorf am Robert-Schumann-Institut ein Studium abgeschlossen. Mein Bestreben war eigentlich schon immer, junge Menschen an die Musik, an die geblasene Musik, heranzuführen, und es gab viele Ansätze und Überlegungen das umzusetzen. Vieles ist in den Kinderschuhen stecken geblieben.

Die Vereinsinitiative war nichts Halbes und nichts Ganzes. Man hat sich darauf verlassen, dass junge Menschen an den Verein herangetreten sind und gesagt haben, ich möchte gerne ein Instrument erlernen. Damit das besser wurde, musste koordiniert und organisiert werden. Die Stadt Arnsherg besteht aus 13 Dörfern und Stadtteilen; der Ortsteil Herdringen ist mit ungefähr 4.500 Bewohnern der viert- oder fünftgrößte Stadtteil und hat ein reges Vereinsleben. Dort gibt es eine Freilichtbühne, die jährlich ca. 25.000 Zuschauer lockt und Ihnen sicherlich bekannt ist. Für sehr viele Kinder und Jugendliche ist es auch erstrebenswert, sich öffentlich auf dieser Bühne zu produzieren.

Aber wie ist nun die Kooperation mit der Grundschule entstanden? Das Fortbestehen eines Musikvereins ist unauflösbar mit der Nachwuchsförderung und der Nachwuchsausbildung verbunden. Mitte der achtziger Jahre, meine Tochter war gerade eingeschult worden, stellte sich die Frage nach Musikunterricht. Die Musikschule im Sauerland steckte in den Kinderschuhen. Angebot Musik, praktischer Unterricht am Instrument in der Grundschule: Fehlanzeige. Also habe ich mich an einen Ausspruch eines Studienkollegen während meiner Studienzeit erinnert, der sagte, ich gebe Blockflötenunterricht hier an der Musikschule in Haan, es reicht, wenn ich eine Stunde vor meinem besten Schüler bin. Ob man das so wörtlich nehmen muss, ist eine andere Frage.

Ich habe mir dann überlegt, Blockflöte kannst du auch, hast du irgendwann mal gelernt; ich habe das intensiviert, habe mich mit meiner Tochter zusammengesetzt und ihr Blockflötenunterricht erteilt. Dabei ist es nicht geblieben, Freundinnen und Freunde kamen hinzu. Da waren ruck, zuck zwanzig, dreißig Kinder da, die Blockflötenunterricht haben wollten. Das war für mich dann nicht

mehr vertretbar, also habe ich mich auf die Suche nach Mitstreitern gemacht und dann zwei Damen gefunden, die seit dem den Blockflötenunterricht anbieten. Seit 1991 wird das von dem Musikverein als private Musikschule organisiert.

Zu diesem Zeitpunkt entstand die Idee, ein Klassenorchester, eine Bläserklasse aufzubauen, da mit dem Schulwechsel zur weiterführenden Schule die örtliche Bindung der Kinder und Jugendlichen zum Ortsteil verloren geht. Wir haben überlegt, was wir machen können. In den Gymnasien und Realschulen vor Ort gab es Big Bands und ähnliche Dinge, die auch immer aus den umliegenden Musikvereinen ihre Mitglieder, ihre Bläser, rekrutiert haben, damit diese Orchester überhaupt spielfähig waren. 1993 trat ein sehr glücklicher Umstand bei uns ein. Wir waren bislang mit Proben- und Unterrichtsarbeit immer darauf angewiesen, Privaträume nutzen zu können und in angemieteten Räumen, Gaststätten, Pfarrheimen, etc. unsere Unterrichte durchzuführen. 1993 wurde endlich ein Traum Wirklichkeit: eigene Proberäume. Und zwar konnte der Luftschutzkeller (nicht Wilhelm Busch: Musik ist mit Geräusch verbunden) ausgebaut werden, wo wir rund 80 qm Räumlichkeiten für Proben mit dem großen Blasorchester – rund 50 Leuten – zur Verfügung hatten, aber auch Lagerräume für Notenmaterial und Unterrichtsräume. Was lag nun näher, als die räumliche Nähe zur Grundschule eine Treppe höher zu nutzen?

In den Folgejahren 1993-99, als das erste Klassenorchester entstand, habe ich mich intensiv mit dieser Materie auseinander gesetzt, durch Literatur, Medienveröffentlichungen und ähnliche Dinge. 1998 bin ich dann auf die Yamaha-Stiftung gestoßen und habe dort ein Seminar zum Thema Bläserklasse besucht. Ich habe mir gedacht, das Konzept ist schlüssig, du kennst dich im Instrumentalunterricht aus und kannst es auch entsprechend umsetzen, du hast genügend Mitstreiter im Verein, die das mit umsetzen wollen und auch können. Versuchen wir das einfach mal! Gespräche mit Schule und Schulträger und natürlich den Finanziers, der Vereinskasse, folgten.

Im Winterhalbjahr nach den Weihnachtsferien 1999 starteten wir dann mit einer Bläserklasse. Dem ging natürlich die Instrumentenbeschaffung voraus. Für einen Jahrgang haben wir rund 20.000 DM in Instrumente investiert. Da ein halbes Jahr später bereits die zweite Bläserklasse startete, brauchten wir einen zweiten Instrumentalsatz, so dass weitere 20.000 DM erforderlich waren, die wir dann über Kreditmittel durch den Verein finanziert haben. Seitdem führen wir sehr erfolgreich diese Bläserklasse durch. Ein paar Zahlen dazu: Die Grundschule ist zweizügig, die Klassenstärke beträgt ungefähr zwischen 20 und 25 Schülern. Wir haben das große Glück, dass wir für diesen ergänzenden Instrumentalunterricht rund 50% jeder Jahrgangsstufe gewinnen

können, d.h. ich habe immer so 15 bis 20 Kinder ab dem dritten Schuljahr, die sich zu dieser Bläserklasse anmelden.

Nach dem vierten Schuljahr endet die Bläserklasse, also nach zwei Jahren. Die Kinder wechseln dann auf die weiterführenden Schulen, gegebenenfalls mit ihrem Instrument. Denn rund 75% der Teilnehmer dieser Bläserklassen bleiben weiterhin ihrem Instrument verhaftet, d.h. sie intensivieren den Unterricht – durch die Musikschule, aber auch durch aktive Musikerinnen und Musiker aus dem Verein, die den Unterricht übernehmen. Wie gesagt bleiben 75% des Jahrgangs ungefähr im Verein haften, und so sind jetzt nach vier abgeschlossenen Bläserklassen 40 Jungen und Mädchen im Alter von zehn, elf Jahren aktiv im Verein integriert, in Orchestern, Vororchestern, Jugendorchestern. Wir hoffen, wenn man die Zahlen einfach hochrechnet – es wird sicherlich noch ein Schwund von 50% in den nächsten Jahren sein –, dass wir aus jedem Jahrgang fünf Musikerinnen und Musiker haben, die künftig den Nachwuchs unseres Blasorchesters bilden werden. Das war die Idee hinter diesen ganzen Geschichte.

Diejenigen, die heute ins 5. Schuljahr wechseln, nutzen weiterhin die Möglichkeit, in den Big Bands und Orchestern der Realschulen und Gymnasien mitzuwirken, und die Schulen sind natürlich froh, wenn sie Menschen zugeführt bekommen, die ein gewisses Potential an musikalischer Kenntnis haben. Dass es nicht ausgereifte Musikerinnen und Musiker sind, steht, glaube ich, außer Frage, aber sie haben einen guten Start und können dementsprechend darauf aufbauend weiter ausgebildet werden.

Technisch funktioniert es wie folgt: Ende des zweiten Schuljahres findet im Musikunterricht ein „Instrumentenkarussell“ statt, so haben wir das auch genannt. Der Musikunterricht findet dann bereits in den Proberäumen des Musikvereins statt. Alle Kinder haben die Möglichkeit, die Instrumente eines Blasorchesters auszuprobieren, und wir stellen dann das Projekt Bläserklasse vor. Nach sechs Wochen ungefähr erfolgt die Anmeldung für die Bläserklasse im nächsten Schuljahr und eine grobe Instrumentenauswahl. Die Kinder nennen uns drei Instrumente, und wir suchen dann entsprechend der körperlichen Konstitution und natürlich auch des vorhandenen Instrumentariums das Instrument aus, das für das Kind das sinnvollste ist. Das Kind hat aber während der Bläserklasse immer die Möglichkeit, auf ein anderes Instrument umzuschwenken, von der Trompete auf die Flöte meinetwegen. Tuba ist ein bisschen schwer, da haben wir Spezialinstrumente, die wir den Kindern als Kindertuba verkaufen. Und das funktioniert auch ganz hervorragend.

Die ganze Geschichte ist natürlich ein freiwilliges Angebot, ergänzend zum Schulunterricht und mit ein paar Euro an Kosten verbunden. Wir stellen

den Eltern 23 Euro pro Monat in Rechnung, inklusive Instrumentenmiete und Instrumentalunterricht. Der Instrumentalunterricht erfolgt zum einen als Orchesterprobe innerhalb des Stundenplanes, eine Stunde pro Woche, und eine Blechbläser- und eine Holzbläserklasse am Nachmittag, ebenfalls in den Unterrichtsräumen des Vereins. Wie gesagt, in den 23 Euro sind alle Kosten für das Instrument aber auch für den Unterricht enthalten.

Wir freuen uns einfach, dass dieses Modell weiterhin Schule macht, und ich bin davon überzeugt, dass mit entsprechenden Initiativen das sehr positiv auch auf andere Vereine gerade im ländlichen Bereich übertragbar ist.

*Prof. Werner Rizzi:*

Vielen Dank. Eine Selbsthilfeinitiative sozusagen, die zur Institution geworden ist. Können Sie noch etwas zur Qualifikation der Unterrichtenden sagen?

*Ernst-Willi Schulte:*

Die Unterrichtenden sind ausgebildet worden an der Landesmusikakademie und haben die berühmten C-Lehrgänge besucht, die Bernd Nawrat und Renold Quade dort leiten. Sie haben ihre Qualifikationen also in C-Lehrgängen im Laienmusikbereich erhalten.

*Prof. Werner Rizzi:*

Noch eine Frage: Sind in den 23 Euro, die Sie nannten, auch die hohen Kreditmittel für die Anschaffungskosten mit enthalten?

*Ernst-Willi Schulte:*

Ja, und zwar im Rahmen des Sponsorings. Da ich gelernter Banker bin, kenne ich die Denkweise der Bank. Wir haben das mit der Bank geschickterweise so hinbekommen, dass wir gesagt haben, Leute, ich weiß, dass ihr uns kein zinsloses Darlehen geben könnt, aber macht mal und anschließend spendet ihr uns die Zinsen. Da war das Thema erledigt. Die Kreditmittel sind also inzwischen zurückgeführt, das läuft seit vier Jahren. In dieser oder der kommenden Woche beginnt das sechste Klassenorchester, und ich sehe da für die Zukunft wirklich positiv.

*Prof. Werner Rizzi:*

Jede dieser Ideen ist wichtig und kann dem einen oder anderem helfen. Zinsen als Sponsoring zum Beispiel ... vielleicht wären wir von selbst nicht darauf gekommen.

Jetzt kommen wir zum Einbeziehen eines anderen „Mediums“, nämlich zum anerkannten Bewegungskindergarten in Bad Honnef, und ich darf Frau Schnuch-Staszko und Herrn Dr. Neuhoff bitten.

**Anerkannter Bewegungskindergarten  
Bad Honnef / LSB NRW (Margaret Schnuch-  
Staszko / Dr. Franz-Josef Neuhoff)**

*Dr. Franz-Josef Neuhoff:*

Meine sehr verehrten Damen und Herren, wir sind gewissermaßen Exoten hier, die sich als Sportverein mit Musik beschäftigen, ich darf das vielleicht erklären. Ich bin selbst nur ein musikalischer Laie, Liebhaber, von Beruf Jurist. In Bad Honnef haben wir eine Einrichtung, die vielleicht eine Besonderheit in Nordrhein-Westfalen ist, denn wir haben einen Bewegungskindergarten in einem Sportverein. Dieser Sportverein, dessen Vorsitzender ich vierzig Jahre bin, und der sich im Laufe der Jahre von 200 Mitgliedern auf heute 2.500 Mitglieder vergrößert hat, hat viele Abteilungen, unter anderem, und das ist vielleicht auch interessant zu erwähnen, einen Musikzug, der 95 Jahre alt ist.

Wir hatten nun das Glück, dass wir aufgrund der Größe unseres Vereins im Jahre 1999 ein eigenes Haus bauen konnten, ein Objekt im Wert von ungefähr 2,1 Mio. Mark, in dem wir unsere Geschäftsstelle, eine Sporthalle, aber auch diesen dreizügigen Kindergarten, dessen Leiterin Frau Schnuch-Staszko ist, eingerichtet haben. Es ergibt sich – ich kann auf manches zurückgreifen, was Herr Fuser hier schon gesagt hat und was in der Diskussion erwähnt worden ist – ein gewisser Zielkonflikt zum allgemeinen Bildungsauftrag eines Kindergartens, den wir ja erfüllen müssen. Wie aber ein konfessioneller Kindergarten Schwerpunkte im religiösen Bereich setzen kann, haben auch freie Kindergärten die Möglichkeit, andere Schwerpunkte zu setzen, und wir haben uns als Schwerpunkt „Bewegung“ vorgenommen. Das bot sich an, denn in diesem großen Haus – wir nennen es das „Eiche-Haus“, denn wir sind der Turnverein Eiche – sind die Räume des Kindergartens auf der einen Seite, dann kommt ein Flur und dann die große Sporthalle. Wir haben das so organisiert, dass diese Sporthalle morgens im Wesentlichen in voller Größe dem Kindergarten zur Verfügung steht und nachmittags eben dem Turnverein für seine anderen sportlichen Aktivitäten. Wir sind ein sogenannter „anerkannter Bewegungskindergarten des Landessportbundes“, d.h. aber nicht, dass wir gesonderte Fördermittel erhalten, weder vom Land noch von irgendeiner anderen Institution, nur den Bauanteil bei der Errichtung des Kindergartens haben wir entsprechend finanziert erhalten. Wir werden gefördert wie jeder öffentliche Kindergarten.

Als wir das alles eingerichtet hatten, kamen wir auf den Gedanken, unsere Standbeine – also allgemeiner Bildungsauftrag einerseits, Schwerpunkt Sport andererseits – um den Schwerpunkt musische Erziehung, sprich Musik, zu erweitern. Wir haben dann im Jahre 1999 mit der frühmusikalischen Erziehung angefangen. Das bot sich

deshalb an, weil unsere Einrichtung etwas am Stadtrand liegt und die Musikschule an einer ganz anderen Stelle. Manche Eltern haben uns gefragt: Warum könnt ihr nicht auch frühmusikalische Erziehung machen? Dann brauchen unsere Kinder nicht morgens zum Kindergarten und nachmittags zur Musikschule, diese Hin- und Herfahrrerei ... Diesen Gedanken haben wir, gefördert durch unsere persönliche Zielsetzung, aufgegriffen und mit der musikalischen Früherziehung begonnen. Als Leiterin der frühmusikalischen Erziehung haben wir eine Absolventin der Musikhochschule in Köln gewinnen können.

Sie werden jetzt natürlich sofort fragen, den Schrei höre ich schon, wie bezahlen Sie das? Herr Fuser hat schon gesagt, das ist ein ganz schwieriges Problem. Wir machen das tatsächlich so, dass wir von den Eltern einen Sonderbeitrag erheben, der relativ gering ist, 8 Euro im Monat. Dann taucht das hier eben schon erwähnte Problem auf, was Kinder machen, die das nicht bezahlen können. Da haben auch wir die eben erwähnte Lösung, dass ein Förderverein einspringt, oder – weil wir ja ein Großverein sind – wir erlassen diesen Kindern einfach die Gebühren. Insofern ist das nicht so ein zentrales Problem.

Ein Problem war, das hat Herr Fuser hier auch schon genannt, dass wir am Anfang Schwierigkeiten mit dem Landschaftsverband hatten, der fragte, wieso wir in den Räumen des Kindergartens Musik machen. Wir hatten relativ heftige Auseinandersetzungen mit einer energischen Dame vom Landschaftsverband. Wir haben ihr aber klar gemacht, dass es den Eltern freigestellt sein muss, ob sie nachmittags ihr Kind noch in den Kindergarten schicken wollen oder zur Musikschule oder wohin auch immer. Die Räume gehören uns, und wir machen dann eben, wenn das ein Problem ist, nebenan im Zimmer die frühmusikalische Erziehung. Sie können ja den Eltern nicht verbieten, ihre Kinder an der frühmusikalischen Erziehung teilnehmen zu lassen. Zu dieser Lösung hat sich der Landschaftsverband dann nicht mehr gemeldet. Faktisch machen wir jetzt in den Räumen des Kindergartens die frühmusikalische Erziehung. Bei der Finanzierung des Sports, das ist vielleicht auch ganz interessant, war das alles viel einfacher.

Wir suchten natürlich für den Bewegungsbereich und Musikbereich entsprechende Kräfte, die eine besondere Ausbildung im Sport oder in der Musik haben. Vielleicht darf ich da einmal einen etwas kritischen Ansatzpunkt wagen, ich weiß, dass ich da insbesondere bei Erzieherinnen auf eine gewisse Empfindlichkeit stoße, aber wir machen das Geschäft jetzt mittlerweile viereinhalb Jahre und haben als Personal immerhin acht Erzieherinnen sowie Praktikanten usw. Wir wollten als Voraussetzung für die Einstellung als Erzieherin bei uns eine gewisse Qualifikation im Bewegungsbereich, sprich also irgendeine sportliche

Befähigung, und auf der anderen Seite eben auch im musischen Bereich. Bei der Auswahl des Personals stellte sich immer wieder heraus, und das sage ich wirklich kritisch, dass von den Bewerberinnen gesagt wurde, ich habe früher auch mal Sport getrieben, ich habe früher auch mal dieses und jenes gemacht. Aber eine qualifizierte Ausbildung in diesem Bereich, die wir verlangten, hatten die Bewerberinnen nicht. Daraufhin haben wir verlangt, dass jede Erzieherin, die bei uns eingestellt wird, sich verpflichten muss, eine Ausbildung als Übungsleiter beim Landessportbund zu machen, so dass alle unsere Erzieherinnen inzwischen eine entsprechende Ausbildung haben.

Mit der Musik war dies natürlich ein noch wichtigeres Problem. Bei der Einstellung habe ich auch immer gefragt: Was können Sie denn für ein Instrument spielen? Auch da muss ich kritisch sagen, das Ergebnis war sehr dürftig. Ich habe dann nachgebohrt, und man hat mir gesagt, vielleicht mag das nicht ganz stimmen, dass man bis 1976 noch von den Erzieherinnen bei der Ausbildung in der Fachoberschule verlangte, dass irgendein Instrument gelernt wurde. Das sei inzwischen weggefallen, so dass die Erzieherinnen heute ihre Prüfung machen können, ohne in der Musik eine qualifizierte Ausbildung zu haben.

Wenn man die berühmte PISA-Studie einmal ernst nimmt und fragt, wo man denn ansetzen muss, dann sage ich: im Kindergarten! Bei der Ausbildung der Erzieherinnen! Da ist ein großer Schwachpunkt. Ich habe mir eben dieses Papier angesehen, diese Vereinbarung des Kultusministeriums, da steht das alles nicht drin. Da sind sehr schöne Sätze drin, aber dass da konkret steht, dass man an der Ausbildung der Erzieherinnen auch im musischen Bereich etwas tun muss, habe ich in keinem einzigen Satz gelesen. Bei uns wird das Angebot wahrgenommen, und ich denke, dass wir bei der frühmusikalischen Erziehung eigentlich keine Probleme haben.

Wir haben nebenbei auch noch einen Kinderchor von 6-10 Jahren gegründet, der aber nicht dem Kindergarten anhängt, sondern getrennt sozusagen eine kleine Abteilung des Vereins bildet. Wir haben da enorme Schwierigkeiten, weil die Zusammenarbeit mit den Schulen einfach nicht klappt. Ich wohne in Bad Honnef, eine Stadt mit 24.000 Einwohnern, da kennt also doch noch jeder jeden. Die Einstellung der Schulen ist relativ abwehrend: Wir machen Musik, wir brauchen keinen Turnverein, wir brauchen keine Musikschule. Von den Elternhäusern – ich sage das jetzt hier mal ganz offen – kommt auch nicht viel, und ob die Medien jetzt gerade dazu beitragen, Kinder an die Musik heranzuführen, das ist auch eine Frage. Ob dieser Kinderchor bestehen bleibt, obwohl auch er von einer qualifizierten Kraft geleitet wird, daran habe ich große Zweifel. Das ist ein Projekt, und wir werden wie gesagt von keiner Seite finanziell unterstützt. Wir ma-

chen das alles aus eigener Kraft. Frau Schnuch-Staszko, wollen Sie etwas hinzufügen?

*Margaret Schnuch-Staszko:*

Ich würde gerne noch einmal auf die Bedeutung der Bewegungserziehung im Kindergartenbereich eingehen. Mir ist musikalische Erziehung im Kindergarten auch sehr wichtig, aber weil wir ja ein anerkannter Bewegungskindergarten sind, nimmt die Bewegungserziehung tatsächlich einen großen Raum bei uns ein. Wie Herr Dr. Neuhoff schon richtig sagte, sind wir ein Regelkindergarten – mit dem Schwerpunkt Bewegungserziehung – und erfassen natürlich auch alle anderen Bildungsbereiche.

Wie setzen wir das mit der Bewegungserziehung im Kindergartenalltag um? Die Bewegungserziehung wird täglich in unseren Kindergartenalltag integriert, d.h. jede der drei Gruppen hat im Laufe des Vormittags entweder angeleitete Bewegungserziehung durch entsprechend qualifiziertes Personal oder die Kinder haben die Möglichkeit, sich frei zu bewegen, indem sie Gelegenheit zum Klettern, zum Balancieren und zum Springen haben, sie können auch freie Bewegungserfahrungen machen.

Die Bewegungserfahrungen sind deshalb so wichtig geworden, weil es kaum noch Möglichkeiten gibt, sie im Umfeld des Kindes wahrzunehmen. Die Kinder haben inzwischen ganz andere Medien – Gameboys, Computer und all diese Dinge; Bewegung aus ganz natürlichen Impulsen heraus gibt es kaum noch. Ein Ziel ist es auch, Kinder stark zu machen, sie in ihrem Selbstwertgefühl zu stärken, und wir können das auch täglich bei den Kindern beobachten. Wir sehen, dass ängstliche und unsichere Kinder plötzlich sicher geworden und gar nicht mehr so ängstlich sind, wie sie am Anfang der Kindergartenzeit waren. Soviel dazu, warum uns dieser Schwerpunkt so wichtig ist und warum wir den Kindern viel Bewegungsmöglichkeiten geben.

*Prof. Werner Rizzi:*

Vielen Dank. Das erinnert an den Vortrag von Herrn Schäfer, in dem wir gehört haben, wie wichtig das Bewegungslernen für das Lernen des kleinen Kindes ganz allgemein ist. Gibt es Fragen aus dem Plenum?

*Dr. Heike Stumpf:*

Wir haben dieses Beispiel ja auch vor dem Hintergrund ausgewählt, ob so etwas auch in Bezug auf Musik möglich ist. Wäre es denkbar, auf einer ähnlichen Basis Musikkindergärten einzurichten? Könnte es „anerkannte Musikkindergärten“ geben? Das ist eigentlich eine Frage ins Plenum. Gibt es eine Meinung dazu, und sind solche Gedanken vielleicht schon einmal angestellt worden? Um mit Musik in Kindergärten vielleicht unproblematischer als bisher hineinzukommen?

Das scheint nicht der Fall zu sein ... Herr Schep-  
ping?

*Prof. Dr. Wilhelm Schepping:*

Ich hätte noch eine Nachfrage zum Vortrag,  
nämlich wieweit die Bewegung bei Ihnen ins Mu-  
sikalische geht. Ist das auch tänzerische, künstle-  
rische, musikbezogene *Bewegungsgestaltung*?  
Es kann doch nicht das Ziel sein, nur die *Bewe-  
gungsfähigkeit* zu vermitteln.

*Dr. Franz-Josef Neuhoff:*

Es ist so, Sport, Musik und Bewegung gehören  
zusammen, das braucht man hier nicht klar zu  
machen. Wir haben in unseren 16 Abteilungen  
eine Tanzsportabteilung, wir haben eine Kinder-  
abteilung, wir haben jugendliche Tanzgruppen,  
es gibt bei uns Steppaerobik und alles, Musik  
und Bewegung ist schon eine Einheit. Das ist  
aber nicht der Teil, den wir hier eigentlich vor-  
stellen wollten.

Um auf die andere Frage zurückzukommen, ich  
halte es – ich spreche jetzt als Jurist – für unpro-  
blematisch, wenn ich als Kindergarten/Kinder-  
tagesstätte, anerkannte Kindertagesstätte, den  
Schwerpunkt Musik setze. Da sehe ich überhaupt  
keine Probleme, genau wie wir anerkannt sind  
mit dem Schwerpunkt Sport und jetzt den  
Schwerpunkt Musik hinzufügen wollen. Ich bin  
wild entschlossen dazu, weil ich eben die Mängel  
sehe, die speziell in diesem Bildungsbereich vor-  
handen sind. Bei einem Modell für einen Kinder-  
garten mit Schwerpunkt Musik – „Musikkinder-  
garten“ so wie „Bewegungskindergarten“ – sehe  
ich keine Probleme, juristisch ist das sozusagen  
wasserdicht. Aber dafür muss sich natürlich je-  
mand finden ...

*Prof. Werner Rizzi:*

Es wäre auch im Sinne einer weiteren Differen-  
zierung weiterzudenken: Es gibt Musikschulen,  
wir haben EMU, es gibt diese und jene Angebote,  
und es gibt vielleicht auch Schwerpunkte in ei-  
nem Musikkindergarten. Warum nicht. Ein Modell  
zum Weiterdenken. Dafür Ihnen beiden vielen  
Dank!

### **Medienpaket „Olli Ohrwurm“ (Schule des Hörens e.V., Helga Kleinen, Köln)**

*Helga Kleinen:*

Zunächst möchte ich mich vorstellen. Mein Name  
ist Helga Kleinen. Ich bin Schauspielerin und Di-  
plom-Kulturmanagerin und arbeite seit Ende  
1997 für die „Schule des Hörens“ (SDH). Ich ha-  
be drei Kinder im Alter von 10, 9 und 2 Jahren –  
insofern interessiert mich das Thema offene  
Ganztagsschule und Bildung auch aus privaten  
Gründen sehr. Den Leiter und Begründer der  
„Schule des Hörens“, Prof. Karl Karst, haben Sie

ja gestern alle kennen gelernt. Ich möchte kurz  
die Geschichte der Entstehung der „Schule des  
Hörens“ skizzieren und auch auf die Arbeit der  
„Schule des Hörens“ eingehen, bevor ich dann  
ganz konkret das Material, das Medienpaket „Olli  
Ohrwurm und seine Freunde“ vorstelle.

Die Idee der „Schule des Hörens“ ist eigentlich  
bereits Ende der achtziger Jahre entstanden.  
Prof. Karl Karst hat damals für den Hessischen  
Rundfunk gearbeitet und den Auftrag bekommen,  
zum 40. Jubiläum der ARD ein Hörspiel zu pro-  
duzieren – ein „Hör-Spiel-Spiel“ aus über 300  
Tonschnipseln. Im Gespräch mit dem Hörspiel-  
leiter des Hessischen Rundfunks hatte er gesagt,  
eigentlich müsste man eine Art „Hörschule“ über  
den Äther schicken, und diese Idee wurde wei-  
tergedacht. Es sollte eine dreiteilige Sendereihe  
produziert werden, unter den Titeln: „Das Ohr“  
(1. Teil), „Die Stimme“ (2. Teil) und „Der Klang“  
(3. Teil). „Das Ohr“ ist realisiert und sehr erfolg-  
reich ausgestrahlt worden. Zu den beiden ande-  
ren Teilen ist es leider nicht mehr gekommen –  
allerdings aus einem sehr schönen Grund: Prof.  
Karl Karst wurde Programmchef von WDR 3.  
Vielleicht werden die beiden anderen Sendungen  
ja irgendwann noch einmal realisiert?!

Für diese erste Sendereihe „Das Ohr“ – und auch  
schon für das „Hör-Spiel-Spiel“ – ist Prof. Karst  
sehr tief in die Materie des Hörens eingestiegen.  
Er hat lange Jahre recherchiert, über Philoso-  
phie, Psychologie, Physiologie des Hörens, und  
hat zahlreiche Vorträge gehalten. Er wurde bei-  
spielsweise nach Banff, Kanada, zu einer inter-  
nationalen Tagung für die akustische Ökologie  
eingeladen und hat 1993 in der Bundeskunsthalle  
beim Symposium „Die Zukunft der Sinne“ über  
die Geschichte des Ohres referiert. Dort hat er  
auch erstmals die Forderung nach einem Muse-  
um für die akustische Kunst formuliert und die  
Projektidee „Schule des Hörens“ öffentlich prä-  
sentiert. Auf die Vortragstätigkeit von Prof. Karst  
gab es eine sehr starke Resonanz. Es wurde  
vielfach der Wunsch geäußert, dass diese Idee  
einer „Schule des Hörens“ eben nicht nur ein  
Konstrukt bleibt, sondern sich wirklich institutio-  
nalisiert.

So hat sich Ende 1996 dann mit mehr als 60  
Gründungsmitgliedern der Projektkreis und ge-  
meinnützige e.V. „Schule des Hörens“ in Köln  
gegründet. Ziel dieses Projektkreises ist es, die  
Bedeutsamkeit des Hörens und auch die Bedeu-  
tsamkeit des Zuhören Lernens in das öffentliche  
Bewusstsein zu heben, und dies vor allen Dingen  
sinnlich emotional durch kulturelle Veranstaltun-  
gen, durch Seminare, durch Bildungsangebote,  
durch Konzepte von Öffentlichkeitsarbeit in Zu-  
sammenarbeit mit Bundeseinrichtungen, Ministe-  
rien, Landesverbänden etc.

Der kulturelle Aspekt spielte am Anfang eine vor-  
rangige Rolle. Wir haben z.B. 1998 im Kölner  
Mediapark das Hörfestival „Blind Date“ für Kinder

und Jugendliche gestaltet, mit Sinnes- und Klangräumen, in denen die Kinder z.B. durch ihre Bewegungen selbst akustisch komponieren konnten. Musik und Bewegung, finde ich, gehört eigentlich immer zusammen, ganz selbstverständlich. Wir haben die sehr erfolgreiche Klangkunst-Reihe „HEAR.ing“ im Kölner Stadtgarten durchgeführt: eine monatliche Reihe, die über vier Jahre lang Klangkunst im weitesten Sinne präsentierte, aber auch gesellschaftspolitische Themen rund um das Thema Hören aufgegriffen und artikuliert hat.

Die Arbeit der „Schule des Hörens“ basiert auf zwei Kernannahmen, die Prof. Karst für die SDH geprägt hat. Die eine Kernthese heißt „Sinneskompetenz kommt vor Medienkompetenz“ und die zweite „Prävention durch Faszination“. „Sinneskompetenz kommt vor Medienkompetenz“, das aus dem Munde eines Medienmachers, ist schon etwas Besonderes. „Medienkompetenz“ ist als Schlagwort in aller Munde, „Sinneskompetenz“ hört man mittlerweile, Gott sei Dank, auch zunehmend häufiger. Wir sind der Überzeugung, dass man den verlängerten Arm, die Technik, erst richtig bedienen kann, wenn man durch Erfahrungen – aus erster Hand – weiß, wie die eigenen Sinne funktionieren. Heute ist es leider immer noch so, dass man denkt, Hören ist uns von Geburt an mitgegeben, das ist einfach da und wir müssen daran nicht so viel tun. Aber dem ist ja leider nicht so!

Es wird kaum vermittelt, dass man auch die Sinneskompetenz schulen muss, dass man den Hörsinn schulen muss; in den Curricula der Schulen und Kindergärten gibt es diesbezüglich keine spezifische Vermittlung. Man bekommt bislang kein Wissen darüber vermittelt, wie das Hören funktioniert, wie das Ohr funktioniert, und was da eigentlich passiert, wenn wir hören. Das ist eigentlich fatal, weil das Hören im Gegensatz dazu z.B. in der Industrie schon lange eine sehr wichtige Rolle spielt, daran arbeiten viele Menschen, sogenannte Sounddesigner, die an allen möglichen Geräuschen feilen und für die der Klang eines Produktes sehr wesentlich ist. Eine Tür muss sich also ganz bestimmt anhören, ein Motor, selbst Rasierer und Epiliergeräte bekommen einen bewusst ausgewählten Klang verpasst, weil das eine psychologische und emotionale Wirkung auf den Menschen hat.

Hören ist ein aktiver Prozess. Zuhören ist eine Haltung dem anderen gegenüber. Richtig zuhören bedeutet neugierig sein, dem anderen hingewendet sein, d.h. dass man etwas verstehen möchte, etwas verstehen will, neue Erfahrungen machen möchte, sich unbekanntem, fremden Menschen und Dingen zuwendet und öffnet. Es ist eine Kunst, die wir vermitteln wollen, gerade in unserer hektischen und schnelllebigen Zeit. Sinneskompetenz bildet also für uns die Voraussetzung, um auch Medienkompetenz zu erlangen.

„Prävention durch Faszination“: Ich hatte vorhin schon gesagt, dass die aktiven Menschen in der „Schule des Hörens“ überwiegend aus dem kreativ-künstlerischen Bereich kommen. Der Aspekt der Prävention und Gesundheitsfürsorge ist eigentlich von außen an uns herangetragen worden. Die „Schule des Hörens“ wurde 1999 und 2000 zu Expertengesprächen ins Bundesgesundheitsministerium eingeladen, um über Maßnahmen zu freizeitbedingten Gehörschäden bei Kindern und Jugendlichen zu beraten und etwas auf den Weg zu bringen. Sicher wissen Sie mittlerweile alle, dass Hörschäden bei Kindern und Jugendlichen rasant zunehmen, nicht nur auditive Wahrnehmungsstörungen, sondern auch Hörschäden wie z.B. Tinnitus nehmen bei Kindern deutlich zu. Es wird befürchtet, dass dies in Zukunft noch weiter zunimmt.

Für den Gesundheitsbereich ist eine populäre, eine moderne, eine mediale Vermittlung gefragt, um verschiedene Zielgruppen ganz spezifisch zu erreichen. Hier greift der Ansatz „Prävention durch Faszination“ der „Schule des Hörens“. Wir drohen nicht mit dem Zeigefinger: Wenn ihr das und das tut, dann passiert etwas ganz Schlimmes! – So funktioniert es auch nicht! Das wissen alle Pädagogen natürlich sehr genau. Wir bieten vielmehr Möglichkeiten an, Sinneserfahrungen aus erster Hand zu machen. Wir vermitteln das Thema „Hören“ auf eine spielerische Art und Weise, indem wir Spielanregungen geben, Experimente vorstellen, Gestaltungsvorschläge machen etc.

Eine Grundübung der SDH ist dabei z.B. der traditionelle „Hörspaziergang“, der für alle Altersstufen geeignet ist. Eine Übung, die immer wieder einen Aha-Effekt auslöst. Die Menschen erkennen durch diese Übungen, wie sehr das tägliche Leben durch Hören geprägt ist. Wenn man die anderen Sinne einmal etwas herunterfährt und auch den starken optischen Sinn ausschaltet, dann kann man sich wirklich auf das Gehör konzentrieren, und man erfährt, welche Bedeutung das Gehör hat.

Wir wollen also über den Weg der Faszination erreichen, dass beiläufig, ganz selbstverständlich und behutsam, die eigenen Ohren geschützt werden. Durch solche Erlebnisse erreichen wir, dass eine aktive Auseinandersetzung stattfindet, die dazu führt, dass man behutsam mit der akustischen Umwelt umgeht. Durch diese Sensibilisierung, durch dieses „Ohren öffnen“, erreichen wir natürlich auch, dass man viel eher die fantastische Welt der Musik aufnehmen und verarbeiten kann. Ich denke, das ist einfach eine Grundvoraussetzung, um Musik wertschätzen zu können und überhaupt einen Zugang zu haben.

Die „Schule des Hörens“ legt großen Wert darauf, die Ansprache altersspezifisch zu treffen. Wir holen also die Menschen da ab, wo sie stehen. Wir freuen uns natürlich sehr, dass wir mit Unterstützung des bayrischen Gesundheitsministeri-

ums, in der Lage waren, dieses Material „Olli Ohrwurm und seine Freunde“ zu produzieren. Es sollte ursprünglich ein Grundschulmaterial werden, aber nach ersten Diskussionen war eigentlich schnell klar, dass man viel früher ansetzen muss, im Kindergartenbereich.

Mittlerweile sind wir so weit, dass wir Pläne in der Tasche haben, um noch früher, vor dem Kindergartenalter im ersten Lebensjahr anzusetzen. Der Hörsinn ist der erste Sinn, der überhaupt da ist und auch der letzte. Wir wissen, dass der Fötus etwa ab dem vierten Monat im Mutterleib hört. Das Ohr ist ab diesem Zeitpunkt also schon vollständig ausgebildet. Musik ist das erste, womit der Mensch auf die Welt kommt. Gut-hören-Können spielt in der ersten Lebensphase des Kindes eine ganz entscheidende Rolle!

Bevor ich jetzt ganz konkret auf das Material eingehe, halte ich es noch einmal hoch und zeige Ihnen die Hauptfiguren; denn ich weiß nicht, ob es mittlerweile ganz herumgegangen ist. Das hier ist Olli Ohrwurm, der kleine Ohrhöhlenforscher und Ohrhöhlenexperte, eine Fantasiefigur, die ganz bewusst auf die Größe der kleinen Kinder, der Kindergartenkinder, abgestimmt ist. Olli Ohrwurm ist Geräuschemacher, der einen Geräuschemacher bei sich trägt, weil er nämlich überall alle möglichen Geräusche sammelt, aufzeichnet und in seinen Geräuschemacher packt.

Dann haben wir zwei Kinder, Lola Laut und Leo Leise. Die Namen sind natürlich auch sehr bewusst gewählt. Nicht der Junge ist hier derjenige, der Krach schlägt, sondern das Mädchen, allerdings ganz positiv besetzt, weil es einfach Power hat und voller Lebensfreude ist. Leo Leise ist ein sehr sensibler kleiner Junge, ein bisschen schwächlich von Gestalt, aber er hat in einer Geschichte in „Olli Ohrwurm“ ein Aha-Erlebnis, oder eigentlich ein „Coming-out“, weil er als derjenige im Kindergarten hochgehalten wird, der die allerfeinsten Ohren hat und alle möglichen Fluginsekten am Klang des Summens unterscheiden kann.

Ich werde Ihnen das Lied dazu gleich einspielen. Ich möchte Ihnen aber gleich dazu sagen – da wir ja hier in Musikkreisen sind: unser Auftrag war es, ein Hörmaterial zu entwickeln. Da Radioleute an dem Thema gearbeitet haben, war natürlich ganz klar, dass wir kein Material zum Thema Hören machen, wo es nichts zu hören gibt. Deswegen sind aus ursprünglich einer geplanten CD ganz schnell zwei geworden. Wir hatten überhaupt keinen Auftrag, irgendwelche Lieder zu produzieren, aber wir haben uns gesagt, ein Kindergartenmaterial ohne Lieder, das geht nicht, das müssen wir irgendwie hinbekommen. Die Lieder sind also eigentlich aus der Westentasche der „Schule des Hörens“ noch irgendwie mitproduziert worden und künstlerisch vielleicht nicht ganz so anspruchsvoll, aber die Praxis zeigt, dass es wunderbar ankommt und

die Kinder alle lauthals mitsingen und total Spaß an der Sache haben.

Ich möchte Ihnen an dieser Stelle einige Hörbeispiele vorführen. (Einspielung). Wir haben insgesamt vier Lieder produziert. Es gibt danach so etwas wie eine Karaoke-Version, so dass die Kinder in der Lage sind, selber zu agieren.

Uns ist ganz wichtig, dass das Ohr überhaupt in den Blickpunkt gerät! Wir machen Vorschläge, wie man z.B. Ohrencollagen macht, die Kinder sollen ihre Ohren gegenseitig untersuchen, ihre Ohren schmücken und eine Wertschätzung des Organs erfahren. Es gibt ein großes Kapitel, das „Klang und Geräusche“ heißt. Wir wollen zum aktiven Umgang mit Musik und mit den Medien hinführen. Wir verteufeln die Medien nicht, sondern haben z.B. Vorlesegeschichten, Klanggeschichten und Hörspiele auf der CD.

Klanggeschichten sind Geschichten, die von den Kindern selbst vertont werden. Da gibt es z.B. eine Geschichte, die durch Körpermusik und Stimme vertont wird, indem man mit dem Mund Wind macht, in die Hände und auf die Schenkel klatscht. Wir haben Vorschläge, wie man Instrumente selber baut und mit selbstgebauten Instrumenten Musik macht, mit Alltagsgegenständen, die man auf der Straße findet. Dazu gibt es eine Geschichte, die mit den selbstgebauten Instrumenten vertont werden kann.

Wir machen Vorschläge, Töne zu malen, mit dem Hinweis natürlich, dass jeder einen Ton anders hört und deswegen jedes Bild auch anders aussieht. Wir geben Vorschläge zu Klang und Bewegung, dass sich die Kinder z.B. wie Bäume bewegen, während ein Kind das entsprechende Geräusch macht, wie der Wind durch die Blätter pustet. Wir sensibilisieren, indem wir z.B. vorschlagen, mit unterschiedlichen Papieren Geräusche zu produzieren oder mit Wasser. Es gibt Vorschläge, wie sich ein akustischer Tag bei Lola Laut anhört. Wir geben Anregungen, dass die Kinder verfolgen, wie sich ein Tag im Kindergarten anhört.

Dann haben wir eine ganz besondere Figur, die Olli Ohrwurm einführt, das ist ein Geräuschemacher, der Geräusche für Hörspiele, für das Fernsehen und für Filme macht. Die Kinder besuchen den Geräuschemacher, der ganz konkrete „Geräuschrezepte“ gibt, wie z.B. Regen oder Pferdegetrappel nachgemacht wird.

Das Material ist in enger Zusammenarbeit mit Erzieherinnen produziert. Wir haben sehr darauf geachtet, dass das Material nicht „nur“ für die Kinder sinnlich gestaltet ist, sondern auch für die Erzieherinnen, weil es unser Wunsch ist, dass Hörübungen täglich wie ein Ritual – Kinder lieben Rituale – zum Kindergartenalltag dazugehören, wie das Frühstück, wie das tägliche Zähneputzen. Wir haben sehr übersichtlich mit Piktogrammen gearbeitet, damit die Erzieherin, wenn sie morgens denkt, ach, ich müsste unbedingt

mal wieder etwas zum Thema Hören machen und sie in das Material hineinguckt, sie auch sofort etwas Schönes findet. Es soll der Erzieherin also selber Spaß machen, mit „Olli Ohrwurm“ zu arbeiten, damit das Material wirklich eingesetzt wird und nicht im Regal verstaubt .

Ich denke, es ist vielleicht noch interessant zu erwähnen, dass das Material in Bayern in die Fortbildung für Erzieherinnen integriert wurde! Man muss die Bayern da wirklich mal loben. Sie haben keine Kosten und Mühen gescheut, auch bei der Produktion des Materials. Sie implementieren es in die Erzieherinnenausbildung und alle bayrischen Kindergärten haben Olli Ohrwurm kostenfrei zur Verfügung gestellt bekommen.

Das Material ist so erfolgreich, dass es mittlerweile auch allen bayrischen Grundschulen für die Klassen eins und zwei zu Verfügung gestellt wurde, kostenfrei!. Und wir arbeiten jetzt – im Auftrag des bayerischen Gesundheitsministeriums – an dem Nachfolgeprojekt, ein Grundschulmaterial für die Klassen drei und vier. Wir freuen uns darüber, dass dieses Thema nun endlich – zumindest von den Bayern – entdeckt und für so wichtig befunden wurde, dass es in die Bildung integriert wird.

Wir haben natürlich – die „Schule des Hörens“ sitzt in Köln – auch bundesweit eine sehr große Nachfrage nach dem Material. Es ist so, dass wir sehr konkret im Gespräch mit der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung sind und das Material in absehbarer Zeit bundesweit anbieten wollen, dann allerdings in Verbindung mit einer Multiplikatoren-schulung. Denn unserer Ansicht nach ist es so, dass die Pädagogen, die Erzieher, die Erwachsenen, die das Thema vermitteln, auch selbst von dem Thema gepackt und fasziniert sein müssen, weil wir glauben, dass nur die, die von dem Thema begeistert sind, diese Begeisterung auch an die Kinder weitergeben können.

*Prof. Werner Rizzi:*

20.000 verschenkte Exemplare sind sicher ein ganz wichtiges Medienereignis für die Erzieherinnen. Ich sehe ganz viele Beispiele, die integrativ auch schon in den Materialien für die musikalische Früherziehung enthalten sind, hier noch stärker auf den Fokus des Hörens gerichtet. Was mir aufgefallen ist, für eine Neuauflage bitte die Lieder ein bisschen höher anstimmen ...

*Helga Kleinen:*

Wir werden bei dem Grundschulmaterial eine Frau singen lassen.

*Prof. Werner Rizzi:*

Aber vor allem ein bisschen höher als bei diesem Material, in dem es ansonsten viele Anregungen gibt. Ich danke Ihnen sehr. Die „Schule des Hörens“ und vor allem der Zusammenschluss der „Initiative Hören“, von dem wir gestern schon ge-

hört haben, könnte für einige von uns ein Kooperationspartner sein.

Hearing (mit Öffnung ins Plenum)

### **Kooperationen im Profil: Wer mit wem? Und wie?**

*Wie müssten Kooperationen aussehen, die eine breite Beteiligung von Partnern aus dem Musikleben zulassen?*

- ◆ Bernd Nawrat, Volksmusikerverband NRW
- ◆ Dr. Hans Frambach, Landeschorverband NRW im Deutschen Allgemeinen Sängerbund
- ◆ Hanna Krieger, Deutscher Tonkünstlerverband NRW)

*Bernd Nawrat:*

Verehrte Damen und Herren, mein Name ist Bernd Nawrat. Ich bin Orchestermusiker bei der Bundeswehr, und im Ehrenamt bin ich als fachlicher Vertreter des größten instrumentalen Amateurmusikverbandes Nordrhein-Westfalens, dem Volksmusikerverband Nordrhein-Westfalen, tätig. Gerade vor dem Hintergrund von Ganztagsangeboten an allgemein bildenden Schulen bietet die Zusammenarbeit zwischen schulischen und außerschulischen Einrichtungen in Zukunft vielfältige Möglichkeiten. Hier können auch wir als Amateurmusikverband sicherlich einen kleinen Beitrag leisten. Hier entstehen Chancen und Perspektiven für neue Allianzen im Lern- und Betreuungsbereich. Dabei unterstelle ich, dass alle möglichen Kooperationspartner auch ein vitales Interesse daran haben, sich im Zuge dieser gesellschaftlichen Veränderungen neu zu positionieren, Zukunftschancen auszuloten und zu nutzen und auch Kooperationen einzugehen. Dabei kann jede Seite ihre primären Interessen weiterhin vertreten. Der Synergieeffekt ist der große Vorteil, den ich mir von solchen Kooperationen verspreche. Über eines sind wir uns ja alle einig, denke ich, wir brauchen mehr Musik. Das fängt schon im Kindergarten an und setzt sich dann in den allgemein bildenden Schulen fort. Auch hier ist unsere Zielsetzung, mit unseren Möglichkeiten einen kleinen Beitrag dazu zu leisten.

Wir, der Volksmusikerverband Nordrhein-Westfalen als instrumentaler Amateurmusikverband, stehen mit der Fragestellung dieser Kooperationsformen und Inhalte erst am Anfang der Diskussion, was sicherlich auch damit zu tun hat, dass dieser Verband durchgängig ehrenamtlich geführt wird. Wir haben immerhin 1.000 Musikvereine in unserer Organisation, und da ist eine ganze Menge Arbeit, fachliche Arbeit, zu leisten. Wir sind des-

halb sehr gespannt auf die in Kürze beginnenden Gespräche mit dem Landesverband der Musikschulen. Zudem erhoffen wir uns auch von den Ergebnissen des Ende Oktober in Berlin stattfindenden Forums „Schule – Verein“ wichtige Signale für unsere zukünftige Position und Ausrichtung. Dieses Forum wird ausgeschrieben von der Bundesvereinigung deutscher Orchesterverbände e.V. Trotzdem möchte ich heute schon einige grundsätzliche Aussagen zu diesem Thema und vielleicht auch Bekenntnisse machen.

Ganz entscheidend aus meiner Sicht ist die Beantwortung der Frage nach dem Wie der konzeptionellen und infrastrukturellen Lösungen der Verknüpfung von schulischen und außerschulischen Musikangeboten. Aus diesem Grunde halten wir die Kooperation zwischen allgemein bildender Schule, Kindergarten und Musikschule und Musikvereinigungen als die tragfähigste Konstellation. Diese Dreieckskonstellation besitzt meines Erachtens auch den größten Synergieeffekt. Zudem ermöglicht diese Konstellation, gemeinsame Zielsetzungen, Strukturen, Inhalte und Fortbildungsmöglichkeiten für eine breitere Basis zu definieren. Überall wo studierte Pädagogen diese Aufgaben vor Ort erfüllen können, sollen sie dies auch tun. Es muss dann aber auch überall dort, wo keine studierten Pädagogen vorhanden sind, die Möglichkeit geben, qualifizierte Amateurmusikerinnen einzusetzen, die sozusagen über den zweiten musikalischen Bildungsweg ihre entsprechende Qualifikation erworben haben. Diese Forderung leitet sich von der Tatsache ab, dass gerade in ländlichen Regionen wenige oder keine Musikschulen vorhanden sind. Aber gerade dort haben wir die meisten Musikvereine. Hier könnte es dann eben die Kooperation zwischen Schule und Musikvereinigung geben.

Die Anfangseuphorie müssen wir allerdings auch hier etwas nehmen. Es sollte sich nicht so anhören, als hätten wir jetzt Konzepte im Kopf, mit denen man flächendeckend arbeiten könnte. Es wird aus meiner Sicht nur sehr punktuell möglich sein, bestimmte Modelle umzusetzen. Das hängt auch immer mit den handelnden Personen vor Ort zusammen. Allerdings ist nicht auszuschließen, dass besonders gute Projekte quasi als Initialzündung eine Bewegung in Gang setzen und langfristig dadurch zum Selbstläufer werden. Es wird dann Menschen geben, die diese Anforderungen durch veränderte Aus- und Weiterbildungsstrukturen gegebenenfalls auch im Amateurmusikbereich erfüllen werden.

Wo liegen nun die Potentiale? Mit zunehmendem Maße haben wir gerade im Blasmusikbereich Musikpädagogen als neben- oder freiberufliche Ausbilder und Dirigenten. Die Anstellung an einer Musikschule wird immer schwieriger. Viele Pädagogen sind dann schon froh, wenn sie wenigstens ein paar kleiner Arbeitsmöglichkeiten auf Honorarbasis bekommen. Daneben, und zwar

immer dort, wo keine studierten Pädagogen zur Verfügung stehen, leisten C-Absolventen und B-Qualifikanten in den Musikvereinen die wichtige Arbeit der Nachwuchsgewinnung und Nachwuchsförderung, die unseren Verband in den letzten zwanzig, dreißig Jahren auch leistungsmäßig schon sehr weit nach oben gebracht haben. Dieser Personenkreis stellt noch den allergrößten Anteil in der Ausbildungsarbeit der instrumentalen Laienmusik – und das nicht nur in Nordrhein-Westfalen, das dürfte bundesweit genauso sein. Das bedeutet, dass bei der Frage nach der Qualifikation auch eine Durchlässigkeit über B- und C-Qualifikation bestehen sollte, zumindest muss man sich darüber Gedanken machen.

Der dritte Punkt neben Modellen und Qualifikation ist die Fortbildung als Vorbereitung zu derartigen neuen Aufgaben. Das bedeutet, dass wir zu bestimmten Modellen und bestimmten Qualifikationen auch ein entsprechendes Fortbildungsprogramm entwerfen müssten. Die denkbaren Modelle sind ja zum Teil diskutiert bzw. angesprochen worden, die kennen wir auch von Einzelbeispielen, ob das jetzt das Klassenmusizieren ist oder andere Projekte. Hier ist eigentlich alles offen: Elementare Erziehung, Früherziehung, Klassenmusizieren, AG's mit Bands, Big Bands usw., also alle die Bereiche, die im Instrumentalbereich abzudecken sind.

Vielleicht einmal ein Beispiel, direkt von meiner Heimatgemeinde, 12.000 Einwohner, zwei Höchststufenorchester – Blasorchester – in der Gemeinde, eine Musikschule e.V., die vom Jugendorchester e.V. gegründet wurde. Wir haben einen musikalischen Leiter, der in Luxemburg Orchesterleitung, Dirigat, Posaune und Euphonium studiert hat. Die Gemeinde und das Orchester selbst bzw. der Musikverein können diesem Menschen eigentlich nur eine halbe Stelle finanzieren. Der Mann ist freiberuflich tätig, er ist an verschiedenen Tageszeiten frei. Im Sinne der Nachwuchswerbung sowohl für den Musikverein als auch in eine andere Richtung wären hier zum Beispiel noch durchaus Potentiale vorhanden, um bestimmte Möglichkeiten anzubieten – an unserer Gesamtschule, an der Grundschule usw. Das ist nur ein kleines Beispiel von vielen, wo solche Möglichkeiten gegeben wären.

Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit. Das war in Kürze das Statement unseres Verbandes.

*Prof. Werner Rizzi:*

Dankeschön. Für alle die, die nicht so ganz in der Materie zu Hause sind, und weil hier immer Buchstaben wie C, A, B und D fallen: Es gibt ein Ausbildungssystem in der Laienmusik: Für D als Grundqualifikation werden in den Musikvereinen selbst Prüfungen abgenommen, dann gibt es die C-Ebene für die berufsbegleitende Fortbildungen zur Anleitung von Ensembles – Herr Schmid von

der Landesmusikakademie, in der so etwas durchgeführt wird, ist auch hier –, für die B-Ebene soll auf Bundesebene weiter qualifiziert werden, und die A-Ebene, von der gesprochen wird, ist die Ausbildungsebene mit Diplomstudium.

Nun ist es so, dass Herr Hermanns von der Sängergeneration nicht wie angekündigt erschienen ist. Herr Middendorf und Herr Levermann vom Sängerbund und auch Oliver Erdmann von der Sängergeneration sind aber als Ansprechpartner hier im Raum und können in der Diskussion nachher vielleicht mit einbezogen werden. Ich schlage vor, dass wir dann direkt das Statement von Herrn Frambach vom Landeschorverband Nordrhein-Westfalen im Deutschen Allgemeinen Sängerbund hören.

*Dr. Hans Frambach:*

Vielen Dank für die Einführung. Meine sehr geehrten Damen und Herren, das Ziel meines Redebeitrages besteht im Aufzeigen von Möglichkeiten und Grenzen von Kooperation, hier natürlich am Beispiel der verschiedenen an der Zusammenarbeit an offenen Ganztagsgrundschulen involvierten Gruppen. Ich spreche aus der Sicht des Landeschorverbandes NRW im Deutschen Allgemeinen Sängerbund, kurz DAS, dessen Präsidiumsmitglied und stellvertretender Landeschorleiter ich bin. Ich möchte vorausschicken, dass der DAS die Kooperation zum Thema offene Ganztagsgrundschule im Grundsatz begrüßt, wengleich ich im folgenden verstärkt von Grenzen der Kooperation sprechen werde, mit Blick darauf, die Kooperation nach vorne zu bringen, indem Falsches unterlassen und Richtiges getan wird.

Ursache für die heftig vorangetriebene Kooperationsbestrebung ist unzweifelhaft die Finanzknappheit, die im Bildungsetat des Landes unter anderem zu einer Entscheidung über die Verschiebung von Mitteln zur Finanzausstattung von Horten usw. zugunsten der Ganztagsgrundschule geführt hat, einhergehend natürlich mit dem bildungspolitischen Willen einer Schwerpunktsetzung auf vermehrte Ganztagsschulangebote. In Zeiten leerer Kassen ist der Gedanke, die für Ganztagsschulangebote erforderlichen zusätzlichen Kapazitäten mit Unterstützung von befähigten Gruppen und Institutionen aufzubringen, wie etwa den Musikschulen und den Verbänden der Laienmusik, durchaus verständlich und legitim. Die Vorteile scheinen auf der Hand zu liegen: Geld kann eingespart werden, wenn Musikschulen und Laienverbände die zusätzlich anfallenden Aufgaben auch aus eigener Kraft – oder sagen wir besser, wenn sie im Vergleich zu festangestellten und ausgebildeten Grundschullehrerinnen und Grundschullehrern die Aufgaben kostengünstiger – erfüllen.

Der zweite Punkt: Solchermaßen erzielte Kostenersparnis lässt sich auch den beteiligten Gruppen bestens verkaufen, weil ihnen angesichts knapper werdender Mittel nicht nur auf mittlere Frist gesehene Einnahmequellen locken und ein Kontakt zu potentieller neuer Klientel vermittelt wird, schließlich lässt sich die Zusammenarbeit bzw. Kooperation von Institutionen, Verbänden, Gruppen, die bisher nicht zusammengearbeitet haben, immer gut auch als ein positiver Wert an sich verkaufen. Dem Mediatorenjargon entlehnte Phrasen wie „endlich kann Zusammenarbeit erreicht werden“ oder „endlich kann der alte Streit zwischen Musikschulen und Laienverbänden beigelegt werden“ feiern Hochkonjunktur. Die den Kooperationsgedanken vorantreibende Logik lässt sich meiner Einschätzung nach mit folgender Aussage auf den Punkt bringen, dass, wer sich mittelfristig noch gewisser öffentlicher Zuweisung erfreuen will, auf den Zug der offenen Ganztagsgrundschule aufspringen muss. Kritiker des Vorhabens setzen sich dem Vorwurf aus, vom vermeintlich wirklichen Haushaltsgeschäft und damit von der Realität nichts zu verstehen.

Wenn Frau Bundesministerin Künast vor zwei Wochen in der Financial Times anführte, dass wir Deutschen unsere Kinder in erster Linie für eine Zukunft im öffentlichen Dienst erziehen, so hat sie dabei, meiner Einschätzung nach, völlig übersehen, dass weniger die Kinder als vielmehr die derzeit aktive Elterngeneration den besten Beweis für eine vitale öffentliche Dienstmentalität liefert. Bezogen auf vorliegendes Kooperations-thema meine ich die meiner Ansicht nach viel zu sehr haushaltbezogene Denkweise, der am Kooperationsvorhaben Beteiligten. Frei nach dem Motto dieser Veranstaltung „Jenseits von PISA – lernen mit Sinn(en) und Verstand“ möchte ich an letzteren in Form von drei Punkten appellieren und dabei einige praktische Ansatzpunkte benennen:

1. Zunächst einmal sollte auch zur Kenntnis genommen werden, dass in vielen jener Grundschulen, die sich bereits für das offene Ganztagskonzept entschieden haben, die Entscheidungen keineswegs nur immer einstimmig getroffen werden. Hier ist erhebliches Konfliktpotential zwischen Grundschullehrern und hinzukommenden ergänzenden Kräften prädisponiert, und dies zu einem Zeitpunkt, in dem das Projekt gerade einmal eine Woche gelaufen ist, vielleicht noch nicht einmal wirklich begonnen hat.
2. Die Musikschulen und die Laienverbände der Musik verfügen über musikalisch qualifizierte Personen. Doch sollte man sich ernsthaft fragen, welche Qualifikationen für die musikalische Ausbildung sechs- bis zehnjähriger Kinder sinnvoll ist. Erforderlich sind Perso-

nen, die über in erster Linie pädagogische Fähigkeiten verfügen, oder anders ausgedrückt: Gerade in der Grundschule sollte die pädagogische Eignung, die Fähigkeit mit Kindern umzugehen, in weitaus stärkerem Maße Berücksichtigung finden als das musikalische Können des Lehrenden.

Im Entwurf der Vereinbarung zwischen dem Landesmusikrat, dem Landesverband der Musikschulen, dem Ministerium für Schule, Jugend und Kinder und dem Ministerium für Städtebau, Wohnen, Kultur und Sport des Landes NRW über Musikangebote an offenen Ganztagsgrundschulen werden verschiedene Anforderungskriterien aufgezählt, aufgrund derer die musikpädagogische Qualität der zusätzlich Lehrenden sichergestellt werden kann. So sind im Abschnitt fünf des Entwurfs angeführt, ich zitiere, „in der Regel Diplom-Musikpädagogen, staatlich geprüfte Musiklehrer, andere Lehrkräfte und Orchestermusiker mit Lehrbefähigung Musik, Dirigenten und Chorleiter mit der Qualifikationsstufe C 3 sowie Musiker mit Abschluss eines berufsbegleitenden pädagogischen Lehrgangs an einer Bundes- oder Landesmusikakademie“.

Sieht man sich nun bei den Musikschulen und Laienmusikverbänden um, so stellt man unweigerlich fest, dass die Musikschulen wohl über ein weitaus größeres Potential an insbesondere pädagogisch ausgebildeten Kräften verfügen als es bei den Verbänden der Laienmusik der Fall ist. Nach Auffassung des DAS ist es ganz klar, dass die Musikschulen in weitaus stärkerem Maße als die Laienverbände an der faktischen Kooperation mit den Grundschulen beteiligt sein sollten. Der DAS stützt diese Sichtweise auch deshalb, weil angesichts der desaströsen Finanzlage der Städte Stellen an den Musikschulen gefährdet sind und das Konzept der offenen Ganztagschule zumindest zur Stabilisierung einiger Existenzen beitragen kann.

Der Bedeutung der Musikschulen im Kooperationsprojekt ist nicht zuletzt auch in der hinzugenommen Formulierung des Vereinbarungsentwurfs, Abschnitt vier, Rechnung getragen worden, hier heißt es, ich zitiere: „Bei der Planung, Organisation und Gestaltung des Musikangebotes im Ganztagsbereich sollte die besondere Kompetenz der Mitgliedsorganisationen des Landesmusikrates, insbesondere die des Landesverbandes der Musikschulen, beachtet und berücksichtigt werden“. Ich möchte diese Formulierung ausdrücklich hervorheben und die Unterstützung des DAS bekunden.

3. Für die Laienverbände der Musik sieht der DAS ein vergleichsweise geringes Potential

dessen, was zum offenen Ganztagschulprojekt beizusteuern wäre. Natürlich, gerade wurde es erwähnt, in ländlichen Gebieten, dort, wo Musikschulen nur selten oder gar nicht anzutreffen sind, könnten und sollten die Laienverbände unbedingt aktiv werden (insofern es nicht ohnehin der Fall ist); so ist es ja auch die dem Vereinbarungsentwurf zu Grunde liegende Absicht. Ist es aber mit dieser Absicht ernst gemeint, so sollten den Laienverbänden keine künstlichen administrativen Hürden in den Weg gestellt werden.

Faktisch ergibt sich nämlich als eine Konsequenz aus der Vereinbarung, wie ich gerade zitiert habe, dass nur solche Musiker der Laienverbände in den Grundschulen unterrichten dürfen, die über mindestens den sogenannten C3-Abschluss verfügen und einen zusätzlichen berufsbegleitenden pädagogischen Lehrgang durchlaufen haben, dessen Inhalte derzeit nicht einmal definiert sind. Ausnahmen stellen lediglich Chorleiter dar, die über langjährige Erfahrung im Kinder- und Jugendchorbereich verfügen, dies jedoch zu Zeiten als es noch keine C-Ausbildung gab. Solche Ausnahmen dürften in der Praxis tatsächlich die Ausnahme sein und bleiben bzw. immer stärker die Ausnahme werden. Die Laienverbände verfügen in der Regel nicht über diplomierte Musikpädagogen, staatlich geprüfte Musiklehrer usw., so dass für sie der C3-Abschluss zum Maß aller Dinge, zum entscheidenden Schlüssel der Zulassung von Laienmusikern zur Grundschule wird. Zwar ist die C3-Ausbildung unbestritten von musikalisch höchstem Wert, pädagogische Inhalte fehlen jedoch vollständig. Mit Blick auf das Ziel eines erweiterten qualifizierten Angebotes in Grundschulen wirkt die C3-Ausbildung disallokativ, weil sie lediglich Scheinanreize setzt. Hinzu kommen Punkte wie der, dass viele der C3-Musiker Berufschorleiter sind, die nicht selten acht, zehn oder sogar in Einzelfällen zwölf Chöre leiten und kaum die Zeit und Mühe aufbringen werden, auch noch in der Grundschule zu unterrichten. Es ist ferner nicht generell gewährleistet, dass die C3-Leute gerade auf dem Lande anzutreffen sind, also dort, wo ihr Einsatz vordringlich gewünscht ist.

Um es kurz zu machen, ich plädiere für die Streichung der C3-Klausel – oder zumindest für deren großzügige Auslegung – und bin der Auffassung, dass selbst die vom Ministerium für Schule, Jugend und Kinder getroffenen Regelungen zur offenen Ganztagschule gemäß Runderlass vom 12.02.2003 hinreichenden Spielraum für flexibles Handeln bieten; zusätzlicher Bestimmungen wie in die Vereinbarung aufgenommen bedarf es mei-

ner Meinung nach nicht. Unter Berücksichtigung der angesprochenen Punkte würde der DAS ausreichenden Gestaltungsspielraum sehen, um Lehrkräfte aus dem Bereich der Laienmusikverbände für das offene Ganztagsgrundschulprojekt sinnvoll und vor allem in praktikablem Umfang einzusetzen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

*Prof. Werner Rizzi:*

Danke, Hans Frambach. Ja, wie ist das mit den Qualitätskriterien? Gibt es Wortmeldungen?

*Prof. Bruno Tetzner:*

Das ist ja ein gewaltiges „Paket“, was Sie da geliefert haben; das man einmal aufschnüren muss. Zunächst einmal glaube ich nicht, oder wehre ich mich auch dagegen, dass Finanzknappheit unsere Überlegungen zum Konzept der offenen Ganztagsgrundschule maßgeblich bestimmt. Das zweite ist die grundsätzliche Frage, die wir heute nachmittag sicher auch noch stellen werden: Was passiert denn an den Nachmittagen? Ist es eine Verlängerung des Schulprozesses, des Lernprozesses, also der Schulsituation? Oder eine Verlagerung der Musikschulsituation dorthin? Oder ist es ein Wirken von gesellschaftlichen Kräften, musikalisch gesehen von Laienverbänden usw. in den Schulalltag hinein, um sozusagen die gesellschaftliche Wirklichkeit von außen in die Schule zu holen und die Schule nicht noch weiter „abzuschotten“?

Das sind zwar sehr zentrale Fragen, und vor diesem Hintergrund bin ich auch der Meinung, was Sie zum Schluss sagten, dass die Frage, wer denn an den Nachmittagen Angebote macht, auch von der Qualitätsfrage aus gestellt werden muss. Aber wenn man bedenkt, dass wir 6.000 öffentliche Schulen in Nordrhein-Westfalen haben und dass sich jetzt nach den Prognosen eine gewaltige Dynamisierung der offenen Ganztagschulen vollzieht, halte ich es für vollkommen ausgeschlossen, dass man sozusagen über das Nadelöhr Musikschule oder wie auch immer diese Fragen löst.

Es wird darauf hinauslaufen müssen, dass man Netzwerke schafft, und da ist sicher die Musikschule ein sehr zentrales und vermittelndes Werk. Aber wir werden alle Kräfte der Musikpädagogik, der Musikerziehung und auch der Laienmusik mobilisieren müssen, um überhaupt 1.000 der 2.000 sich öffnenden Schulen im Ganztagsbetrieb annähernd ansprechen zu können. Ich träume von einer Vielfalt von instrumentalen und von vokalen Angeboten. Ich halte es auch für legitim, dass möglicherweise Leiter von Chören und Ensembles, die hochtalentiert sind und Erfahrung haben, wenn auch keine pädagogische Ausbildung, dort wirken. Wir sollten uns nicht unnötige Einschränkungen auferlegen, aber sicher

von Leitzielen ausgehen. Das ist die größte Herausforderung, die wir im Bereich der Musikpädagogik seit den letzten dreißig bis fünfzig Jahren erleben! Wenn wir uns dieser Herausforderung nicht mit all unseren Kräften stellen, dann verpassen wir, glaube ich, eine musikpädagogische, eine musikpolitische Chance ersten Ranges.

Deshalb also haben wir Mut, seien wir tolerant, lassen wir zu, es wird sich – wie es damals vor fünfzig Jahren war – noch einfädeln. Die mich kennen wissen ja, dass ich den Musikschulverband mitgegründet habe, aus Leidenschaft, damals vor fünfzig Jahren. Aber ich erinnere gerne daran, dass wir damals keine ausgebildeten Musikpädagogen dafür hatten. Da war der Klavierlehrer, der holte sich eine Blockflöte, wie wir es vorhin gehört haben, und hatte oftmals nur eine Stunde Vorsprung vor seinen Schülern usw.; bald danach setzte dann der Qualifizierungsprozess ein. Das heißt, haben wir Mut, die offene Tür Schule zu durchschreiten und sagen nicht, geh du voran, ich kann nicht, ich verzichte darauf.

*Prof. Werner Rizzi:*

„Wer mit wem und wie“ ist ja die Frage, die Bruno Tetzner hier gerade in den Raum gestellt hat. Wie bekommen wir also den Spagat hin, zu dem gesamtgesellschaftlichen Entwurf, alle Kompetenzen auch wirklich zu nutzen angesichts der Ängste, die Schulmusiker haben, dass sie nämlich von „billigeren“ Musikschullehrern ersetzt werden, und diese wiederum von noch „billigeren“ Übungsleitern – das sind ja Ängste, die es überall gibt? Gibt es dazu Ideen, wie man diesen Spagat hinbekommen könnte, oder auch andere Wortmeldungen?

*Hubertus Schmalor:*

Eine Frage noch an Herrn Frambach, woher er weiß, dass an den meisten Grundschulen die Entscheidung für die offenen Ganztagsgrundschule an den Kollegien vorbeigelaufen ist.

*Dr. Hans Frambach:*

Ich habe von vielen Grundschulen gesprochen, nicht von den meisten, und zwar weiß ich das genau von sieben Ganztagsgrundschulen aus dem Ruhrgebiet, mit deren Lehrern ich selber gesprochen habe, und die sich dafür entschieden haben.

*Rolf Keßler:*

Darf ich dazu etwas sagen? Es ist so, dass die Stadt, bevor ich überhaupt offene Ganztagsgrundschule werden kann, a) ein Konzept verlangt und b) einen Beschluss der Schulkonferenz. In der Schulkonferenz sitzen paritätisch Eltern und Lehrer, d.h. das Procedere ist folgendes: Es gibt eine Lehrerkonferenz, die sich mehrheitlich dafür aussprechen muss, es gibt eine Elternpflegschaft, wo man sich mehrheitlich dafür aussprechen muss, und die stellen beide

ein Votum an die Schulkonferenz; die beschließt das dann. Dann stellt man den Antrag an den Schulträger, und der sagt dann ja. Das ist Gesetz, das kann keine Schule brechen, und wenn es irgendeine Schule gibt, wo der Schulleiter das macht, tut der mir leid. Denn wie Herr Prof. Tetzner sagte, es geht nur, wenn das ganze Umfeld mitzieht, nicht nur die Schule, nicht nur die Lehrer, sondern auch das Umfeld, also Musikverbände, Sportvereine, das ist wichtig.

*Dr. Hans Frambach:*

Das ist natürlich ein schlagendes Argument. Ich komme nicht aus der Grundschule, sondern von der Universität. Möglicherweise habe ich gerade immer mit den Leuten gesprochen, die in der Entscheidung dagegen gewesen sind, aber ich habe mit vielen gesprochen. Ich weiß nicht, welche Besetzung eines Lehrerkollegiums zu einer Schulkonferenz notwendig ist, aber ich habe nun einmal diese negative Einschätzung gehört, und zwar von Schulen, die sich dafür entschieden haben, von denen mal gar nicht zu reden, die sich dagegen entschieden haben, und es haben sich, denke ich, sehr viele dagegen entschieden oder sind erst einmal in eine abwartende Haltung gegangen. Der Meinung, dass die Grundschulen jetzt Feuer und Flamme sind, kann ich mich nicht anschließen, es gibt da ziemliche Vorbehalte, die ich empirisch nicht belegen kann. Die erheblichsten Vorbehalte, glaube ich, kommen von den Grundschulen selbst.

*Prof. Werner Rizzi:*

Das ist ein Einwurf, wir haben aber auch andere Beispiele gehört, sehr deutlich heute morgen. Weitere Wortmeldungen?

*Ernst L. Schmid:*

Ich möchte gerne noch etwas zu der Frage des Qualitätsstandards der von extern kommenden Unterrichtenden in diesem Ganztagsgrundschulprojekt sagen. Es sind ja z.B. immer wieder diese Qualifikationsstufen C und B usw. angeklungen. Auf der anderen Seite hat Herr Prof. Tetzner darauf hingewiesen, dass man auch zu Beginn des VdM zuerst einen Pool von Leuten hatte, die an der Sache interessiert waren und die versucht haben, den Wagen erst einmal in Bewegung zu setzen, und dass sich erst dann Qualitätsstandards entwickelt haben, und zwar ziemlich strenge Qualitätsstandards. Diese Qualitätsstandards sind in der Zeit, seit ich Musikschule beobachte, eigentlich immer mehr gewachsen, so dass der Anteil der Lehrer, die heute an den Musikschulen tätig sind und keinen Diplomstudiengang absolviert haben, im Verhältnis zu früher immer mehr abgesunken ist. Man muss also sehen, dass die Qualitätsstandards gewachsen sind. Herr Rizzi hat gerade das Problem angesprochen, wie bringt man einerseits Lehrer der allgemein bildenden Schulen mit ihren fachlichen Ab-

schlüssen und Staatsexamina und auf der anderen Seite die Lehrenden, die nun von Musikschulen und aus der Laienmusik beispielsweise kommen, zusammen. Da muss man schon darauf achten, dass das auch von der Qualität her zusammenpasst, dass dort eine Balance entsteht. Vielleicht kann man das Projekt, wie Sie es sagten, Herr Tetzner, so anfangen, dass man es relativ offen beginnt, aber parallel zu diesem offenen Beginn schon versucht, bestimmte Mindestqualitätsstandards in Gremien festzulegen und dann weiterzuentwickeln. Wir jedenfalls von der Landesmusikakademie sind gerne bereit, daran mitzuarbeiten und auch mitzuwirken, dass solche Qualitätsstandards dann auch umgesetzt werden können.

*Prof. Werner Rizzi:*

Dankeschön. Hanna Krieger hat noch ein kurzes Statement für den Deutschen Tonkünstlerverband NRW vorbereitet.

*Hanna Krieger:*

Ich würde gerne noch ein paar Worte zu den Freiberuflern sagen. Es ist bisher viel von Kooperationen mit verschiedenen Partnern und speziell mit den kommunalen Musikschulen geredet worden. Das ist alles wunderbar, aber wir haben in der heutigen Situation ja viele Freiberufler, und ein großer Teil dieser Freiberufler sind Mitglieder im Deutschen Tonkünstlerverband. Ich stehe hier für den Landesverband. Von über tausend Mitgliedern sind etwa zwei Drittel freiberuflich tätig, unter Umständen mit Honorarverträgen der Musikschulen, aber im Wesentlichen freiberuflich. Diese Kollegen, ob sie nun als Einzelpädagogen oder auch im Arbeitskreis der Leiter der freien Musikschulen im DTKV Nordrhein-Westfalen arbeiten, haben gleichmäßig Probleme geäußert, ich habe mich darüber informiert. Es ist natürlich für die Zukunft wünschenswert, dass wir Möglichkeiten finden, diese Probleme zu überwinden. Eine Aussage ist die, dass Schulen bevorzugt mit städtischen Musikschulen zusammenarbeiten, weil dort unter Umständen keine Zusatzkosten entstünden. Wir haben ja auch Unterschiedliches dazu gehört. Dann wünscht man sich Kooperationsregeln, Regeln und Pflichten bei einer möglichen Zusammenarbeit.

Zu den Freiberuflern kann man sagen: Wir garantieren erstens Qualitätsstandards, weil wir – ich kann Ihnen das Aufnahmeformular geben – bei der Aufnahme der Mitglieder einen Standard verlangen, ein abgeschlossenes Studium; falls Seiteneinsteiger Mitglied werden möchten werden, werden sie von Kollegen aus Musikhochschulen überprüft oder sie müssen die Professionalität durch Referenzen, zum Beispiel Kritiken, nachweisen. Also der Qualitätsstandard ist gewährleistet. Gewährleistet ist auch ein zweiter Punkt, der für viele Veranstalter ein Problem ist,

die Versicherungen. Unsere Mitglieder sind durch Gruppenversicherungen mit der Berufshaftpflicht sowie der Veranstaltungshaftpflicht versichert. Das ist ein Punkt, bei dem wir alle Kooperationspartner beruhigen können.

Ich möchte noch ein kleines Wort zur Universität sagen, ich bin an der Bergischen Universität in Wuppertal tätig. Da sind jetzt die ersten Kirchenmusiker auf uns zugekommen, die gerne Fortbildung im didaktischen Bereich betreiben möchten und auch ganz speziell im Stimmbildnerischen. Da entsteht also Zusammenarbeit; wir sind jetzt in der Überlegung, wie das Ganze aussehen soll. Die Bergische Universität bereitet außerdem in Verbindung mit der Musikhochschule Wuppertal einen Studiengang vor, dessen Ziel es ist, Musikpädagogen auszubilden, die gleichermaßen für den Musikunterricht in der Grundschule wie für die musikalische Grundausbildung qualifiziert sind. Das Konzept dazu wird wahrscheinlich Mitte Oktober 2003 vorliegen.

Als letztes will ich noch ein Beispiel anführen, das mir durch einen früheren Studenten bekannt ist, der jetzt gerade sein Referendariat am Bonhoeffer-Gymnasium in Hilden abgeschlossen hat. Dort ist vor einem Jahr eine Talentförderklasse Musik eingerichtet worden, er berichtet sehr ausführlich in seiner Staatsarbeit darüber. Es geht darum, dass sich Schüler vom 5. bis 7. Schuljahr – also für drei Jahre – verpflichten, ein Orchesterinstrument durch Instrumentalunterricht zu erlernen, der neben der Schule läuft. In der Schule werden drei Stunden Musikunterricht angeboten, und zwar zwei Stunden Orchesterarbeit in Verbindung mit Musiktheorie und eine Stunde Chorarbeit. Er beschreibt das sehr ausführlich. Wer sich dafür interessiert, kann von mir die Adresse bekommen. Herzlichen Dank.

*Dr. Heike Stumpf:*

Herr Meyersick vom Bundesverband der privaten Musikschulen hatte sich noch gemeldet.

*Harald Meyersick:*

Ich möchte an meine Vorrednerin anknüpfen und noch darauf hinweisen, dass es in der Rahmenvereinbarung, Punkt 4, heißt: „Angebote von öffentlichen Musikschulen und gemeinwohlorientierten Trägern haben bei der Durchführung außerunterrichtlicher musikpädagogischer Angebote Vorrang vor Angeboten anderer Anbieter“. Wenn wir jetzt dieses Konzept offene Grundschule – was auch Prof. Tetzner sagte, jetzt können wir öffnen – von vornherein schon wieder schließen, indem wir sagen, es haben nur bestimmte Anbieter die Möglichkeit, in diesen Bereich zu gehen, weiß ich nicht, ob wir da auf dem richtigen Weg sind. Wir sollten eher den Weg der Qualifikation wählen. Man sieht, die DTKV-Leute sind alle hochqualifiziert, in unserem Verband sind auch alle hochqualifiziert, unsere Aufnahme-

richtlinien besagen, dass jeder Lehrer, der an einer bdpm-Schule arbeitet, eine entsprechende Qualifikation haben muss. Insofern sollte man bei Fortschreibungsbedarf dieser Rahmenvereinbarung, das ist ja demnächst geplant, noch einmal über eine andere Wortwahl nachdenken.

*Prof. Werner Rizzi:*

Dankeschön, also behalten sie auch die freien Musikschulen und die Musiklehrerinnen und -lehrer im DTKV im Kopf. Vielleicht ist es auch für die Träger interessant, dass nicht nur die Verbände, die wir bis jetzt immer gehört haben, sondern auch jene Personal für solche Projekte bereitstellen können, und jedem wird es selbst überlassen sein, seine Qualitätsmaßstäbe dann in der Schule und in den Konferenzen mit den Eltern zu bestimmen.

### **Alles im Rahmen:**

#### **Richtlinien und Vereinbarungen**

- *Vereinbarung zu den Grundsätzen über die Bildungsarbeit der Tageseinrichtungen für Kinder*
- *aktueller Stand zur offenen Ganztagsgrundschule (OGGS) / Rahmenkooperationsvereinbarung der Ministerien für Schule und Kultur mit dem Landesmusikrat und dem Landesverband der Musikschulen NRW für die OGGS*

**(Ltd. MR Bernt-Michael Breuksch,  
Ministerium für Schule, Jugend und Kinder  
NRW, Düsseldorf)**

*Bernt-Michael Breuksch:*

Meine sehr geehrten Damen und Herren, für die Einladung zu Ihrer Fachtagung bedanke ich mich ganz herzlich. Ich freue mich, Ihnen aus der Sicht der Landesregierung darstellen zu dürfen, wie wir uns die Weiterentwicklung der Bildungsarbeit in den Kindertageseinrichtungen vorstellen, was wir dazu bereits veranlasst haben, was wir dazu verabredet haben. Im zweiten Teil meiner Ausführungen werde ich Ihnen dann in den Grundzügen des Projekt "offene Ganztagsgrundschule in Nordrhein-Westfalen" vorstellen.

Doch zunächst zu den Kindertageseinrichtungen, insbesondere zum Kindergarten. Der Kindergarten hat, wie viele von Ihnen wissen, nach dem Gesetz über Tageseinrichtungen für Kinder – das ist ja die Grundlage für das Handeln in diesem Aufgabenfeld bei uns in Nordrhein-Westfalen – einen gesetzlichen Bildungsauftrag. Diesen Bildungsauftrag wollen wir mit dieser Rahmenvereinbarung, die ich Ihnen gleich in ihren Grundzügen vorstellen möchte, stärken.

Eine zweite Kernaussage ist nach § 1 des Kinder- und Jugendhilfegesetzes, dass jedes Kind Anspruch auf Förderung der Entwicklung seiner Persönlichkeit hat. Was wir im Elementarbereich machen, sage ich immer, ist in erster Linie zielorientiert und nicht so sehr ergebnisorientiert. Es geht um die Stärkung der Persönlichkeit des Kindes.

Der nächste wichtige Punkt: Diese Aufgabe, die die Tageseinrichtung für Kinder hat, ist eingebettet in die Trias von Bildung, Erziehung und Betreuung. Man kann hier einzelne Elemente nicht herauslösen. Es liegt also ein ganzheitliches Aufgabenverständnis zu Grunde, das der Kindergarten und das die Kindertageseinrichtung hat.

Wir wollen uns mit der Bildungsvereinbarung auf den Altersausschnitt der Kindergartenkinder konzentrieren und im Rahmen dessen eine weitere Schwerpunktsetzung auf das letzte Jahr vor der Einschulung vornehmen. Das ist etwas, das in der Vorbereitungsphase und in den diversen Einführungsworkshops, die wir durchgeführt haben, immer wieder stark kritisiert worden ist. Denn die Kindertageseinrichtung ist ja gerade eine Institution, die eine wesentlich größere Altersspanne umfasst. Aber man muss andererseits sehen, dass in der Wissenschaft, wenn es darum geht, Bildungsziele zu beschreiben und Hinweise zu geben, wie man systematische Bildungsarbeit mit kleinen Kindern machen kann, diese Arbeit noch nicht so weit gediehen ist. So ist der Bereich der unter Dreijährigen jedenfalls nicht so systematisch erforscht wie der Bereich der Kindergartenkinder. Die Schwerpunktsetzung auf das letzte Jahr vor der Einschulung ist natürlich auch ein großes Stück fachlichpolitisch motiviert. Es soll betont werden, dass es Aufgabe des Kindergartens ist, auch auf die Schule vorzubereiten.

Alles, was wir möchten, dass es die Tageseinrichtungen tun, kann nur in enger Zusammenarbeit mit den Eltern getan werden. In der Bildungsvereinbarung ist also noch einmal ganz deutlich hervorgehoben, wie wichtig gerade dieser Aspekt für die Arbeit in den Tageseinrichtungen und für eine erfolgreiche pädagogische Arbeit ist.

[Breuksch erläutert im weiteren anhand seiner Power Point Präsentation:

**Fundament stärken und erfolgreich starten. Bildungsvereinbarung NRW]**

*Bildungsvereinbarung NRW: Instrumente*

Bevor wir uns die Instrumente der Bildungsvereinbarung anschauen, einige Vorbemerkungen. Die Bildungsvereinbarung haben die Ministerin

für die Landesregierung, die Spitzenverbände der öffentlichen und freien Wohlfahrtspflege, also die Trägerverbände, und die beiden kirchlichen Büros für die jeweils dahinter stehenden beiden Kirchen im Juli unterzeichnet. Sie ist zum 1. August 2003 in Kraft getreten, d.h. sie ist jetzt für das neue Kindergartenjahr wirksam, das vor einigen Tagen angefangen hat.

Die Bildungsvereinbarung gliedert sich in zwei Teile. Es gibt den eigentlichen Vereinbarungstext, und es gibt eine Handreichung. Das ist ein relativ kurzer, knapper Vereinbarungstext, wenn ich das bundesweit mit anderen Ländern vergleiche. In Bayern z.B. arbeitet man daran, ein Werk von rund dreihundert Seiten zu erstellen. In Nordrhein-Westfalen haben uns auf die Grundlagen, die grundsätzlichen Aussagen beschränkt. D.h. diese Bildungsvereinbarung ist insgesamt nur ein Werk von rund 15 Seiten, der eigentliche Vereinbarungstext sind fünf bis sechs Seiten. Es schließt sich ein Teil an, den wir „Handreichung zur Entwicklung trügerspezifischer oder einrichtungsspezifischer Bildungskonzepte“ genannt haben. Darin wird auch gleichzeitig ein konzeptioneller Grundsatz klar, dass wir hier eben keine Anweisung geben, wie pädagogische Arbeit in den Kindergärten zu erfolgen hat, sondern dass die Bildungsvereinbarung einen Prozess anregen soll, Bildungsarbeit im Kindergarten weiter zu entwickeln.

Ein Instrument der Bildungsvereinbarung ist, dass jede Tageseinrichtung einen Bildungsplan erstellt, der sich natürlich, sonst hätte das Ganze keinen Sinn gemacht, an dieser Bildungsvereinbarung orientiert. Ein weiteres Instrument sind die so genannten Bildungsberichte oder -dokumentationen, und zwar für jedes Kind. Jetzt muss man sich darunter keine Personalakte eines Kindes vorstellen, darunter muss man sich auch kein Zeugnis vorstellen. Die Idee ist aber, dass kontinuierlich, ohne dass wir irgendetwas an der Stelle vorgeben, die Entwicklung des Kindes, insbesondere die positive Entwicklung des Kindes, dort dokumentiert wird.

Das wird übrigens, als eine Information am Rande vielleicht, im Augenblick auch vom Deutschen Jugendinstitut überprüft. Das sind Ideen, die teilweise aus anderen Ländern, in diesem Fall aus dem neuseeländischen Raum, auf uns überschwappen. Ob das wirklich im Detail alles so übertragbar ist, soll das Deutsche Jugendinstitut prüfen. Wir haben es hier jedenfalls für richtig gehalten, den Tageseinrichtungen zu sagen: Ihr beobachtet die Kinder, ihr wisst auch ganz genau, dass die Beobachtung ein wesentliches Handwerkszeug ist, und ihr müsst das, was ihr beobachtet und welche Schlüsse ihr daraus zieht, aber auch verschriftlichen. Nur ein solches Vorgehen ermöglicht eine Reflexion des pädagogischen Handelns. Nur so hat auch das Kind etwas davon.

Der letzte Punkt, wenn man auf die Instrumentenebene guckt, ist die interne Evaluation. Wir haben hier eine Selbstverpflichtung zu einer internen Evaluation der Bildungsarbeit in den Kindergärten erreicht.

#### *Bildungsvereinbarung NRW: fünf Selbstbildungspotentiale*

Bei der Formulierung der Bildungsvereinbarung haben wir uns von einem Grundgedanken leiten lassen, wie ihn Gerd Schäfer, Universitätsprofessor in Köln, formuliert hat. Gerd Schäfer hat an der Bildungsvereinbarung sehr maßgeblich mitgearbeitet. Er sagt, Bildungspotentiale der Kinder sind in erster Linie ihre Wahrnehmungserfahrungen, ihre Fähigkeit, das, was sie tun, in einem sozialen Austausch abzustimmen, mit Neugier, Vorstellung und Fantasie ihre Welt zu erforschen, sich Bilder und Theorien von der Welt zu machen und diese Bilder mit sprachlichen Mitteln oder auch mit naturwissenschaftlichen, mathematischen Mitteln zu denken, also zu formulieren, auszudrücken. In die Bildungsvereinbarung sind hieraus abgeleitet fünf Selbstbildungspotentiale eingeflossen:

- Differenzierung von Wahrnehmungserfahrung
- innere Verarbeitung
- soziale Beziehungen und Beziehungen zur sachlichen Umwelt
- Umgang mit Komplexität
- forschendes Lernen

Wichtig ist: Diese Bildungspotentiale sollen nicht trainiert werden! Es geht nicht darum, die einzelnen Entwicklungspotentiale des Kindes einzuüben. Es geht darum, Bildungsprozesse zu gestalten und dabei diese Entwicklungspotentiale ins Auge zu fassen. Besonders gut würde das nach unserer Überzeugung gelingen, wenn das herausfordernde Thema gleichzeitig mehrere dieser Potentiale anspricht.

#### *Bildungsvereinbarung NRW: vier Bildungsbereiche*

Woraus sollen für diese Bildungsarbeit die Themenstellungen genommen werden? Die Bildungsvereinbarung nennt vier Bildungsbereiche:

- Bewegung
- Spielen und Gestalten; Medien
- Sprache(n)
- Natur und kulturelle Umwelt

Das ist keine abschließende Aufzählung, das haben wir ausdrücklich so formuliert. Es hat in der Schlussphase durchaus eine intensive Diskussion gegeben, ob z.B. die religiöse Bildung als Bildungsbereich ausgewiesen werden soll. Wir haben davon abgesehen, da dazu eine ausgearbeitete Handreichung noch nicht vorlag. Auch

dadurch entscheidet sich der NRW-Entwurf von Entwürfen in anderen Bundesländern. Aber ich betone nochmals: Es ist keine abschließende Aufzählung vorgesehen. Und das auch deswegen, weil Gerd Schäfer uns gesagt hat, dass für den Bereich der Kindertageseinrichtungen noch nicht hinreichend ausdifferenzierte weitere Bildungsbereiche vorliegen. Die Bildungsbereiche, die wir vereinbart haben, sind die zentralen. Zu diesen zentralen Bereichen liegen Handreichungen vor, die den Einrichtungen als eine Empfehlung für eine mehr systematische Bildungsarbeit als bisher an die Hand gegeben werden können. Eine der wichtigsten konzeptionellen Grundaussagen für unsere Bildungsvereinbarung ist, dass frühkindliche Bildung mit der Geburt beginnt. Wir sprechen deshalb von „Selbstbildungspotentialen“. Diese Prozesse müssen aber durch das Bereitstellen einer bildungsfördernden und Themen herausfordernden Umgebung gestaltet werden. Und das ist auch ein Punkt, wo frühmusikalische Erziehung immer eine erhebliche Rolle spielt.

Natürlich ergibt sich hier eine Fragestellung, die man kritisch an die Bildungsvereinbarung richten kann. Und gerade aus Ihrer Sicht könnte ich das verstehen, wenn Sie fragen: Warum ist die Musik als Bildungsbereich nicht aufgeführt? Im Augenblick kann ich nur sagen, dass es möglich ist, dass in einer Überarbeitung dieser Bildungsvereinbarung ein solcher Bildungsbereich doch noch aufgenommen wird. Wir haben ein Bildungsprojekt zur Implementation dieses Prozesses gestartet. Den Auftrag hat Gerd Schäfer, gemeinsam mit dem sozialpädagogischen Institut in Köln, erhalten. Der Auftrag richtet sich auch auf die Weiterentwicklung dessen, was ich Ihnen gerade vorgestellt habe. Und es ist aus unserer Sicht nicht ausgeschlossen, dass sich der Katalog der Bildungsbereiche erweitern wird, wenn wir dazu auch konkrete Handreichungen für die Arbeit der Tageseinrichtung geben können.

#### *Bildungsvereinbarung NRW: Übergang in die Grundschule*

Die Bildungsvereinbarung sagt natürlich auch etwas aus der Sicht der Tageseinrichtung zum Übergang in die Grundschule. Gemeinsam mit der Schulabteilung unseres Hauses sagen wir deutlich: Es gibt eine gemeinsame Verantwortung für die Gestaltung eines kontinuierlichen Bildungsprozesses, der im Elementarbereich beginnt und der sich in der Grundschule fortsetzen soll. Für diese Zusammenarbeit ist z.B. die Bildungsdokumentation, von der ich vorhin gesprochen habe, wichtig. Wichtige Elemente sind weiterhin gegenseitige Besuche und Hospitationen des Fachpersonals, gemeinsame Weiterbildungen und gemeinsame Einschulungskonferenzen.

Es gibt einen schon recht alten Erlass aus dem Jahr 1988, der gemeinsam vom Jugendministerium und vom Schulministerium – die Bezeichnungen waren damals noch anders – verfasst worden ist, wo sehr viel von dem, was wir jetzt umgesetzt haben, schon aufgezeigt ist. Dieser soll in der nächsten Zeit überarbeitet werden und die neuen Erkenntnisse bündeln. Soweit zur Bildungsvereinbarung.

[Breuksch erläutert im weiteren anhand seiner Power Point Präsentation:

***Auf dem Weg zum Haus des Lernens. Die offene Ganztagsgrundschule in NRW***

*Die offene Ganztagsgrundschule:  
Grundlage Erlasse vom 12. Februar 2003*

„Haus des Lernens“ ist der Begriff, mit dem wir die offene Ganztagsgrundschule umschreiben. Ich möchte einleitend feststellen, dass der Zug ins Rollen gekommen ist, trotz einiger Unkenrufe, die Anfang des Jahres noch ganz deutlich zu vernehmen waren. 236 Ganztagsgrundschulen sind jetzt „ans Netz gegangen“, haben ihre Arbeit in der neuen Konzeption aufgenommen. Die Kooperationsvereinbarungen, die wir mit Sport und Musik formuliert haben, sind weitere Indizien dafür, dass der Zug Geschwindigkeit aufgenommen hat.

Die Grundaussagen zur offenen Ganztagsgrundschule sind in unserem Erlass vom 12. Februar 2003 enthalten. Eigentlich sind es zwei Erlasse, einmal mehr die Fördertechnik und einmal mehr die Grundlagen betreffend. Das Land möchte gemeinsam mit den Kommunen, den Kirchen, der freien Jugendhilfe und auch anderen Partnern vor Ort die vorhandene Angebotsstruktur – die Horte in den Kindertageseinrichtungen, die vielen Angebote der Ganztagsbetreuung für Schulkinder, die die beiden Ministerien im Laufe der letzten Jahre geschaffen haben, Schülertreff, verlässliche Grundschule von 8 bis 1, die ergänzenden Programme dazu, so dass eine Ausdehnung in den Nachmittag möglich ist – unter dem Dach von Schule zusammenführen, wobei das nicht räumlich, sondern mehr organisatorisch gemeint ist. Dabei soll dieses Angebot qualitativ, aber auch, das sage ich ganz deutlich, quantitativ ausgebaut werden, wobei wir uns selbstverständlich einen mittelfristigen Prozess vorstellen. Frau Ministerin Schäfer hat im Landtag anlässlich einer Debatte „Zukunft der Horte?“ deutlich gesagt, dass sie erreichen möchte, dass 2007 die bisherigen Parallelstrukturen aufgegeben werden können.

Was in diesen Erlassen festgehalten ist, ist natürlich ein Rahmen, ein Rahmen, der vorgegeben wird und der vor Ort ausgefüllt werden muss.

Man hat in Diskussionen mit uns immer wieder eingefordert, wir müssten für die Bildungsarbeit am Nachmittag in der offenen Ganztagsgrundschule Curricula entwickeln. Wir haben deutlich gesagt, dass wir das nicht machen. Ich bin davon überzeugt, dass nur die offene Ausgestaltung, die wir gewählt haben, den Anstoß für eine bedarfsgerechte Ausgestaltung der Ganztagsgrundschule vor Ort ermöglicht.

*Die offene Ganztagsgrundschule:  
Die Ziele der Landesregierung*

Was sind die Ziele? Mehr Plätze, um zur besseren Vereinbarkeit des Familien- und des Berufslebens einen Beitrag zu leisten, aber auch mehr Chancengleichheit für das einzelne Kind. Und da spreche ich noch einmal den Hort an. Wir haben in der Kindertageseinrichtungen 44.000 Plätze für Schulkinder. Wir gehen aber davon aus, dass etwa 200.000 Kinder einen Bedarf für eine Betreuung im Anschluss an den Unterricht in der Schule haben. Nun ist zwar für die Kinder, die einen Hortplatz haben, dieses ein ganz hervorragendes Angebot. Dieses Angebot kann aber im notwendigen Umfang nicht ausgebaut werden und wird auch von den Verantwortlichen vor Ort so nicht akzeptiert. Deswegen ist das, was wir hier wollen, auch nach unserem Verständnis ein Beitrag zu mehr Chancengleichheit für das einzelne Kind.

Verbunden damit ist auch mehr Bildungsqualität und vor allen Dingen – deswegen „Haus des Lernens“ – auch die Vorstellung, ein Angebot „aus einem Guss“ zu schaffen. Das war ja auch einer der Kritikpunkte, dem wir noch vor kurzem ausgesetzt waren, als Jugendhilfe und Schule, und zwar jeder in seinem Bereich, einzelne weitere Programme entwickelten. Das Ausbauziel habe ich Ihnen aufgezeigt: 200.000 Plätze ist das Ziel, das wir 2007 erreichen wollen.

*Die offene Ganztagsgrundschule: Eckpunkte*

Das Konzept „offene Ganztagsgrundschule“ ist mehr als Schule. Es ist die Bündelung der Kräfte von Schule, Jugendhilfe und weiteren Angeboten vor Ort. Offene Ganztagsgrundschule ist eine offene Veranstaltung, d.h. sie ist freiwillig, was die Teilnahme der Gemeinde, also des Schulträgers, angeht. Sie ist freiwillig, was die Teilnahme des einzelnen Kindes angeht. Die offene Ganztagsgrundschule ist etwas anderes als die bisherige Grundschule. Das wird dadurch deutlich, dass wir hier auf multiprofessionelle Teams abzielen, und das haben wir ja auch in der Kooperationsvereinbarung mit Ihnen aufgegriffen. Da sind Lehrer und Sozialpädagogen tätig, aber auch – eigentlich, möchte ich deutlich sagen – ehrenamtlich Eltern und Praktikanten.

Derzeit sind wir in der Phase der Konzeptionierung, wie die Einführung der offenen Ganztagsgrundschule wissenschaftlich begleitet werden kann. Wir sind im Gespräche mit vier Instituten: dem sozialpädagogischen Institut in Köln, dem Schulinstitut in Soest, dem Institut für soziale Arbeit in Münster und dem Deutschen Jugendinstitut, Forschungsarbeit, Universität in Dortmund. Auch wenn die Finanzierung noch gesichert wird, ist unsere Vorstellung klar, dass die Einführung der offenen Ganztagsgrundschule wissenschaftlich begleitet werden.

#### *Die offene Ganztagsgrundschule: Rahmenvereinbarung*

Zum Abschluss noch ein Wort zur Rahmenvereinbarung. Sie wissen, das Schul- und Jugendministerium hat diese gemeinsam mit dem Kulturministerium, dem Landesmusikrat und dem Landesverband der Musikschulen geschlossen. Kurz vor den Sommerferien war die feierliche Unterzeichnung in einem sehr fröhlichen, aufgelockertem Rahmen in einer heute offenen Ganztagsgrundschule. Es geht hier natürlich darum, außerunterrichtliche musikpädagogische Angebote für möglichst alle Kinder, die an der offenen Ganztagsgrundschule teilnehmen, bereitzustellen. Diese Rahmenvereinbarung ist eine Art Grundlage für die Verträge, die dann von den Akteuren vor Ort mit der Schule abzuschließen sind.

Was ganz wichtig ist und was vorher auch ganz intensiv diskutiert wurde, ist die Frage des Vorrangs der Angebote von Musikschulen gegenüber anderen freien Anbietern. Damit sind die freigewerblichen Anbieter gemeint. Die Regelmäßigkeit ist auch etwas ganz Wichtiges und zählt mit zu den Eckpunkten: Musikalische Früherziehung soll regelmäßig stattfinden, und zwar möglichst mehrfach in der Woche. Die Schule stellt die Räume zur Verfügung. Die Frage der Instrumente klärt sich vor Ort. Sie werden unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Und auch an dieser Stelle, glaube ich, ist die gemeinsame Verpflichtung zu einer Qualitätsentwicklung dieses Angebotes ganz wichtig.

12.000 Kinder kommen jetzt in den Genuss des Angebotes der offenen Ganztagsgrundschule, in 74 Gemeinden. Ich denke, das ist ein guter Einstieg. Nach allem, was wir hören, werden es im nächsten Jahr deutlich mehr Schulen werden. So weit aus meiner Sicht der Überblick. Sie finden zu all den Themen, die ich heute angesprochen habe, weitere Informationen unter der Adresse [www.bildungsportal.nrw.de](http://www.bildungsportal.nrw.de). Recht herzlichen Dank.

#### *Hans-Martin Schlebusch MdL:*

Herr Breuksch, Sie haben von der Bildungsvereinbarung für Tageseinrichtungen für Kinder gesprochen und als ein pädagogisches Ziel im Vorschulalter „Natur und kulturelle Umwelt“ genannt; ob sich daraus möglicherweise „Musik“ ergibt, haben Sie offen gelassen. Jetzt frage ich Sie, da muss sich doch auch etwas in den Ausbildungsplänen für die Erzieher ändern und entsprechend in den Grundschulen fortgesetzt werden! Das war ein lebhaftes Thema heute beim Mittagessen. Können Sie etwas dazu sagen?

#### *Bernt-Michael Breuksch:*

Die Fortsetzung in den Grundschulbereich hinein ist noch nicht abschließend geklärt. Ich kann Ihnen also heute noch nicht sagen, wie sich die Prinzipien der Bildungsarbeit im Kindergarten in der Grundschule fortsetzen werden und welche Veränderungen es in der Ausbildung der Lehrer geben wird. In der Ausbildung zur Erzieherin, also in der Fachschulausbildung, wird es Veränderungen geben. Der Lehrplan ist in der Überarbeitung. Der erste Entwurf, der Anfang des Jahres vorlag, ist zurückgestellt worden, weil der Prozess der Bildungsvereinbarung noch einfließen sollte. Die Überarbeitung ist jetzt erfolgt. Die Fachabteilung geht davon aus, dass Ende des Jahres der zweite Entwurf vorliegt.

#### *Prof. Werner Rizzi:*

Ist da nicht ein Widerspruch zu der Offenheit zu sehen, die jetzt dargestellt wird? Es kann dies sein, es kann Natur, Kultur sein, man muss mal sehen, es gibt alle Möglichkeiten, und gleichzeitig sagt man, wir verändern den Lehrplan für die Erzieherausbildung. Also wohin wird er denn dann verändert, wenn das noch so unkonkret bleibt?

#### *Bernt-Michael Breuksch:*

So unkonkret ist es ja nun auch nicht. Ich habe gesagt, dass es sicherlich noch Weiterentwicklungsbedarf bei der Bildungsvereinbarung gibt, da haben Sie Recht. Dieser neue Lehrplan wird, wenn die Planung sich so vollzieht wie es vorgesehen ist, zum nächsten Schuljahr probeweise in Kraft treten. Ich glaube, der letzte Lehrplan war fünf oder sechs Jahre in der Probephase, bevor er dann endgültig festgeschrieben wurde. Ich gehe also davon aus, dass wir parallel noch weiter Einfluss nehmen können.

#### *Thomas Rietschel:*

Ich möchte jetzt doch noch einmal fragen: Sie haben gesagt, die Musik kommt vielleicht später noch einmal mit hinein. Ich habe die Handreichung zur Entwicklung träger- und einrichtungsspezifischer Bildungskonzepte gelesen, in dem ganzen Papier tauchen zwar immer wieder Beschäftigungen wie „bildnerisches Gestalten“, „Malen“ oder sonstiges auf; aber selbst in dem Bereich „Bewegung“ wird mit keinem einzigen

Wort auf Musik eingegangen. Später in dem Bereich „Sprache(n)“ wird erwähnt, dass man u.a. auch Medien wie Lieder und Tonkassetten verwenden könnte. Ich muss sagen, das ist nun für mich – möglicherweise habe ich ja die Brille desjenigen auf, der aus dem Musikbereich kommt – unverständlich. Ich glaube, ich muss Ihnen auch nicht sagen, wie viele Untersuchungen es gibt, die deutlich machen, wie wichtig und prägend für Kinder frühzeitige Beschäftigung mit Musik ist. Da wundert es mich schon sehr, dass dies hier überhaupt keine Erwähnung findet. Ich habe dann schon die Sorge, dass praktisch der gesamte Bereich der musischen Bildung, wenn dieses hier schon die Handreichung sein soll, völlig herausfällt.

*Bernt-Michael Breuksch:*

Das glaube ich nicht. Wenn ich die Praxis von Kindertageseinrichtungen sehe, würde ich sagen, ist diese Sorge letztendlich völlig unberechtigt. Es wird solche und solche Einrichtungen geben, aber jedenfalls eine ganze Reihe, die Musik als selbstverständliches Instrument der Bildungsarbeit ansehen. Ich habe ja gesagt, das Ganze ist jetzt, wenn Sie so wollen, in einem Gesamtprozess ein erster Schritt, ein erster wichtiger Schritt. Das hat auch politische Gründe, dass wir jetzt diesen ersten Schritt machen und nicht erst in eine langfristige Diskussion eingetreten sind. Die Diskussion, ob das, was wir jetzt als die wesentlichen Elemente von Bildungsarbeit in Kindertagesstätten herausgestellt haben, abgeschlossen ist, hätte man so führen können, dass wir dann in drei, vier, fünf Jahren vielleicht mit einer Vereinbarung da gewesen wären. Wir wollen diese Diskussion zwar führen, aber wir wollten nicht so lange den Abschluss dieser Vereinbarung zurückstellen.

Deswegen sage ich, und da können Sie mich auch beim Wort nehmen, die Musik ist mit im Blick. Es war noch nicht so weit ausgefeilt, Musik jetzt als selbstständigen Bildungsbereich auszuweisen. So ist der Diskussionsstand, ich kann heute nicht mehr tun als das berichten. Ich kann Ihnen sagen, dass die Weiterentwicklung geplant ist, und wenn sich herausstellt, dass die Gefahr sich so realisiert, wie Sie sie jetzt beschreiben, dann bin ich mir sicher, dass wird in einer Neuauflage dieser Handreichung oder vielleicht der gesamten Bildungsvereinbarung eine Veränderung sein.

*Hans-Martin Schlebusch MdL*

Herr Breuksch, es fehlt nicht nur die Musik, ich habe mir den Lehrplan mal ausdrucken lassen, sondern im Bereich Natur wird zwar breit über biologische Tatbestände gesprochen, aber nichts zur un belebten Natur, sprich Chemie und Physik, da muss dringlichst nachgebessert werden. Die Ministerin hat mir das zugesagt, und ich möchte

auch Sie noch einmal bitten, da für Nachbesserungen – einschließlich Musik – zu sorgen.

*Bernt-Michael Breuksch:*

Ich weiß nicht, was die Ministerin Ihnen da zugesagt hat, in was für konkreten Zusammenhängen und was genau.

*Hans-Martin Schlebusch MdL*

Es ging darum, ob diese Naturphänomene entsprechend im vorschulischen Bereich berücksichtigt werden sollen.

*Bernt-Michael Breuksch:*

Das sind doch Punkte, die in dieser Bildungsvereinbarung berücksichtigt worden sind. Man kann einen solchen Text sicherlich auch curricular anlegen. Genau eine solche curriculare Anlage einer Bildungsvereinbarung wollen wir aber nicht. Ich habe ja eingangs gesagt, in Bayern arbeitet man ganz anders an dem Thema, da gibt es sechs, sieben, acht verschiedene Bildungsbereiche, da gibt es insgesamt ein Werk von 250, 300 Seiten. Wir haben uns für einen anderen Weg entschieden.

*Dr. Franz-Josef Neuhoff:*

Schade, diese Vereinbarung habe ich heute zum ersten Mal in den Händen gehabt, und da ist es natürlich fast unmöglich, etwas dazu zu sagen. Sie haben aber gesagt, dass z.B. eine schriftliche Bildungsdokumentation für die Kinder erstellt werden muss. Ist diese Bildungsvereinbarung eigentlich eine lose, mehr oder weniger unverbindliche Vereinbarung? Denn unsere Aufgabenstellung in den Kindergärten ist ja durch das Gesetz für die Tagesstätten geregelt. Jetzt kommt hier eine Vereinbarung, in der alles Mögliche steht, das übrigens auch *expressis verbis* in vielen Stellen dieses Gesetzes steht, und jetzt stellt sich mir natürlich die Frage, ist das nun etwas Verbindliches oder, wie Sie es ausdrückten, kann das jetzt jede Tagesstätte machen, wie sie will? Ist das uns überlassen, ob wir so eine Bildungsdokumentation erstellen oder nicht?

Und wenn man schon höhere Anforderungen an unsere Erzieherinnen – und so verstehe ich das – stellt, dann muss doch auch irgendetwas geschehen, um die Ausbildung der Erzieherin zu verbessern? Das bleibt nach dem, was Sie gesagt haben, im Augenblick noch im Dunkeln, insbesondere die Frage für die praktische Arbeit unserer Erzieherinnen, die jetzt tätig sind. Sollen sie Fortbildungskurse besuchen? Oder in welcher Weise sollen die Träger das umsetzen? Das ist mir im Augenblick alles noch völlig unklar.

*Bernt-Michael Breuksch:*

Ich bin jetzt ein wenig erstaunt. Wir haben das ja nicht am grünen Tisch ausgearbeitet, sondern das ist eine Gemeinschaftsproduktion derjenigen, die die Bildungsvereinbarung auch unterzeichnet

haben. Da stehen doch Fachleute dahinter. Die Landesjugendämter waren beteiligt, ein wissenschaftliches Gutachten wurde vorgeschaltet. Man kann natürlich immer meinen, das wird schwierig werden, das Verabredete umzusetzen. Ich bin da aber ganz optimistisch. Ich denke, das ist eine gute Grundlage, die natürlich auf dem aufbaut, was heute in Tageseinrichtungen läuft, dieses aber auch weiterentwickelt.

Jetzt zu der Frage der Verbindlichkeit. Was wir getan haben, ist das, was in § 26 im Gesetz über Tageseinrichtungen für Kinder vorgegeben ist. Da steht, dass wir anstreben sollen, Bildungsziele mit den Kirchen und den Trägerverbänden zu vereinbaren. Genau das haben wir gemacht. Ich gebe Ihnen Recht, wir hätten das per Gesetz oder per Verordnung machen können. Es gibt zwar keine ausdrückliche Verordnungsermächtigung, aber wir haben dafür zumindest eine Richtlinienermächtigung. Wir hätten das alles machen können. Wir haben es aber für wichtiger gehalten, das im Konsens mit den Trägerverbänden hinzubekommen. Da kann man natürlich in der Tat immer wieder beklagen, dass Maximalpositionen nicht durchgesetzt worden sind, dass das Verabredete nicht umfassend genug ist. Es ist halt an mancher Stelle auch ein Kompromiss.

Es kann also nicht jede Tageseinrichtung tun, was sie will. Andererseits sind wir nicht so weit, wenn Sie von rechtlicher Verbindlichkeit sprechen, dass dies einklagbar ist. Es ist eine Selbstverpflichtung derjenigen, die das unterzeichnet haben, dafür zu Sorgen, dass in ihrem Bereich das umgesetzt wird, was in der Bildungsvereinbarung steht und was als Instrumente und wesentliche Inhalte bezeichnet ist.

*Birgit Maubach:*

Ich habe zwei Fragen. Sie hatten als Ziel für die offene Ganztagsgrundschule 2.600 Schulen für das Jahr 2007 / 2008 genannt. Wie viele Grundschulen gibt es insgesamt in Nordrhein-Westfalen?

*Bernt-Michael Breuksch:*

Es gibt 3.500 Grundschulen.

*Birgit Maubach:*

Zwei Drittel wären dann also in der offenen Ganztagsgrundschule. Die zweite Frage schließt sich ein bisschen an das an, was die Vorredner schon gesagt haben, und zwar auch im Zusammenhang mit dem Aspekt der frühkindlichen Erziehung im ersten Teil dieser Tagung. Da wurde festgestellt, dass Erzieherinnen häufig nicht qualifiziert sind, musische Bildung zu vermitteln. Mich würde noch einmal die Frage interessieren, inwiefern ein neues Curriculum gerade diesen Aspekt der musischen Bildung berücksichtigt. Oder ist das wirklich so offen gehalten, wie das hier unter „kultureller Umwelt“ in der Bildungsvereinbarung anklingt? Gibt es Bestrebungen, den

Aspekt der musischen Bildung im Curriculum für Erzieherinnen weiter oder verbindlicher zu gestalten?

*Bernt-Michael Breuksch:*

Ich kenne den Überarbeitungsstand des ersten Entwurf dieses neuen Lehrplans noch nicht, deswegen weiß ich nicht, inwieweit er detailliert auf die Fragen eingeht, die Sie jetzt stellen. Ich will das nicht ausschließen, kann es aber auch nicht bestätigen. Der Grundauftrag ist an verschiedene Gutachter gegangen, die Inhalte der Bildungsvereinbarung in die notwendige Überarbeitung des Lehrplanentwurfs einfließen zu lassen.

*Birgit Maubach:*

Wäre das nicht wünschenswert? Es kam im Rahmen der Tagung in verschiedenen Beiträgen immer wieder heraus, dass die Erzieherinnen häufig entweder nicht über die musikalische Kompetenz verfügen oder dass es bei Kooperationsmodellen, die zwischen Musikschulen und Kindertageseinrichtungen gestartet worden sind, an formalen Aspekten scheitert. Dann wäre es ja wünschenswert, dass man zumindest schon einmal einen Schritt in die Richtung macht, dass man sagt, man will die Kompetenz der Erzieherinnen in dieser Hinsicht stärken. Ich kenne aus dem privaten Bereich genügend Beispiele von Erzieherinnen, die sagen, ich kann nicht einen Ton singen und kann das auch mit den Kindern nicht.

*Bernt-Michael Breuksch:*

Ich greife diese Hinweise auf. Das läuft nicht bei mir in der Gruppe, sondern in einer anderen Abteilung. Ich werde das daraufhin einmal näher überprüfen.

*Prof. Werner Rizzi:*

Der Appell ist auf dieser Tagung schon öfter gekommen; es scheint mir auch daran zu liegen, wie die Gutachter ausgewählt sind, die diese wissenschaftlichen Vorprägungen geben.

*Prof. Dr. Bernd Meyer:*

Die Bildungsvereinbarung haben Sie ja offensichtlich mit den Trägerverbänden abgeschlossen?

*Bernt-Michael Breuksch:* Richtig.

*Prof. Dr. Bernd Meyer:*

Die Vereinbarung zur Ganztagschule, bei der die Musikschulen beteiligt sind, haben Sie ja mit dem Verband der Musikschulen abgeschlossen und nicht mit deren Trägern, d.h. die Kommunen als Träger sind eigentlich nicht beteiligt worden. Deswegen frage ich mich, welchen Wert die Rahmenvereinbarung in diesem Fall über einen deklamatorischen Wert hinaus haben kann. Denn

letztlich sind die Kommunen dadurch in keinster Weise gebunden – was eigentlich schade ist, denn in dieser Vereinbarung stehen viele wichtige und richtige und aus meiner Sicht auch zukunftsweisende Dinge, wie z.B. dass durch diese ergänzenden Angebote im Musikbereich die musisch-kulturelle Bildung als Auftrag der Schule, der eigentliche schulische Auftrag, nicht ersetzt werden soll, das ist ein ganz wichtiger Aspekt neben dem qualitativen. Aber Sie haben hier aus Sicht des Ministeriums eine Vereinbarung geschlossen, die so ein bisschen nach dem Motto verfährt „Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht nass“, was zur Folge hat, dass z.B. die Kommune als Schulträger mit sich selbst als Trägerin der Musikschule eine Vereinbarung treffen muss. Wie das praktisch funktionieren kann, müssen Sie mir mal erklären.

Natürlich haben Sie als kleine Hintertür noch eingefügt, dass die Kommune den Schulleiter beauftragen kann, eine solche Vereinbarung abzuschließen. Meines Erachtens ist die Kommune als Schulträger und als Sachaufwandsträger überhaupt nicht berechtigt, dem Schulleiter solche Aufgaben zu übertragen. Meines Erachtens sind da Webfehler drin, die natürlich, wie wir alle wissen, mit dem Grundproblem zusammenhängen, dass sich das Land vor der Verantwortung für die Schule im ganzheitlichen schulischen Sinne drückt und das den Kommunen aufgetragen hat – im Gegensatz zum rheinland-pfälzischen Modell, wo eben die Schule diejenige ist, die aufgrund eines Budgets diese Verträge abschließt, mit dem Sportverein, mit der Musikschule etc. Hier haben wir einen eigenartigen Zwitter, der genau mit der Problematik zusammenhängt, dass die eigentlichen Verantwortlichkeiten einer ganzheitlichen Schule unter Einbeziehung musisch-kulturellen und musikalischen Unterrichts und entsprechender Angebote nicht im richtigen Sinne getroffen wurden.

*Bernt-Michael Breuksch:*

Das weiß ich nicht, ob das alles so richtig ist, was Sie sagen. Diese Probleme in der tatsächlichen Abwicklung sind möglich, dazu kann ich jetzt gar nicht abschließend Stellung nehmen. Ich glaube, dass es richtig ist, klare Signale zu setzen. Und deswegen wollen wir noch weitere Rahmenvereinbarungen abschließen, unter anderem mit der katholischen Kirche und mit der LAG freie Wohlfahrtspflege.

Warum wir nicht ein anderes Modell gewählt haben, ein staatliches Modell? Wir sind der Auffassung, dass es ein wesentlich lebendigeres Modell, ein wesentlich zukunftskräftigeres Modell ist, wenn wir tatsächlich die Jugendhilfe und andere verantwortliche Akteure vor Ort mit einbinden können. Deswegen haben wir uns für diesen Weg entschieden, die Nachmittagsbetreuung von Grundschulkindern sicherzustellen

*Prof. Werner Rizzi:*

Wir können die Kontroverse jetzt aufnehmen, registrieren, aber nicht ausdiskutieren. Allerletzte Bemerkung von Michael Brüning, und dann verweise ich einfach auf die Podiumsdiskussion „Allen Kindern eine Stimme geben“, in der nachher zu dem einen oder anderen Aspekt auch noch etwas gesagt werden kann.

*Michael Brüning:*

Ich begrüße es, dass vonseiten des Ministeriums eine fachliche Evaluation auch dieser neuen Angebotsformen im Kontext der offenen Ganztagsgrundschule geplant ist. Es ist wichtig, diese Angebotsform offen zu gestalten und neue Bildungsprozesse zu initiieren. Meine Anregung dazu ist, mit den von Ihnen vorgeschlagenen Instituten Gespräche zu führen, inwieweit Bildungswirkungen messbar sind, und wie es mit den Partizipationsprozessen aussieht, d.h. wie die Beteiligungsformen sind. Das ist nämlich auch entscheidend, weil neue Fachlichkeiten, neue Kompetenzen von außen in die Schule kommen.

*Bernt-Michael Breuksch:* Ich gebe Ihnen da völlig Recht, danke.

*Prof. Werner Rizzi:*

Vielen Dank, Herr Breuksch, vielen Dank für diese Diskussion.

Podiumsdiskussion

## **Allen Kindern eine Stimme geben – Musikangebote für Kinder zwischen Wunsch und Wirklichkeit**

Teilnehmer/innen:

- ◆ Klaus Schäfer, Abteilungsleiter im  
Ministerium für Schule, Jugend  
und Kinder NRW, Düsseldorf
- ◆ Prof. Dr. Bernd Meyer, Deutscher  
Städtetag, Köln
- ◆ Olaf Zimmermann, Deutscher  
Kulturrat, Berlin
- ◆ Dr. Walter Lindenbaum, Verband  
Deutscher Schulmusiker NRW, Münster
- ◆ Reinhard Knoll, Landesverband  
der Musikschulen NRW, Neuss

Moderation: Thomas Rietschel, Aub

*Thomas Rietschel:*

Ich habe mir für die Moderation der Abschlussdiskussion überlegt, dass die Themen, die in den letzten zwei Tagen kontrovers und intensiv diskutiert worden sind, hier noch einmal zur Sprache kommen sollen. Am Schluss sollten wir versuchen, gemeinsam so etwas wie Bilanz zu ziehen, etwa in die Richtung: Was muss eigentlich als nächstes getan werden? Die Teilnehmer am Podium will ich der Reihe nach vorstellen, indem ich ihnen eine Frage stelle.

Das Thema heißt ja "Allen Kindern eine Stimme geben". Das ist der Anspruch, der formuliert ist. Gestern haben wir gehört, eigentlich haben alle Kinder eine Stimme. Es geht also darum, allen Kindern Zugang zu einer fundierten musikalischen Bildung zu ermöglichen. Ich freue mich, Herr Schäfer, dass Sie vom Ministerium für Schule, Jugend und Kinder des Landes Nordrhein-Westfalen da sind. Allen im Saal ist glaube ich klar, das muss man hier nicht diskutieren, dass musikalische Bildung etwas enorm Wichtiges ist, gerade für die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. Wir haben eben die Bildungsvereinbarung kennengelernt, die mit den Trägern der Kindertagesstätten oder Kindergärten vonseiten des Ministeriums geschlossen worden ist. Dort kommt der Bereich der musikalischen Bildung eigentlich nicht vor. Deswegen würde mich interessieren, welche Priorität musikalische Bildung in Ihrem Hause hat.

*Klaus Schäfer:*

Auch wenn musikalische Bildung und Erziehung nicht überall erwähnt wird, heißt das ja nicht, dass musikalische Bildung und Erziehung nicht enthalten ist. Sie werden feststellen, dass in der Bildungsvereinbarung mehrere Bereiche, die man zur Bildung und Erziehung und zum Auf-

wachsen von Kindern insgesamt zählen muss, auch nicht enthalten sind. Es hat intensive Debatten gegeben, ob es Sinn macht, die gesamte Palette möglicher Aktivitäten aufzunehmen. Sie wissen, wenn man einen Begriff aufnimmt, kommt der andere und sagt, dieser fehlt noch. Eingebettet in Kulturerziehung und Kulturbildung ist der Bereich musikalische Erziehung und musikalische Bildung sehr wohl darin, und zwar sowohl in der Bildungsvereinbarung, als auch – und das haben wir durch den Kooperationsvertrag im Rahmen der offenen Ganztagsgrundschule ja auch dokumentiert – in der offenen Ganztagsgrundschule.

Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, dass Erziehung und Bildung ohne musikalische Erziehung überhaupt möglich ist, denn sie erweitert den Horizont. Sie findet in den Kindergärten sowieso statt, auch in den Schulen und in der außerschulischen kulturellen Jugendarbeit. Von daher bitte ich um Verständnis, dass wir den Begriff nicht *expressis verbis* benannt haben. Aber die Handlungsbereiche, die wir genannt haben, die implizieren, dass musikalische Erziehung einbezogen ist. Im Übrigen haben wir mit dem Landesverband der Musikschulen, um das als ein Beispiel zu nennen, bezogen auf den Kindergarten ja auch Lösungen gefunden. Wie kann von den örtlichen Musikschulen musikalische Erziehung in den Kindergarten hineingebracht werden? Aber ich sage sehr wohl, wir meinen nicht den Einzelunterricht, sondern ein ganzheitliches Konzept für die gesamte Gruppe, für den ganzen Kindergarten – so wie wir es im Rahmen einer Vermittlung von Sprachkultur haben. Ich finde, dass wir da auf einem ganz guten Weg sind.

*Thomas Rietschel:*

Zu meiner Linken sitzt Herr Zimmermann. Er ist Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates. Als Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates, Herr Zimmermann, vertreten Sie alle Kulturverbände in Deutschland, also auch die Architekten, die Designer, die bildende Kunst, und kulturelle Bildung ist natürlich ein ganz wichtiges Thema. Welchen Stellenwert hat denn musikalische Bildung für den Deutschen Kulturrat?

*Olaf Zimmermann:*

Ich denke, musikalische Bildung – und das wissen Sie noch besser als ich – ist der stärkste Bereich in der kulturellen Bildung, den wir überhaupt haben. Die außerschulische musikalische Bildung ist weit deutlicher strukturiert als andere Sparten, als z.B. die außerschulische bildende Kunst, von Architektur wollen wir jetzt mal gar nicht sprechen, da gibt es im außerschulischen Bereich eigentlich so gut wie gar nichts. Ich glaube, das sollte man sie noch einmal vergegenwärtigen. Das ist mir eben auch bei der Diskussion durch den Kopf gegangen, die ich äußerst spannend finde, wir sind ja hier in einem ganz inter-

essanten Moment zusammen gekommen. Das was jetzt hier geplant ist, was hier gemacht werden soll, ist eine unglaubliche Chance, denke ich, eine unglaubliche Chance auch für die Verbände, nämlich in einem Bereich gebraucht zu werden, in dem wir, zumindest in den letzten Jahrzehnten, nicht mehr so stark gebraucht wurden, wie es vielleicht notwendig gewesen wäre.

Da ist der Musikbereich – wie es im Bereich der organisierten Musik und der organisierten Verbände ja schon immer der Fall war – auch hier wieder der Vorreiter, glaube ich. Sie haben z.B. jetzt auch die Rahmenvereinbarung als erste abgeschlossen. Es sind z.B. die Musikschulen, die am ehesten in der Lage sind, in der Ganztagschule einen wirklichen Input geben zu können. Mein Wunsch wäre wirklich, dass wir die anderen kulturellen Sparten dabei nicht vergessen. Ich glaube, aufgrund der Stärke des Musikbereichs liegt eine große Chance auch darin, die Verantwortung dafür zu sehen, dass es so etwas wie kulturelle Bildung geben muss. Da wird die Musik, da bin ich fest von überzeugt, die herausragende Rolle spielen. Aber ich glaube, es geht schon um einen ganzheitlichen Anspruch, und das bedeutet, dass alle Bereiche mitgenommen werden müssen. Als Verbandsvertreter kann ich nur sagen und als Bitte an die Musikverbände richten: Nehmen Sie die Verbände aus den anderen Bereichen mit, wenn es um diese Vereinbarungen geht, damit Sie nicht alleine nach vorne laufen und die anderen zurückbleiben! Ich glaube, es würde auf Dauer Schaden für alle dadurch entstehen.

*Thomas Rietschel:*

Herr Dr. Lindenbaum, Sie sind Vorsitzender des Verbands Deutscher Schulmusiker in Nordrhein-Westfalen. Wenn wir jetzt über musikalische Bildung reden und darüber, allen Kindern eine Stimme zu geben, dann kann man sagen, alle Kinder sind ja in der Schule, im Grunde genommen wäre das doch eigentlich ganz einfach. Wie sieht denn die Realität an den Schulen aus?

*Dr. Walter Lindenbaum:*

Zweifellos ist natürlich die Schule der Ort, an dem alle Kinder erreicht werden. Problematisch an dieser Angelegenheit ist, dass wir als Schulmusiker nicht in der Lage sind, alle Kinder zu musikalisieren, denn es gibt einfach zu wenig Schulmusiker. Um es auf den Punkt zu bringen, im Bereich der Grundschule – das ist ja eine Zahl, die mittlerweile sehr bekannt ist – wird zu 85% fachfremd Musik unterrichtet. Insofern sind die Kooperationsmodelle, die wir gestern gesehen haben, nicht immer eins zu eins umsetzbar und mit Schwierigkeiten behaftet, denn fast alle setzten ein Team voraus, ein Team eines Schulmusikers mit Leuten von außerhalb. Diese Teambildung ist natürlich nur da möglich, wo auch Schulmusiker vorhanden sind, d.h. es muss

auf verschiedenen Ebenen angesetzt werden. Zum einen müssen wir Schulmusiker stärker in die Schulen bringen und überhaupt mehr Menschen motivieren, Schulmusik zu studieren, da möglicherweise auch Hemmnisse abbauen; zum anderen müssen wir versuchen, diesen Mangel im Verbund mehrerer – auch zeitlich unterschiedlich gestaffelter – Maßnahmen zu beheben. Eine weitere Frage, die sich dabei stellt, ist die Koordinationsmöglichkeit solcher Kooperationen im Bereich der Schule. Ich denke, das muss durch Fachleute geschehen, die – wie gesagt – fehlen.

*Thomas Rietschel:*

Herr Knoll, Sie sind Vorsitzender des Landesverbands der Musikschulen in Nordrhein-Westfalen. Mich würde interessieren, was denn eigentlich die Musikschulen tun, um allen Kindern eine Stimme zu geben. Könnten Sie das vielleicht noch einmal kurz skizzieren? Wenn ich heute wieder höre, dass es an einigen Musikschulen lange Wartelisten gibt, stellt sich mir die Frage, ob das nicht die Kinder der Eltern sind, die ihren Kindern sowieso Unterricht ermöglichen würden, also die, die dann letztendlich sagen, wir sind auch bereit, Privatunterricht in Anspruch zu nehmen. In welche Richtung gehen da Ihre Aktivitäten?

*Reinhard Knoll:*

Die Überschrift „Allen Kindern eine Stimme geben“ zeigt ja schon einen programmatischen Wechsel zu den bisherigen Ansätzen oder eine wichtige Ergänzung. Die Musikschulen haben zwar immer gesagt, sie wollen Breitenarbeit machen, es ist aber nie so ganz genau definiert worden, was man denn darunter eigentlich versteht. Ich glaube, diese spannende Situation hilft uns jetzt, das genauer zu fassen.

Es ist tatsächlich die Fragestellung, wie wir Angebote – und zwar qualitätvolle Angebote – in Kooperation mit dem Partner allgemein bildende Schule – entwickeln, die alle Kinder erreichen, erreichen können. Das genau ist jetzt der Ansatzpunkt – sowohl im Bereich der Kindertagesstätten, was wir in den letzten zwei Tagen gehört haben, als auch im Augenblick schwerpunktmäßig im Bereich Grundschule –, dass wir versuchen, durch Konzepte und durch entsprechende Umsetzungsstrategien eine didaktische Öffnung zu vollziehen. Ganz wichtig dafür ist aber die grundlegende Analyse.

Wir müssen uns weiterentwickeln, das machen wir im Kindergartenbereich und im Grundschulbereich, und wir müssen das mit ganz vielen Partnern gemeinsam machen. Die alte Strategie der Vergangenheit war, dass jeder etwas versucht hat, die Grundschulen, die Musikschulen, auch der freie Bereich, alle haben sich nach besten Kräften bemüht, aber alles das hat ja zu dem jetzigen Zustand mit beigetragen. Alle haben sich bemüht, alle haben überlegt, wir haben

aber immer noch nicht die große Bewegung geschafft, die wir uns wünschen. Wenn wir das zusammen machen und – das halte ich für ganz wichtig – unter dem Aspekt der Qualitätssicherung, in einem Qualitätspakt, dann können wir tatsächlich dieses Ziel, allen Kindern eine Stimme oder allen Kinder ein Instrument zu geben, also alle Kinder zu musikalizieren, erreichen. Ich halte das im Augenblick auch für eine große historische Chance.

*Thomas Rietschel:*

Herr Prof. Meyer, Sie sind Kulturdezernent des Deutschen Städtetags. Das ist ja in diesen Zeiten keine einfache Position, wenn man hört, wie es den Kommunen finanziell geht. Wenn man beim Thema "Allen Kindern eine Stimme geben" weiterdenkt und überlegt, was eigentlich daraus folgen würde, wenn das Realität wird – wird Ihnen da nicht angst und bange? Was kommt dann auf die Kommunen zu? Auch an Folgekosten? Welche Konsequenzen hat das? Kein einziges Orchester wird mehr in Deutschland geschlossen werden können, wenn plötzlich alle Kinder musikalisiert sind und sich für Musik begeistern! Ist so etwas überhaupt in diesen Zeiten für die deutschen Kommunen denkbar?

*Prof. Dr. Bernd Meyer:*

Sie sprechen da ein ganz wichtiges Thema an, denn denken Sie mal zehn, zwanzig, dreißig Jahre weiter. Wir führen zur Zeit eine Demographiediskussion in Verbindung mit der Sicherung unseres Sozialsystems und der Renten. Es geht aber auch um die Sicherung unserer Kultur, und zwar nicht nur in dem Sinne, dass wir natürlich für unsere Theater, Orchester, Museen und Kunstaussstellungen auch noch ein Publikum brauchen, es geht ja viel weiter. Wenn – wie im Augenblick prognostiziert wird – eine nachwachsende junge Generation schon quantitativ und aufgrund der Erwerbssituation kaum noch in der Lage sein wird, die Renten für die wachsende ältere Generation zu bezahlen, dann muss man auch darüber diskutieren, ob sie bei einer veränderten Kulturalisierung nicht nur überhaupt in der Lage, sondern auch willens sein wird, bestimmte Teile unserer Kultur, die wir aus gutem Grund für wichtig halten, weiterhin zu tragen. Also hier geht es schon um ganz elementare Gesichtspunkte der künftigen gesellschaftlichen Entwicklung. Daran müssen natürlich auch die Kommunen interessiert sein, auch die Kommunen müssen andere Schwerpunkte bei Kunst und Kultur und bei Bildung setzen.

Ich bin ja Dezernent für Bildung und Kultur – übrigens nicht nur beim Deutschen Städtetag, wir haben ja auch einen Landesverband Städtetag in Nordrhein-Westfalen, insofern sitze ich hier in Personalunion schon an der richtigen Stelle –, wenn man noch einmal zurückdenkt an die 70er Jahre, da hatten wir – die Älteren von Ihnen wer-

den sich erinnern – einen Bildungsgesamtplan, da kam die musisch-kulturelle Bildung auch nicht vor. Das hat heftige Kritik hervorgerufen. Dann gab es einen Ergänzungsplan musisch-kulturelle Bildung, der die Dinge dann ein bisschen aufgegriffen hat. Aber wozu hat es nicht geführt? Es hat nicht dazu geführt, dass im Bereich der Schulen, in der Länderverantwortung, wirkliche Schwerpunkte zugunsten Musik und musisch-kultureller Bildung gesetzt wurden! Das haben Sie ja mit Blick auf den gegenwärtigen Zustand mit Recht beklagt.

Wir haben damals gesehen, dass wir für unsere Orchester, die Sie ja angesprochen haben, Herr Rietschel, keinen Nachwuchs mehr bekommen haben. Wir haben damals beim Vorspiel für unsere Orchester keine deutschen Bewerber und Bewerberinnen mehr gehabt. Das war die Zeit der 70er Jahre, wo wir die Musikschulen gegründet haben. Ich erinnere daran, dass wir Anfang der 70er Jahre zwei Hände voll Musikschulen in Westdeutschland hatten, und dann ist diese Bewegung vorangekommen. Wir haben die Musikschulen gegründet und halten sie im Augenblick auch aufrecht, trotz äußerst schwieriger finanzieller Bedingungen. Ich möchte gerne zugeben, dass es da auch Tendenzen in der einen oder anderen geplagten Kommune gibt, zu sagen, privatisiert das doch, und dass es genug private Anbieter von Musikschulen gibt. Wir vom Verband und insbesondere mein Dezernat versuchen heftigst dagegen zu halten. Das ist aber eine Entwicklung, die man auch in ihren Begrenzungen klar sehen muss. Das habe ich ja heute schon einmal bei meiner Kritik an der Vereinbarung klar angesprochen.

Es ist positiv bei dieser Vereinbarung, dass das, was jetzt die Musikschulen und andere in die Schulen hineinbringen wollen und sollen, den Elementarunterricht, der alle Kinder erfasst, nicht ersetzen darf, und nicht ersetzen kann. Wobei man natürlich, das habe ich heute gelernt, unterscheiden muss zwischen Erziehung durch Musik, was dann in erster Linie einen gesamtpädagogischen Auftrag hat, und Erziehung zur Musik, wo wir mit den Musikschulen und Musikpädagogen und den Musikschullehrern stärker hinzukommen. Diese Differenzierung muss man ja auch im Auge behalten, wenn man die Bastian-Studie oder die Schweizer Studie heranzieht, um die positiven Einflüsse musikalischen Unterrichts und von Musikerziehung auf viele Grundqualifikationen der Schülerinnen und Schüler zu beschreiben. Das ist dann eigentlich weniger Erziehung zur Musik, sondern Erziehung durch Musik. Die Frage ist, inwieweit wir mit den Musikschulen, den traditionellen Musikschulen, in der Lage sind, das zu leisten. Ich glaube, wir brauchen da ganz stark den Partner, der offensichtlich in den Schulen im Moment nicht ausreichend vorhanden ist, nämlich die Musiklehrer in den Schulen, denn die haben genau diesen zusätzlichen Ausbil-

dungsaspekt, den pädagogischen, wie ich ihn laienhaft verstehe. Insofern kann das ganze Konzept nur in partnerschaftlicher Form gelingen, d.h. das Land, speziell Nordrhein-Westfalen, muss mehr für den Musikunterricht in den Schulen tun, und wir müssen mit unseren Institutionen in die Schulen gehen, das wollen wir auch. Nur gemeinsam kann das gelingen.

*Thomas Rietschel:*

Auf den Punkt der Qualität und Qualifizierung der Leute, die nachher die Arbeit in den Schulen machen, will ich später noch einmal zurückkommen. Herr Zimmermann, Sie haben von der großen Chance gesprochen, die das bietet. Herr Knoll, Sie haben das auch gemeint. Herr Meyer, Sie haben eben noch einmal deutlich gemacht, dass mit diesem Modell der offenen Ganztagsgrundschule möglicherweise die Grundlagen unseres Musiklebens der Zukunft gelegt werden, dass dort ein Schlüssel oder eine Antwort liegen könnte. Meine Frage wäre jetzt eigentlich an Sie alle, ich will die Runde ein bisschen öffnen, welche Priorität Sie diesem Thema geben. Ist es wirklich das Top-Thema? Und wenn man dem Priorität gibt, heißt das dann auch, dass andere Themen zurückstehen müssen, weil man seine Kräfte bündeln muss?

*Reinhard Knoll:*

Ich würde gerne historisch anfangen. Wir haben als Musikschulen als erstes überlegt, wie wir den Aspekt allgemeine Musikalisierung im Vormittagsbereich hinbekommen, also dort, wo wirklich alle sind, das hat auch hohe Priorität. Der zweite Punkt ist jetzt natürlich der Bereich der offenen Ganztagschule, der noch am Anfang ist, und die Frage, wie sich die Pädagogik auf Dauer integrativ entwickelt. Wie sieht überhaupt dann der Schulalltag aus? Gibt es in zehn Jahren wirklich noch einen Vormittagsbereich und einen Nachmittagsbereich, die getrennt sind? Oder muss nicht auch der Vormittagsbereich pädagogisch anders gestaltet und gestreckt werden, damit der Ganztagsbetrieb Sinn macht?

All diese Entwicklungen werden wir jetzt sehr genau beobachten und dann versuchen, in dem Prozess die Konzepte vernünftig mit zu entwickeln. Deshalb ist für uns im Augenblick das ein „Zweischritt“. Wir versuchen beides gleichzeitig zu tun, um dadurch in dem Prozess der Entwicklung von Ganztagschule beide Bereiche zu berücksichtigen – auf der Grundlage, dass wir davon ausgehen, dass das Fach Schulmusik garantiert ist, garantiert bleibt und im Grundschulbereich strukturell verbessert wird.

*Klaus Schäfer:*

Also ich will mal aus meiner Sicht sagen, ein Top-Thema ist es aus ganz anderen Gründen. Ich möchte noch einmal auf das zurückkommen, was Herr Prof. Meyer mit Hinweis auf den Bil-

dungsgesamtplan Anfang der 70er Jahre gesagt hat. Wenn ich mich recht erinnere, ich bin damals in der Jugendarbeit aktiv gewesen, ist durch den Bildungsgesamtplan in der außerschulischen Bildung ein großer Impuls für die Diskussion darüber gesetzt worden, was Bildung eigentlich ist. Ich habe mir dieser Tage anlässlich einer anderen Vorbereitung noch einmal die Diskussionen von damals vor Augen geführt. Es sind ähnliche Diskussionen gewesen, wie wir sie jetzt nach PISA führen. Aber seitdem hat die kulturelle Erziehung, kulturelle Bildung und die musikalische einen Durchbruch erzielt, und zwar auf allen Ebenen. Dass es zu Problemen im Bereich der Lehrerversorgung, sage ich mal, in der Grundschule oder überhaupt in der Schule kommt, will ich jetzt mal dahingestellt sein lassen. Das kann ich nicht so differenziert beurteilen, aber ich weiß, dass es da Schwierigkeiten gibt.

Ich glaube, wir sind jetzt wiederum in einer solchen Situation – nachdem es lange Zeit ruhig oder auch selbstverständlich geworden ist, und die Musikschulen ja auch ein, ich meine das gar nicht kritisch, aber doch ein Eigenleben führen –, dass sich Spezialgebiete herausgebildet haben, die jetzt allmählich wieder zu einem kohärenten Ganzen zusammenkommen. Es geht nicht mehr alleine nur um Kompetenzen in Kultursparten, es geht um die Frage, welche Persönlichkeit ein Kind entwickeln soll. Welche Kompetenzen und Fähigkeiten müssen Kinder haben? Zwei Aspekte sind für mich besonders wichtig:

Erstens haben wir begriffen – zumindest die aktuelle Debatte zu PISA hat uns da sicherlich Schützenhilfe gegeben –, dass Bildung mehr ist als Schule. Ich halte es für eine ganz wichtige Aussage, dass Bildung früher ansetzen muss. Wir wissen, dass vieles sozusagen bereits verschüttet ist, wenn das nicht adäquat im Kindergarten entdeckt und gefördert wird. Da geht es nicht um Wissen und auch nicht um Fertigkeiten, wie zum Beispiel Musik machen zu können, sondern es geht darum, dass man sich kulturelle Fähigkeiten aneignet, die über Musik und andere Formen vermittelt werden und die nicht unterrichtsbezogen vermittelt werden.

Der zweite Punkt ist: Wir wissen, dass Schule sich verändern muss. Ich persönlich glaube – ich komme nicht aus der Schule, ich komme aus der Kinder- und Jugendarbeit, also aus der außerschulischen Bildung –, dass Schule das in den Strukturen, in denen sie gewachsen ist, alleine nicht kann. Ich bin sicher, dass sie außerschulischer Partner bedarf, weil diese auch andere Kompetenzen einbringen und Schule damit bereichern und daraus wiederum ein pädagogisches Ganzes wird. Deswegen würde ich auch nicht mehr trennen wollen zwischen Schulleben oder Unterrichtsleben auf der einen Seite und sozusagen außerunterrichtlichem Dasein auf der anderen Seite. Ich glaube, dass beide Bereiche zusammenwirken müssen, d.h. aber auch, dass

Musikpädagogen sich in den gesamtpädagogischen Prozess einbringen müssen. Ich will das mal ganz besonders betonen, weil ich eine ähnliche Diskussion derzeit mit Tanzpädagogen habe. Es reicht nicht aus, eine Stunde Tanzpädagogik zu machen, also Tanzkompetenzen zu vermitteln. Sie müssen sich dann auch einbringen in den Gesamterziehungsprozess, so aufwendig und so schwer das ist. Aber ich glaube, dass es nur dann vernünftig ist, wenn wir die unterschiedlichen gesellschaftlichen Professionen von Erziehung und Bildung zusammenführen. Darin liegt aus meiner Sicht die Chance, auch was die Veränderung des Bildungsverständnisses insgesamt angeht und damit auch die Akzeptanz.

Ich will Herrn Prof. Meyer nicht zu nahe treten. Wir beide sind ja als Fachpersonen jeweils für ihren Bereich an einer schwierigen Stelle. Aber ich möchte auch, dass kulturelle Erziehung nicht mehr als eine freiwillige Aufgabe gilt. Das müsste man doch auch einmal diskutieren. Wir wissen ja, dass immer dann, wenn es um kulturelle Erziehung und andere Formen geht, die scheinbare Freiwilligkeit betont wird. Das wird bei Haushaltssicherungsgemeinden schwer. Kulturelle Erziehung muss eigentlich zur Grundbasis von Bildung insgesamt gehören. Die Chance haben wir. Insoweit ist es ein Top-Thema.

*Thomas Rietschel:*

Herr Zimmermann, dann Herr Lindenbaum.

*Olaf Zimmermann:*

Ich glaube, es ist ein Top-Thema, aber es ist natürlich ein Thema, das wir uns gar nicht so freiwillig gesucht haben, sondern es ist erst dadurch entstanden, dass es diesen PISA-Schock gegeben hat. Es wird vielfach so getan, als hätten sich alle bereits seit Jahren darauf vorbereitet und wollten die Schule verändern. Das stimmt einfach nicht. Sondern es gab einen wirklichen Schock, und dieser Schock bringt nun Veränderung. Die offene Ganztagschule, die jetzt z.B. von der Landesregierung Nordrhein-Westfalen vorgestellt wird, ist ja eigentlich auch so eine „Ganztagschule light“, weil man zwar weiß, dass man eigentlich eine richtige Ganztagschule brauchen würde, sich die aber nicht leisten kann. Da man nicht weiß, wie man sie finanzieren soll, hat man sich ein Modell überlegt, und dieses Modell heißt jetzt „offenen Ganztagschule“.

Jetzt kommen auf einmal neue Partner mit hinein, und diese neuen Partner sind in einer Extremsituation. Bei allen Unkenrufen – wir sind ja hier unter uns, deswegen können wir ja vielleicht auch einmal versuchen, der Wahrheit ein wenig näher zu kommen – ist die musikalische Bildung, gerade die außerschulische musikalische Bildung, ja nicht zusammengebrochen. Sie war letztendlich noch nie so hoch, wie sie momentan ist, und der Standard muss verteidigt werden. Herr Meyer hat ja eben schon einige Gründe be-

nannt, warum wir den letztendlich verlieren werden, wenn es nicht zu einer neuen Partnerschaft kommt. Das heißt, zwei in Not geratene Bereiche treffen aufeinander und versuchen etwas gemeinsam zu machen.

Was ich nur ganz wichtig finden würde: Dass diese Chance dann auch so genutzt wird, dass es nicht nur eine Notgemeinschaft ist, die entsteht, sondern dass wirklich überlegt wird, wie man aus dieser Not auch etwas inhaltlich Vernünftiges machen kann! Wir müssen natürlich darüber reden, wie man pädagogische Standards in der Schule erhalten kann, auch in der offenen Ganztagschule. Das können wir doch nicht einfach wegdrücken und sagen, das ist uns egal, was am Nachmittag passiert, sondern wir wollen das genau wissen. Wir müssen darüber reden, wie denn die Finanzierung des Nachmittags überhaupt ablaufen soll. Wie sollen Vereine, Verbände diese kontinuierliche Leistung denn dauerhaft erbringen? Darüber müssen wir jetzt nachdenken, damit wir eben nicht eine „Ganztagschule light“ bekommen, sondern ein neues Gesellschaftsmodell, wo diese beiden Bereiche dann auch Zukunft haben werden.

*Thomas Rietschel:* Herr Dr. Lindenbaum?

*Dr. Walter Lindenbaum:*

Ich greife das direkt auf. Der hohe Stand der musikalischen Bildung in unserem Land ist unbestritten. „Jugend musiziert“ ist ein beredtes Beispiel dafür. Nur haben wir diesen hohen Stand in der Spitze, wir haben ihn nicht unbedingt immer auch in der Breite, und Thema dieser Diskussion, ich weise noch einmal darauf hin, ist „*allen* Kindern eine Stimme geben“. Ich glaube, das ist auch eine ganz wichtige gesellschaftliche Aufgabe, für *alle* Kinder hier zu stehen – wobei wir insofern dem Thema auf den Leim gegangen sind, weil wir es zunächst einmal auf Schule zugeschnitten haben. Ich denke, der Ansatz muss wesentlich früher liegen.

Es geht um Wahrnehmungserziehung, es geht um Hörerziehung, Hören auch im Sinne der Voraussetzung für Kommunikation. Wenn ein Kind – und das passiert in ganz frühem Alter, wie die Neurobiologie nachgewiesen hat – nicht hören kann, dann kann es auch nicht sozial kommunizieren, weil es die über die reine Begrifflichkeit hinaus vermittelten Inhalte gar nicht versteht, d.h. die konnotativen Anteile, die in Sprache und sonstigen Kommunikationen vermittelt werden.

In der Schule anzusetzen, ist zu spät. Wir müssen, wie wir es ja heute morgen auch gesehen haben, durch Kooperationsmöglichkeiten in der Kindertagesstätte, aber auch schon vorher, daran arbeiten, dass eben alle Kinder erreicht werden. Insofern erinnere ich noch einmal – weil ich das einen sehr guten Gedanken fand – an die Zusammenarbeit mit Kinderärzten in diesen

U-Untersuchungen. Denn da sind auch alle Kinder erfasst!

*Thomas Rietschel:*

Herr Prof. Meyer, dann Herr Schäfer.

*Prof. Dr. Bernd Meyer:*

Also ich bin ein bisschen skeptisch, ich habe das Gefühl, dass wir uns mit unserer Argumentation zu stark in Insiderkreisen bewegen, wenn wir sagen, musikalische Bildung ist ein Top-Thema. Tatsache ist, dass wir versuchen, die Debatte um PISA oder allgemeiner gesagt, die erhöhte Aufmerksamkeit für Bildungsfragen durch PISA, mit unseren Themen anzureichern. Ich bin mir nicht sicher, inwieweit diese von der Politik zum Beispiel wirklich ernsthaft aufgegriffen werden. Schon vor PISA hat ja zwei Jahre lang das Forum Bildung getagt, und ich erinnere mich noch sehr gut, dass ich mich geärgert habe, dass aus Anlass der Eröffnungskonferenz dieses Forums Bildung des Bundesbildungsministeriums überall in Berlin und Bonn große Transparente aufgehängt wurden mit der Aufschrift „Zukunft durch Wissen“ und dass ich gesagt habe, darauf müsste eigentlich „Zukunft durch Bildung“ stehen. Das hat aber schon den Ansatz dieser Bemühungen des Forums Bildung gezeigt, dass sich zwar „Forum Bildung“ nannte, aber im Prinzip ein „Forum Wissen“ war.

Wenn man sich die Politikerdebatten in den Medien anguckt, auch noch in den letzten Tagen, dann wird dort immer wieder von den Vertretern der Länder und der Kultusministerkonferenz und auch von Frau Bulmahn als Vertreterin des Bundes gesagt, wir haben bei PISA schlecht abgeschnitten, in zehn Jahren wollen wir an der Spitze sein. Was heißt denn das? Das heißt, die Bemühungen der Länder im schulischen Bereich konzentrieren sich in erster Linie auf die Qualifikationen und Themen, die durch PISA oder ähnliche Programme, die schon wieder laufen, international vergleichbar und abfragbar sind. Und musikalische Bildung ist eben durch solche vergleichenden Prozesse nicht ablesbar! Das ist es allenfalls in der Qualität in der Spitze durch Wettbewerbe wie „Jugend musiziert“ z.B., aber international ist das dann nur noch bedingt vergleichbar. Über die Breite des musikalischen Prozesses sagt das überhaupt nichts aus.

Insofern bin ich doch skeptisch, sehe das mit einiger Desillusionierung und habe immer noch ein bisschen das Gefühl, dass man, und das gilt auch für Nordrhein-Westfalen, aber nicht nur, von der Länderseite, von staatlicher Seite, manchmal sicher auch von kommunaler Seite, versucht, zwei Dinge mit einer Klappe zu schlagen. Ursprünglich ging die Diskussion vor PISA ja hauptsächlich um Betreuung, um den familiären Bedarf, dass die Kinder ordentlich untergebracht sind. Dann kam PISA dazu, und dann hat man plötzlich auch Partner gebraucht, weil man weiß,

es ist in der Tat so, dass es gemeinsam geschultert werden muss. Ich werfe das dem Land gar nicht vor. Seinerzeit hat Ministerpräsident Clement in einer Versammlung des Städtetages Nordrhein-Westfalen die Landesverantwortung sehr deutlich hervorgehoben, hat aber gleichzeitig gesagt, wir können es alleine nicht schultern, und dann sitzen wir auch im Boot. Es sind ja unsere Kinder! Es ist ja unsere Bevölkerung, und da können wir die Verantwortung nicht abschieben. Aber letztlich hat man eben dann Partner gebraucht, im Sportverein, in den Musikschulen etc.

Inwieweit das dann in die Bereitschaft mündet, dort auch wirklich mehr Ressourcen zu investieren, deutlich mehr als jetzt, bin ich mir noch nicht ganz sicher. Das Land hat hier gewisse Schritte getan. Das Land will zwar die originäre Verantwortung nicht übernehmen, aber es trägt dieser Mitverantwortung soweit Rechnung, als es nicht unerhebliche Fördermittel dafür ausgibt. Das ist ja auch schon ein wesentlicher Schritt, der dazu führt, dass viele Kommunen sagen, das ist im Prinzip noch nicht der richtige Weg auf lange Sicht, weil eben die Verantwortung nicht originär bei der Schule, sondern zu einem großen Teil bei den Kommunen liegt, aber wir machen trotzdem mit, weil der Bedarf da ist und weil wir das Geld bekommen, wenn das Geld auch nicht vollständig ist. Darüber, wie das weitergeht, z.B. bei den Musikschulen, bin ich mir aber noch nicht im Klaren, und deswegen bin ich so skeptisch. Vielleicht habe ich das heute nachmittag bei der Diskussion nicht richtig verdeutlichen können.

Es hätte in diese Vereinbarung niemals die Formulierung aufgenommen werden dürfen, dass die Schulträger und die Träger der außerunterrichtlichen musikpädagogischen Angebote, d.h. die Musikschulen, die Vereinbarung schließen. Was heißt denn das konkret? Wird denn die Kommune wirklich bereit sein, der Musikschule zusätzliche Ressourcen zu geben? Wird sie in der Lage sein, der Musikschule erhebliche zusätzliche Ressourcen zu geben? Oder wird sie, weil es letztlich ein Unterordnungsverhältnis innerhalb der Kommune ist, zu der Musikschule sagen, du machst das, da ist der Bedarf, bitte gehe in die Schule, erfülle diesen Auftrag, du musst dann eben andere Angebote kürzen. Hier stecken also erhebliche Risiken für die Musikschulen. Ich denke, wir müssen alles daransetzen, dass wir da noch einen richtigen Weg finden, um diese Gefahren zu vermeiden.

*Thomas Rietschel:*

Ich würde gern auf den letzten Punkt, den Sie angesprochen haben, später noch einmal zurückkommen. Es ging ja um die Frage, welche Bedeutung dieses Thema für das Musikleben hat, Herr Schäfer.

*Klaus Schäfer:*

Ich habe mich noch einmal aufgrund des Beitrages von Herrn Zimmermann gemeldet. Ich möchte zwei grundsätzliche Anmerkungen machen. Aus Sicht des Ministeriums für Schule, Jugend, Kinder, ist PISA nicht der Anlass. Ich würde es strategisch für falsch halten, sich auf PISA zu konzentrieren. Wir tun das nicht. Wir sagen immer, der Bildungsauftrag, der allgemeine Bildungsauftrag, der kulturelle Bildungsauftrag ist längst vor PISA diskutiert und gefördert worden. Dies auf PISA zu reduzieren, würde heißen, was Herr Meyer eben sagte, es zu funktionalisieren – wir wollen in zehn Jahren wieder Spitze sein. Wenn wir dann Spitze sind, dann ist sozusagen alles wieder erledigt. Man könnte jetzt auch von der IGLU-Untersuchung herkommen, die uns ja in Bezug auf Grundschule hervorragende Daten gegeben hat, dann könnten wir die Grundschule vergessen und brauchen uns nur auf die Sekundarstufe I zu konzentrieren. Diese Funktionalisierung wollen wir nicht. Insoweit wäre es falsch, PISA als Anlass oder Ausgangspunkt zu nehmen. Dass PISA uns einen gewissen Schub gegeben hat, freut mich eher, weil es manchmal sehr kompliziert und schwierig war, den Anliegen der kulturellen Bildung offensiv zum Durchbruch zu verhelfen.

Zweiter Punkt: Ich warne ein Stück weit davor – ich will keine Kritik abwehren – zu sagen, die offene Ganztagsgrundschule ist „Schule light“, wir brauchen die „richtige Schule“. Meine Hypothese ist, wenn wir die „richtige Schule“ als einzige Lösung verstehen, dann werden wir nicht viel verändern. Wir werden dann auch nicht die Kompetenzen der außerschulischen Partner einbeziehen. Wir werden dann ganz andere Formen bekommen. Ich sehe auch einen Widerspruch zu den Anforderungen Ihrerseits an Schule. Sie klagen jetzt bereits darüber, dass Sie viele Kontakte, viele Fähigkeiten, die draußen sind, nicht in die Schule hineinbekommen. Wir können gerne über das Grundkonstrukt der offenen Ganztagschule diskutieren, aber die Kritik zu reduzieren auf „wir brauchen nur eine richtige Schule“, halte ich strategisch und auch inhaltlich für falsch. Deswegen bin ich gerne bereit, darüber eine kontroverse Debatte zu führen. Nur sollten wir uns nicht zu sehr auf die klassische Schule konzentrieren. In der Kultur- und in der Jugendarbeit gibt es eine Erfahrung: Wenn Schule etwas anpackt, dann wird es Schule. Und was das heißt, muss man sich einmal genau vor Augen führen. Die Diskussionen, die wir in den letzten Monaten vor Ort geführt haben, die sehr konstruktiv und kritisch verliefen, bestätigen mich eigentlich eher darin, dass es sich hier nicht um eine Notgemeinschaft handelt, sondern um eine fachlich professionelle Gemeinschaft, die alle mit demselben Kind, mit denselben Eltern, mit denselben Zielen zu tun haben. Es ist deshalb keine Notgemeinschaft, sondern eine, wenn man so will,

auf das Kind abgestimmte Gemeinschaftskonstruktion mit der Trias „Bildung, Erziehung und Betreuung“.

*Thomas Rietschel:*

Ich möchte jetzt den Versuch machen, ein paar Punkte zusammenzufassen, die wichtig sind: Der eine ist – ich glaube, das wird schon so gesehen –, dass die Ganztagschule eine Chance für das Musikleben ist. Der zweite ist, dass es nicht nur um das Musikleben alleine geht, sondern dass man sich im Verbund mit allen anderen Bereichen sehen sollte, die auch mit dem Komplex offene Ganztagsgrundschule zu tun haben. Und der dritte Punkt wäre, dass im Hauptinteresse des Agierens eigentlich das Interesse an einer guten Bildung für die Kinder stehen muss. In diesem Sinne wollte ich einfach noch einmal fragen, ob hier aus dem Publikum Fragen, Äußerungen, Anregungen dazu sind. Ich habe aber die Bitte, dass wir bei diesem Thema bleiben. Wir kommen nachher noch einmal zu den Themen Finanzierung, Strukturen und Qualifizierung der Leute, die es dann machen.

*Prof. Dr. Werner Lohmann:*

Ich würde gerne einen Faden, den Herr Zimmermann aufgegriffen und Herr Meyer fortgeführt hat, noch etwas weiterspinnen. Herr Zimmermann hat gesagt, dass PISA ja tatsächlich ein Schock war, weil vorher eigentlich gar nichts passiert ist. Herr Meyer hat gesagt, dass auch durch PISA für uns nicht automatisch sozusagen der rote Teppich ausgerollt worden ist. Ich finde, das ist eine ganz wichtige Sache. Natürlich ist das eine Riesenchance, aber ich würde auch sagen, dass wir bei der Einschätzung dieser Chance vorsichtig sein sollten. Es gibt, mit Verlaub, ich will das jetzt nicht zu weit vertiefen, aber auch Rahmenbedingungen, die nach PISA nicht besser werden: In der Schule fehlen nicht nur Musiklehrer, in der Schule wird die Stundentafel in Musik gekürzt, in der Schule wird in der Oberstufe ein System etabliert, das in der Praxis die Wahl des Faches Musik – meiner Tochter geht es zur Zeit so – überhaupt nicht mehr möglich macht. Das heißt, dass die Rahmenbedingungen für die musischen Fächer, mit Verlaub, nach PISA überhaupt nicht besser geworden sind, sondern sie verschlechtern sich ständig weiter. Insofern ist diese Chance für uns auch eine riesige Arbeit. Denn in den ganzen Kommentaren, auch hochrangiger Politiker, konnte man ja leicht verkürzt lesen, da ist ja PISA, um Gottes willen, wir brauchen mehr Mathematikstunden und mehr Deutschstunden. Ich habe nichts gegen mehr Mathematik- und mehr Deutschstunden, wenn es etwas nützt. Aber da die Stundentafel eine endliche Zahl ist, geht das zulasten anderer Fächer und auch der Musik. Diese Beispiele könnte man in andere Bereiche übertragen. Ich will damit sagen, wir sollten in der Tat nicht davon ausgehen,

dass jetzt sozusagen alle Türen offen stehen und wir nur noch hineingehen und dann gefeiert werden. Sondern diese Chance ist eine große schwere Aufgabe für uns, eine ganz große Arbeit, und wir müssen gemeinsam sehr konstant die Argumentation fortführen, die ja auch aufgrund des Missverständnisses der PISA-Studie bei ganz vielen Leuten, auch bei Politikern, notwendig geworden ist. Denn auch bei PISA geht es eben nicht darum, dass man etwas zusammenzählen kann, sondern dass man etwas versteht, und Musik kann da in der Tat einen Beitrag leisten, das wissen wir, der wird nach wie vor unterschätzt.

*Thomas Rietschel:*

Ich denke, wir sammeln jetzt erst mal ein bisschen ...

*Prof. Werner Rizzi:*

Zu Herrn Meyer noch: Es ist natürlich schön, dass es noch Musikschulen gibt, aber es ist nicht so, dass es irgendwo „Tendenzen“ gibt, die Privatisierung zu überlegen, denn die passiert tagtäglich, und es haben Musikschulen zugemacht! Ich sage dies wegen der unterschiedlichen Besetzung, die wir jeden Tag im Plenum haben, noch einmal: In Berlin sind in den letzten zehn Jahren bis zu 10.000 Plätze weggefallen, in Köln 2.000, von 6.000 auf 4.000, die sind weg!

*Hans-Martin Schlebusch MdL*

Ich wollte noch einmal die Bildungsvereinbarung mit den Kindertageseinrichtungen ansprechen. Der Streitpunkt mit Ihrem Gruppenleiter war eben schon der Bildungsbereich „Natur und kulturelle Umwelt“. Sie haben gesagt, dahinter steckt implizit musische Bildung. Warum schreiben Sie das dann eigentlich nicht konkret hinein? Hier wird der Bildungsbereich „Natur und kulturelle Umwelt“ erklärt, und da heißt es so schön: „Über die natürliche Umwelt hinaus erregen auch die Phänomene der kulturellen Umwelt die Neugierde der Kinder. Dazu gehört der Verkehr ebenso wie die Einkaufsmöglichkeiten, wichtige Plätze, markante Gebäude, Grünanlagen oder Brunnen, Denkmäler sowie Kunst im öffentlichen Raum.“ Von Musik ist da keine Rede, von musikalischer Bildung. Warum wehren Sie sich dagegen, das hier klar zu benennen? Das möchte ich von Ihnen ganz konkret wissen!

Ich will noch einmal bei dem ansetzen, was Herr Lohmann gesagt hat. Bei der Lehrerbildung GHR – Grundschule, Hauptschule, Realschule – ist es doch mittlerweile so, dass Deutsch und Mathematik die Schwerpunkte sind. Wo werden die musischen Fächer in der Grundschule gefördert? Wenn wir hier über offene Ganztagsgrundschule reden, dann muss natürlich auch über den schulischen Bereich geredet werden. Da geht die Lehrerbildung, die jetzt konzipiert und verab-

schiedet worden ist, in die falsche Richtung, Herr Schäfer.

*Thomas Rietschel:*

Herr Schäfer, wollen Sie darauf antworten?

*Klaus Schäfer:*

Ja. Ich glaube, ich habe mich eben ziemlich deutlich ausgedrückt. Ich wehre mich gar nicht dagegen, dass der Begriff der kulturellen Bildung in der Bildungsvereinbarung nicht auftaucht. Es ist eine völlige Selbstverständlichkeit, dass im Kindergarten kulturelle Erziehung im weitesten Sinne läuft, es läuft auch Musikerziehung. Ich habe nur deutlich gemacht, was in der Bildungsvereinbarung, einschließlich des Anhangs steht. Man muss ja unterscheiden zwischen der Bildungsvereinbarung, wo abstrakte Positionen stehen, und dem, was wir „Bildungsplan als Entwurf“ nennen und was von Prof. Schäfer und Dr. Strätz entwickelt wird. Dort wird es in der Umsetzung völlig klar musikalische, kulturelle etc. Bildung geben. Es gibt aber vier Hauptfelder, und wenn Sie diese vier Hauptfelder sehen, dann werden sie feststellen, dass dies dort auch drinsteht. Ich habe jetzt die Bildungsvereinbarung nicht im Einzelnen vorliegen, sonst könnte ich es Ihnen wahrscheinlich zeigen.

Zum zweiten Punkt der Lehrerbildung. Bei der Lehrerbildung – und übrigens auch bei der Erzieherinnenausbildung – ist die Frage, wie wir musische Fertigkeiten in die Ausbildung hineinbekommen. Aber eins dürfen Sie nicht vergessen: Sie werden nicht alles in Ausbildungsprogramme hineinbekommen. Das ist auch eine Aufgabe der Fort- und Weiterbildung. Ich weiß, dass es sowohl im schulischen wie auch im außerschulischen Bereich eine Vielzahl an Fortbildungs- und Weiterbildungsmaßnahmen gibt. Ich glaube, dass man nicht alles in der Ausbildung leisten kann.

Ich will noch einen dritten Punkt ansprechen, gerade weil wir auch über Schule reden. Ich verfolge die Entwicklung, was Kooperation von Schule und außerschulischen Partnern – Sport, Kultur – angeht, seit 1990 und vorher sozusagen auf der anderen Seite als freier Träger, wo ich selbst solche Projekte entwickelt habe. Wenn Sie sich in Nordrhein-Westfalen mal umschauen, dann werden Sie ein so vielfältiges Angebot an musischer Erziehung in Kooperation zwischen Schulen und Kultur, zwischen Schulen und Musikschulen, zwischen Schulen und Jugendkunstschulen sehen, wie es vielfältiger gar nicht sein kann. Morgen und übermorgen wird im Landtag der Weltkindertag sein. Wenn Sie sich die Projekte anschauen, ich habe das eben gerade mal getan, sind viele Projekte von kultureller Erziehung geprägt.

*Olaf Zimmermann:*

Ich würde gerne zu zwei Sachen etwas sagen. Zunächst einmal zu Ihnen, Herr Schäfer. Ohne PISA würden wir hier gar nicht sitzen, da bin ich mir ganz sicher, und ohne dass es diese Untersuchung gegeben hätte, mit diesen Ergebnissen, hätte der Wettbewerb unter den Bildungsministern nicht eingesetzt, dass jeder versucht, so schnell wie möglich ein eigenes Modell auf den Markt zu werfen. Das ist ja gut so. Aber ich denke, wir sollten nicht so tun, als wäre in den letzten vierzig Jahren dynamisch gearbeitet worden und wir würden jetzt die Ergebnisse dieser dynamischen Arbeit sehen. Sondern das, was wir jetzt machen, sind natürlich Hauruck-Maßnahmen, und das kann man auch sehen. Ich denke, da gibt es auch gar keine Schuldzuweisung, die Schuld haben wir alle. Man muss da gemeinsam versuchen, eine Lösung zu finden.

Der Knackpunkt ist, glaube ich, Herr Lohmann hat es ja angesprochen, dass es bei der Debatte um PISA und auch bei dem, wie wir es in unserer Gesellschaft weiter diskutieren, immer mehr um Wissensvermittlung geht. Das wollen auch die Eltern. Ich bin selbst Vater von zwei schulpflichtigen Kindern, da geht es immer auch um Wissensvermittlung. Schauen Sie sich an, was in den Elternversammlungen gesprochen wird, wie auch Druck auf Lehrer gemacht wird: Ihr müsst mehr Wissen vermitteln, damit sie auch weiterkommen. Das Modell so wie ich es jetzt sehe, dass es in Nordrhein-Westfalen geplant ist, hat genau dieses Problem, dass wir am Vormittag die Wissensvermittlung bekommen werden. Das heißt, man wird bei den eher weichen Fächern, wie zum Beispiel dem Musikunterricht, sagen: Das muss doch nicht noch am Vormittag sein, da machen wir jetzt Deutsch, da machen wir Mathematik, da machen wir die naturwissenschaftlichen Fächer! Am Nachmittag würden dann in einer Form von Betreuung, aber eben nicht von Unterricht, die anderen Bereiche vermittelt. Dagegen muss man, glaube ich, inhaltlich direkt anzugehen versuchen und sagen, es geht hier um den ganzen Tag, es geht hier um eine wirkliche, um eine echte Ganztagschule – und die muss dann auch so gemacht werden, dass sie vernünftig als Ganztagschule funktionieren kann.

*Klaus Schäfer:*

Aber Herr Zimmermann, schauen Sie sich die Schulen an, die jetzt mit der offenen Ganztagsgrundschule beginnen! Da liegen Sie falsch! Dass wir eine andere Rhythmisierung des Schulunterrichts noch nicht in allen Schulen hinbekommen haben, ist doch eine ganz andere Frage. Aber reden Sie doch nicht dieses Konzept schlecht! Gehen Sie in die Schulen, die in Bonn, Köln, die hier in Düsseldorf an den Start gehen, bei denen ist dieses Verständnis da, übrigens auch bei Eltern, dass es kein additives System sein darf, sondern ein integriertes, und dass dies

ein Entwicklungsprozess ist. Natürlich wird immer der eine oder andere ein schlechtes Beispiel bringen können, dem kann ich ein gutes Beispiel entgegensetzen. Die Frage ist, ob der Weg der richtige ist und ob wir die Partner mit ihren Kompetenzen zusammenbringen, und auch die Eltern. In zwei, drei Jahren wird man dieses Konzept anders sehen, als Sie es jetzt gerade dargestellt haben, aber man muss in die Schulen gehen und da beobachten, was an neuen Ansätzen entwickelt wird.

*Reinhard Knoll:*

Zu diesem Komplex liegen mir jetzt einige Dinge ganz direkt auf der Seele. Gestern war ja Herr Prof. Schäfer hier und hat ausführlich zu dem Bereich Kindertageseinrichtung und Bildungsvereinbarung gesprochen. Er hat an einer Stelle etwas gesagt, was mir Hoffnung gemacht hat. Er sagte nämlich, nachdem er sich auf dieses Referat vorbereitet hat, hätte er selber gemerkt, dass der Bereich ästhetische Erziehung, Sinneserziehung, kulturelle Erziehung und Musikerziehung doch eigentlich zu den Kernkompetenzen gehört und dass er das schon jetzt beim Arbeiten mit diesem Thema anders sieht, als in der Zeit davor. Ich denke, es ist völlig legitim, dass das ein Prozess ist, und es hat mir natürlich Mut gemacht, dass dies jetzt in der Fortschreibung auch deutlicher benannt wird.

Ich möchte klar machen, warum mir das als Musiker wichtig ist. Aus dem, was in Bildungsvereinbarungen steht, leiten sich nämlich Entwicklungen im Bereich Ausbildung, Fortbildung und Weiterbildung ab. Da muss dann auch deutlich stehen, worauf ausgebildet, fortgebildet, weitergebildet oder möglicherweise geforscht wird. Der Bereich Fortbildung sollte einbezogen werden, damit in der notwendigen Diskussion von allgemeinen pädagogischen Qualifikationen und von Fachqualifikationen nicht das passiert, was die Fachleute im Augenblick befürchten, dass nämlich nur noch über allgemeine pädagogische Qualifikationen geredet wird – die sind wichtig – und die Fachqualifikationen, die man aber braucht, um glaubwürdig vor den Kindern zu sein, dann völlig wegfallen.

Alles das brauchen wir in Überschriftenform in Bildungsvereinbarungen, damit dann die richtigen Ableitungen erfolgen können! Ich bitte um Verständnis, dass wir da Bedenken haben, wir sehen aber auch die Bereitschaft, das weiter zu entwickeln.

Jetzt noch etwas zu der Landschaft Nordrhein-Westfalen: Ich sehe auch immer wieder nach Nordrhein-Westfalen und staune jeden Tag, was alles los ist. Wenn ich dann aber statistisch analysiere, muss ich doch sagen, es gibt unglaublich viele Inseln, und ich wüsste keinen, der den Überblick über diese vielen Inseln hat. Aber es gibt viel mehr um diese Inseln herum! Und bei dem Motto dieser Diskussion „Allen Kindern eine

Stimme geben“ beschäftigen wir uns ja nicht nur mit den Inseln, die sind wichtig, damit wir Selbstbewusstsein behalten, sondern auch mit dem vielen Meer drum herum, und ich glaube, da gibt es noch viel gemeinsam zu tun.

*Prof. Dr. Bernd Meyer:*

Ich glaube, was Herr Knoll jetzt gesagt hat, war wichtig. Ich wollte Herrn Schäfer etwas zur Seite stehen: Wir haben natürlich in der Tat auch ein Wahrnehmungsproblem. Es gibt eine ungeheure Vielfalt, wie übrigens auch im kulturellen Bereich; das, was zahllose Gruppen von Bürgerinnen und Bürgern im kulturellen Bereich machen, wird so gar nicht richtig wahrgenommen, und so ist es auch in der musisch-kulturellen Bildung, und zwar nicht nur in der Schule, sondern in zahllosen Institutionen – und die haben sicher Inselcharakter. Aber es gibt mehr, und wir sollten manchmal auch mehr Energie darauf verwenden, dieses auch in der Öffentlichkeit deutlich zu machen, wie es im kultur-sozialen Bereich mit dem Robert Jungk Preis geschehen ist, den die Landesregierung ausgeschrieben hat und der ja vielen die Augen geöffnet hat, die dabei waren, was da alles passiert. Also von daher sehe ich das auch positiv.

Aber Sie haben auch zu Recht angesprochen, dass wir natürlich weitersehen und die Frage stellen müssen, wo das eigentlich hingeht. Wir werden das erst in zwei, drei Jahren evaluieren und beurteilen können und werden dann auch den Mut aufbringen müssen, die eine oder andere Korrektur vorzunehmen. Im Augenblick habe ich so ein bisschen ein ungutes Gefühl, das ich mit dem Begriff der Patchwork-Schule in Verbindung bringe, d.h. jeder macht es irgendwie anders. Im Augenblick sind kaum noch erkennbare Muster in diesen Patchworks, d.h. dass sie in etwas maßgeblichen Modellcharakter haben, dem die vielen weiteren Schulen, die ja noch kommen sollen, dann folgen könnten. Denn nur die bunte Vielfalt alleine ohne Konzepte kann es auf Dauer wohl auch nicht sein! Ich glaube, wir brauchen dann doch konkretere Strukturen, wenn es auch nicht gleich Curricula sind, und daran müssen wir arbeiten.

Das zweite ist natürlich, dass wir ein bedarfsgerechtes, flächendeckendes System irgendwann brauchen. Wir müssen die Inseln zumindest so ausbauen, dass das Meer dazwischen überspringbar ist. Es wird immer Lücken geben, aber die nächste Insel muss wenigstens in Sicht sein, auch für die Menschen in den Städten. Sie müssen wissen, wenn ich es hier nicht habe, bekomme ich das Angebot wenigstens noch in sichtbarer Entfernung. Daran müssen wir arbeiten, an dem Netzwerk und an einem Muster für die Patchworks. Beides zeichnet sich für mich im Augenblick schon angesichts der Ressourcen, die vorhanden sind, noch nicht so recht ab.

*Thomas Rietschel:*

Ich denke, das war jetzt mit der Patchwork-Schule schon einmal eine schöne Überleitung zu dem nächsten Thema, bei dem es um die Inhalte geht. Was müssen eigentlich die handelnden Personen an der Schule können, um die Aufgaben und die Erwartungen, die an sie gestellt werden, auch zu erfüllen? Herr Dr. Lindenbaum, Musikhören ist das Hobby Nummer eins der Kinder und Jugendlichen, und im Ranking der Unterrichtsfächer liegt der Musikunterricht ganz hinten. Die Frage, die sich daraus für mich stellt: Können die Schulmusiker eigentlich das Richtige? Sind sie eigentlich richtig ausgebildet, sind sie qualifiziert, um dieses Ziel zu erreichen, nämlich allen Kindern eine Stimme zu geben?

*Dr. Walter Lindenbaum:*

Sie haben die Antwort ja schon vorgegeben. Es läuft etwas falsch. Es kann nicht sein, dass, wie Sie sagen, Musikhören die Freizeittätigkeit überhaupt ist, und in der Schule kommt es nicht an. Wir haben heute morgen von Herrn Keßler gehört, dass seine Schüler in dem Zusammenarbeitsprojekt mit der Musikschule hier in Düsseldorf begeistert sind, wenn es um Musik geht, „Musik ist der Hammer“, dazu müssen wir kommen. Wir haben natürlich einen Rückgang, ich spreche jetzt für das Gymnasium, vor allem für die gymnasiale Oberstufe, wie auch Herr Lohmann schon gesagt hat. Ich will das einmal kurz mit einer Zahl dokumentieren: Wir haben im Schuljahr 2002 noch 19 Leistungskurse in der Jahrgangsstufe 13 gehabt, mit in der Summe knapp 190 Schülern.

*Thomas Rietschel:* In ganz Nordrhein-Westfalen?

*Dr. Walter Lindenbaum:*

Ja, bei etwa 40.000 Schülern, die sich in der Oberstufe des Gymnasiums und der Gesamtschule befinden, das sind 600 Gymnasien und 180 Gesamtschulen. Davon sind 187, glaube ich, Schüler im Leistungskurs in der Stufe 13. Ich glaube, das muss man nicht kommentieren. Auch wir haben etwas falsch gemacht. Wir, sage ich, und meine die schulischen Musikpädagogen. Im Zuge der Curriculumsdiskussion in den 70ern sind wir zu einem sehr, sehr hochqualifizierten wissenschaftspropädeutischen Unterricht gekommen. Aber wir machen viel zu wenig Musik in der Schule! Das praktische Umgehen mit Musik – das als Chance durch die offene Ganztagschule sicherlich gefördert werden wird weil das der erste Zugang dazu ist – muss auch weitergetragen werden. Dann wird sich auch die Begeisterung wieder einstellen, so wie Herr Prof. Karst es gestern gesagt hat: „Prävention durch Faszination“. Das heißt, wir müssen es einfach schaffen, Menschen für Musik zu begeistern. Ich ziehe mir das als Schulmusiker auch an. Da ist offensichtlich etwas falsch gelaufen. Denn es liegt nicht nur

daran, Beispiel gymnasiale Oberstufe, dass es schwieriger geworden ist, Musik zu wählen, nämlich eigentlich nur noch als „Lustkurs“, denn es zählt ja nicht mehr für irgendetwas und man kann den künstlerisch-literarischen Aufgabenbereich 1 damit nicht mehr abdecken. Es liegt auch daran, dass der Unterricht einfach zu dröge ist und das Musikmachen, die Begeisterung dafür, verloren gegangen ist.

*Thomas Rietschel:*

Können Sie vielleicht noch sagen, was das konkret bedeuten würde? Weil der Appell an die Musiklehrer „Seid begeistert!“ natürlich zu wenig ist ...

*Dr. Walter Lindenbaum:*

Ich habe ja vorhin schon angedeutet, das ist ein Fass ohne Boden. Wir dürfen nicht nur an einer Stelle ansetzen. Wenn mich jetzt jemand fragen würde, warum gibt es denn so wenig Musiklehrer, dann kann die Antwort eigentlich nur sein, genau deswegen. Das heißt, ich verstehe das Ganze als Regelkreis: Wir haben wenige Schüler in der Oberstufe, also auch wenige Interessenten für musikpädagogische Studiengänge, also haben wir wenig Lehrer, was wiederum dazu führt, dass wir auch wenig Schüler haben usw. Ich habe nicht den Stein der Weisen in der Tasche, den ich jetzt rausziehen könnte, um zu sagen, das müssen wir tun, und dann wird es funktionieren ... Es kann nur ein Bündel von Maßnahmen sein, beispielsweise Qualifikationsmaßnahmen, Fortbildungen für fachfremd unterrichtende Kolleginnen und Kollegen in der Grundschule und ähnliches.

*Thomas Rietschel:*

Dann will ich mal weitergeben an Herrn Knoll. Über die Musikschulen kommen jetzt ja neue Kompetenzen in die Schule. Ich kann mir vorstellen, dass vielleicht einiges von dem, was Dr. Lindenbaum beklagt hat, möglicherweise durch die Musikschulen in den Schulen neu angeregt werden könnte. Aber auf der anderen Seite sind Sie in der Schule auch mit neuen Herausforderungen konfrontiert. Ein Musikschullehrer muss jetzt plötzlich mit einer Gruppe von zwanzig Kindern fertig werden, die sechs Stunden Unterricht hinter sich haben und müde sind, möglicherweise auch mit Kindern, die sonst im Hort betreut wurden und nicht gerade einfach sind. Sind Sie denn von den Musikschulen her auf solche Anforderungen vorbereitet?

*Reinhard Knoll:*

Ich verweise zunächst einmal auf das, was Herr Keßler heute vorgestellt hat. Das war ja kein Beispiel aus dem Nachmittagsbereich, sondern ein Beispiel aus dem Vormittagsbereich, d.h. es war gar nicht der Fall, dass die Kinder erst Schule hatten und danach kaputt und müde waren. Ob

das bei einer gut gemachten Grundschule ansonsten stimmt, weiß ich nicht, ich möchte das nicht so pauschal behaupten. Wichtig ist, dass wir zunächst einmal gesagt haben, wir machen begrenzte Konzepte, damit haben wir schon vor PISA angefangen. Dann haben wir gesagt, dass wir aus den Konzepten lernen und daraus eine Konzeptentwicklung und eine Personalentwicklung ableiten wollen, das ist natürlich nötig. Wir müssen es gleichzeitig tun und lernen.

Ganz wichtiges Element ist das gemeinsame Tun mit den Kolleginnen und Kollegen in den Schulen oder auch in den Kindertagesstätten, weil das die schnellste Möglichkeit ist, um die allgemeinpädagogisch fachlichen Kompetenzen mit den stärker fachlich orientierten musikalischen Kompetenzen zusammenzubringen und so ein System von „Selbst-Lernen“ in Gang zu setzen, das aber evaluiert, begleitet und weiter ausgebaut wird. Das ist, glaube ich, von Anfang an eines der ganz wichtigen Elemente. Wir hätten das Gefühl, wenn jetzt ein Kollege der Musikschule einfach etwas machen würde und es diese ganze Kommunikation nicht gäbe, dieses „selbstlernende“ System, dann würde das nicht funktionieren.

Es gibt aber erstens die Konzeptentwicklung, die durch Förderung des Kulturministeriums, jetzt auch des Schulministeriums, betrieben und evaluiert wird, und es gibt zweitens die Teambildung. Daraus machen wir eine gezielte Personalentwicklung, zusammen mit den Hochschulen. Mit den Musikhochschulen haben wir schon vor PISA intensive Gespräche angefangen. Die Musikhochschulen sind auch bereit, in ihren pädagogischen Ausbildungsprofilen das sofort zu berücksichtigen. Dadurch können wir sehr viel bewegen. Wir werden dadurch alleine nicht 100% der Kinder versorgen können, aber ich denke – Konzeptentwicklung, Personalentwicklung, starke Partner –, dass sich da zumindest sehr viel bewegen lässt.

*Thomas Rietschel:*

Sie haben es ja angesprochen, es sind Qualifizierungen nötig. Es ist vorhin auch gesagt worden, dass man nicht nur auf die Ausbildung, sondern auch auf den Bereich der Weiterbildung schauen sollte. Da sind die Landesmusikakademie und die ganzen anderen Institutionen gefordert. Die Frage ist, wie eine solche Qualifizierung, die ja dringend notwendig ist, organisiert werden kann. Das ist doch ein Riesensmarkt, der sich da auftut. Ist es vielleicht auch eine Chance, dass es ein Markt ist, dass da Konkurrenz ist, dass es verschiedene Angebote gibt, dass man sehr breit denkt und versucht, viele Institutionen in ein solches Konzept zu integrieren?

*Reinhard Knoll:*

Aus meiner Sicht ist es so: Vielfalt, also Wettbewerb mit fairen Spielregeln, ist gut, hat aber nichts mit Beliebigkeit zu tun. Wir müssen im Au-

genblick aufpassen, dass der Teppich nicht ein Teppich der Beliebigkeit wird. Wir brauchen dringend – ich nehme einfach das Wort – „Grundstandards“, aber in einer vernünftigen Form, damit es neben der Vielfalt auch genug rote Fäden gibt. Denn das Einzelbeispiel hilft uns bei der Überlegung, was wir für alle tun können, wenig. Wir brauchen neben den guten Einzelbeispielen die Erkenntnisse und die Modelle, die übertragbar sind.

Den tollen faszinierenden Pädagogen X kann ich nicht überall hintransportieren, ich brauche auch ein zweites Element, das vermittelbar ist. Das erinnert mich in der Diskussion immer an die Hochschulausbildung. Ist die Hochschule für das zuständig, was der Student mitbringt und sowieso kann? Oder für das, was man aus dem, was er mitbringt, noch machen kann? Wir müssen auf das gucken, was man daraus entwickeln kann. Dafür brauchen wir rote Fäden, und die Diskussion müssen wir schnell anfangen.

*Klaus Schäfer:*

Ich bin in diesen Fragen kein Experte. Ich kann das sozusagen nur aus meinen Alltagserfahrungen sehen. Ich will auch noch einmal auf das eingehen, was Herr Lindenbaum gesagt hat. Ich habe heute morgen meinen Sohn, der zwölf Jahre ist, gefragt: Was hast du denn heute für Unterricht? Ja, sagte er, ich habe Musik in der letzten Stunde, und ich weiß genau, da er in seiner Kindheit musikalische Erziehung auch manchmal als belastend empfunden hat, dass ihn das nicht gerade reizt, freitagnachmittags die letzte Stunde, wo die Schüler angesichts des Leistungskataloges in Mathematik und Deutsch davor in den „harten Fächern“ ganz anders gefordert worden sind, auch noch Musikunterricht zu machen. Ich glaube, so hat jeder seine praktischen Erfahrungen.

Ich will jetzt auch gar nichts aus Sicht des Schulministeriums dazu sagen, das würde mir nicht zustehen. Aber ich will zwei Punkte nennen. Erstens: Es ist nicht nur eine Frage, ob wir qualifizierte Fachkräfte haben, die Musik vermitteln können, sie müssen mehr als „Musik“ können, und derjenige, der begeistert ist mehr als der Experte auf irgendwelchen Instrumenten, er ist Pädagoge im wahrsten Sinne. Das ist der eine Punkt. Ich glaube zweitens, wir brauchen mehr Gelegenheiten. Ich glaube, dass die Einordnung von Musikerziehung alleine nur als Unterrichtsfach nicht ausreichend ist, auch wenn wir da noch so gute Lehrer hätten. Ich werde morgen ein Festival in Köln eröffnen, das die Landesarbeitsgemeinschaft für Musik durchführt, ein Hip-Hop-Festival, das ist voll, aber das findet in der Schule nicht statt. Ich sage mal, wir müssen auch andere Formen von Musikvermittlung, von Orten, von Gelegenheiten finden. Ich meine, da muss Schule noch ein Stück weitergehen. Das ist die ganz praktische Erfahrung, die ich habe. Deswe-

gen will ich auch den Begriff Weiterbildung so definieren, dass wir nicht neue Inseln von Weiterbildung schaffen müssen. Ich glaube, wir müssen Weiterbildung sehr konkret im Alltag tun. Ich glaube, dass man da viel mehr lernen kann, als wenn man sich Fähigkeiten auf neuen Inseln, sage ich mal, aneignet.

Wir müssen außerdem die unterschiedlichen Akteure zusammenbringen, das gelingt uns ja nicht. Zumindest soweit ich es überschauen kann, ist es sehr kompliziert und sehr schwierig, dass wir in einem Stadtteil, egal in welcher Stadt, die unterschiedlichen Akteure, die in diesem Bereich musische Erziehung handeln, einmal zusammenbringen und fragen, wie wir uns abstimmen können: Welche Möglichkeiten haben wir? Welche Orte? Wer kann was anbieten und wie können wir das bündeln? Ich glaube, nur darin haben wir eine Chance, dass wir den Kindern auch Musik, nicht allein als Unterricht, sondern wirklich auch als Erlebnis, als kommunikative Form, vermitteln und dass es vielleicht gar nicht so sehr auf die richtigen Töne ankommt. Das sage ich jetzt als Laie, aber ich glaube schon, dass ist mehr, als „nur“ Musik zu machen, als „nur“ das Instrument zu spielen.

*Prof. Werner Rizzi:*

Ein Thema, das mich noch interessiert, ist folgende Frage: Wir wollen zusammenarbeiten und die neue Chance der offenen Grundschule nutzen. Das alleine wäre schon ein Wert an sich, und das würde, glaube ich, auch eine ganze Reihe an Veränderungen mit sich bringen. Aber das ist ja nicht einfach. Da sind sehr unterschiedliche Strukturen vorhanden, die man sich einmal bewusst machen muss: Wir haben auf der einen Seite die Musiklehrer, Beamte oder eben Angestellte, mit einer im Vergleich zu denen, die ich gleich aufzähle, guten Entlohnung, Bundesangestelltentarif oder wie auch immer. Dann haben wir die Musiklehrer der Musikschulen, die schon in einer ganz anderen finanziellen Struktur stehen, sehr oft auch in einem anderen Rechtsverhältnis zu ihrem Auftraggeber. Dann haben wir die Freiberuflichen, die ja auch mit einbezogen werden sollen, bis zu den Ehrenamtlichen, und dann diejenigen, die eigentlich überhaupt keinen Arbeitgeber in diesem Bereich haben. Wer hat denn nachher das Sagen? Ist also, sage ich mal, der pädagogisch ausgebildete Musiklehrer nachher der „Abteilungsleiter“ für den kulturellen musischen Unterricht? Wird er den Ehrenamtlichen, die über die Vereine hineinkommen, sagen, wie sie das machen sollen? Ich glaube, es gibt sehr viele Synergieeffekte, aber gerade diese praktischen Fragen, wie man es denn in diesen unterschiedlichen Ebenen organisieren will, das wird, glaube ich, die wirkliche Herausforderung werden.

*Dr. Walter Lindenbaum:*

Ich sehe das genauso. Meine Rolle in dieser Runde ist die des Jammerers. Das macht aber nichts, das tue ich gern, weil ich sozusagen vom Bau komme und die Probleme täglich sehe. Die Frage wird sich so nicht stellen, weil es eben nicht genügend Musiklehrer gibt, die in der Lage wären, dieses zu koordinieren und zu beobachten.

*Prof. Werner Rizzi:* Also ein Problem weniger?

*Dr. Walter Lindenbaum:*

Nein, das macht das Problem natürlich nicht kleiner. Die Koordinierung ist, glaube ich, etwas ganz Wichtiges. Es ist, wie gesagt, nur kaum jemand da, der dazu in der Lage wäre. Ich habe die Zahl ja vorhin genannt. 15% fachlich ausgebildete Musiklehrer sind im Bereich der Grundschule einfach zu wenig, um das leisten zu können.

*Thomas Rietschel:*

Ich würde jetzt gerne die Überleitung machen, weil wir im Grunde schon bei dem Punkt Finanzen sind, und ich denke, das ist ein ganz wichtiger Punkt, um den wir uns nicht „drumrummeln“ können. Herr Prof. Meyer, Sie sind ja Vertreter der Kommunen. Die Verträge für die offene Ganztagsgrundschule werden mit den Kommunen als den Trägern der Schule abgeschlossen; die bekommen die Mittel dann für die offene Ganztagsgrundschule. Reichen denn diese Mittel aus? Wie ist eigentlich Ihre Sicht, Sie haben ja vorhin schon einmal angedeutet, dass Sie das nicht für das gelungenste System halten.

*Prof. Dr. Bernd Meyer:*

Bei uns wurde das ja wiederholt durchgerechnet, mit dem Ergebnis, dass das nicht ganz ausreicht. Nun ist das ein Streitfall, den ich hier gar nicht hervorheben und ausführen will, weil ich ja immer sage, die Kommunen müssen auch ihre Opfer bringen. Es ist ja davon die Rede gewesen, dass die Betreuung in den Horten, dort wo es möglich ist, an die Schulen verlegt werden soll und damit ja auch kommunale Ressourcen frei werden oder übertragen werden. Das Problem wird sein, dass dies eben nicht überall möglich ist, schon quantitativ nicht, weil es in vielen Städten eben nicht genügend Horte gibt und es gerade im ländlichen Raum viele Gebiete gibt, wo es überhaupt keine Horte gibt. Da wird diese Art der Ressourcenübertragung außerordentlich schwierig sein, und da wird man sich etwas Neues einfallen lassen müssen.

Aber ich glaube, die Finanzen sind nicht das entscheidende Thema. Das entscheidende Thema wird sein, ob es überhaupt in einem überschaubaren Zeitraum die personellen Ressourcen gibt und ob man die überhaupt entwickeln kann mit dem Geld, das das Land vielleicht noch einmal

erhöht oder auch nicht erhöht, oder das wir dazu einbringen – oder wir gewinnen tatsächlich Teile der Wirtschaft, in ein Schulbudget mit einzubzahlen, wie es teilweise in Rheinland-Pfalz der Fall zu sein scheint, das sind dann sekundäre Fragen. Die Frage, die sich mir stellt: Bekommen wir aus diesen einzelnen Inseln überhaupt ein System, rein quantitativ, zustande?

Ich gehe mal davon aus, da vertraue ich ganz dem, was Herr Knoll gesagt hat, dass wir schon die roten Fäden finden. Da muss man auch mal pragmatisch sein und sagen, wir begeben uns auf den Weg und gucken mal, was wir übertragen können. Aber wo sind eigentlich die Leute, die das machen sollen? Wir werden zwar einige Orchester noch dicht machen und vielleicht noch einige Orchestermitglieder umschulen können, aber das kann es ja wohl nicht sein. Ich wüsste nicht, wo die Leute herkommen sollen, und ohne das Personal geht es nicht. Wenn ich höre, dass in den Schulen die Partner, die ja eigentlich als die Partner der pädagogischen, inhaltlichen Seite verantwortlich wären, nicht da sind, dann kann das ja nur heißen, dass wir das auch noch ersetzen sollen, und wir kommen in die allgemeine Debatte, die wir seit Jahren mit dem Land führen, wer eigentlich zuständig ist.

Wir haben ja nach dem Schulfinanzgesetz eine ganz klare Trennung. Wir sind für den Sachaufwand zuständig und für die Schulverwaltung, und das Land ist zuständig für das pädagogische Personal. Wenn man das ernst nimmt und davon ausgeht, dass es sich hier um pädagogische Aufgaben handelt, dann müsste man die Konsequenz ziehen, dass es Landesaufgabe ist, in welcher Form auch immer, und dass es nicht dadurch abgegolten werden kann, dass man Zuschüsse gibt. Die Elternbeteiligung ist ein ganz zweischneidiges Schwert, das macht man im Augenblick und das hat sich aus der Zusammenfassung der verschiedenen Nachmittagsbetreuungsprogramme auch konsequent ergeben, aber langfristig kann das nicht der Weg sein. Man wird außer eines Elternbeitrags für Sachaufwendungen, Instrumente, Mittagessen oder was auch immer keine Elternbeiträge zur Abdeckung der Personalkosten – von Kosten des pädagogischen Personals – erheben können. Das ist auf die Dauer meines Erachtens rechtlich nicht durchhaltbar. Ich bin gespannt, wann da die ersten Klagen kommen, irgendwann kommt das auf uns zu. Und was passiert dann?

Ich habe ja auch Sorgen, dass das Engagement vieler Gruppen im musisch-kulturellen Bereich, auch vieler Eltern, sehr schnell zu Ende ist, wenn man dieses Engagement überfordert, z.B. aus Mangel an Ressourcen. Herr Schäfer hat so rühmend Bonn hervorgehoben. Ich habe aus Bonn die Rückmeldung einer ziemlich frustrierten Elterngruppe, die in den letzten Jahren im Rahmen der Betreuungsangebote, die ja vom Land finanziert wurden, nachmittags Hausaufgaben-

betreuung und andere Dinge in der Schule angeboten haben. Das war ja auch so im Programm vorgesehen. Die Kommune, die jetzt überfordert ist, auch organisatorisch, personell überfordert ist, versucht dieser Elterninitiative die Gesamtorganisation für die ganztägigen schulischen Angebote aufzudrücken – und die gehen schon an den WDR, und über den WDR kommt das zu mir. Kann das das Ziel der Ganztagsschule sein? Ich sage ganz klar nein. Ich denke, dass man auch sehr aufpassen muss, dass man dieses vielfältige Engagement von vielen Gruppen und engagierten Leuten auf Dauer nicht überfordert. Dann dünnt sich das sehr, sehr schnell aus, und dann tritt auch ein Frustrationseffekt ein.

Also von daher sind da noch so viele offene Fragen, und meine Bitte wäre auch an die Landesregierung, an die Politik, nicht immer zu große Ziele zu stecken, Kästen aufzustellen, die wir dann nicht überspringen können, also zu sagen, bis zum Jahre soundsoviel wollen wir soundsoviele Schulen haben. Das Problem ist ja immer, dass die Politik in Koalitionsvereinbarungen oder sonstigen Vereinbarungen immer bestimmte Signale festzurrt und Eckpunkte festlegt, und dann strampelt das Ministerium, die Kommunen, alle Partner strampeln hinterher, um das irgendwie auszufüllen. Es wäre meines Erachtens viel vernünftiger, man würde vorzeitig, auch vonseiten der Politik, mit uns reden, mit den Ministerien reden, denn die sehe ich manchmal auch in der Not, das umzusetzen, was da politisch vorweg beschlossen wird – also lieber weniger und dann allmählich aus diesem „Weniger“ die positiven Tendenzen herauschälen. Denn die Gefahr, dass man sehr viel Porzellan zerschlägt und sehr viel Frustration erzeugt, die sehe ich im Augenblick als außerordentlich groß an.

*Thomas Rietschel:*

Das waren jetzt mehrere Themen auf einmal, auch der ganz wichtige Punkt: Wo kommen denn eigentlich die Leute her? Gibt es genügend? Ich frage jetzt einfach mal ins Publikum, denn hier sitzen nicht nur VDS, VdM, sondern auch Vertreter der Laienmusikverbände und des Tonkünstlerverbandes. Vielleicht wollen Sie sich dazu äußern? Sehen Sie das Potential in Ihrem Bereich? Denn so war es ja gedacht.

*Prof. Dr. Wilhelm Schepping:*

Es ist nach dem „Personal“ gefragt worden. Ich sitze an der Stelle, noch, wo solches Personal produziert wird, das ist die Erziehungswissenschaftliche Fakultät der Universität Köln. Aus den Rückmeldungen meiner Studierenden, von denen heute zwei sehr gut hier aufgetreten sind – allerdings nicht Studierende von Köln, sondern noch von Neuss, der ersten Hochschule, die man geschlossen hat, obwohl sie blühende Studentenschaften hatte –, habe ich erfahren, was alles möglich ist, wenn irgendwo gute Leute sitzen.

Das große Problem, das wir haben, ist, dass in dem Gegeneinanderspiel des ehemals so genannten Kultusministeriums und des Wissenschaftsministeriums uns die Dinge, die wir wollten, immer zerstört worden sind. Wenn Sie heute hören, dass nur noch in jeder siebten Schule überhaupt ein Partner da ist, der als Hauptamtlicher das System irgendwo koordinieren könnte, dann wissen wir, dass da doch jahrzehntelang etwas faul gewesen ist.

Man hat jede Menge von Primarstufenlehrer-Ausbildungsstätten zugemacht, jetzt gerade wurde noch die letzte geschlossen: Essen hatte an der Universität ein blühendes Musikseminar mit guten Leuten. Man hat in einer ideologischen Position die Musiklehrausbildung komplett an die Musikhochschulen holen wollen. Man wollte unser Kölner Seminar mit 450 Studenten schließen und in eine Musikhochschule zwangsintegrieren, die für 800 gebaut, von 1.300 Musikstudenten bevölkert und mit unseren 450 auf fast 1.800 Studenten gewachsen wäre. Die sollten alle ihre Wissenschaft bei uns und ihre Kunst drüben bekommen. Solche Projekte sind immer wieder umgesetzt worden, gegen den erklärten Widerstand aller Fachleute. Und jetzt haben wir die Situation:

Erstens haben wir gerade in der Primarstufe kaum mehr Nachwuchs, weil die wichtigsten Ausbildungsstätten dezimiert, minimalisiert worden sind. Denn an den Musikhochschulen ist das Problem – und wir haben das bundesweit, da wo es versucht wurde –, dass die Zahl der Musikadepten für die Primarstufe sofort zurückgeht: Zum einen prüft man sie heraus, sie sind ja nicht die großen Weltkünstler, die eigentlich das Ziel der Ausbildung der Hochschule sind, sondern sie sind die Pädagogen, und zum anderen ist es so, dass sich die Zahl reduziert – wenn sie im Studium sind oder wenn sie das Studium sogar abgeschlossen haben –, weil sie dann völlig andere Interessen haben. Das reine Kunstinteresse ist so gewachsen, dass der pädagogische Impuls und Impetus, den sie hatten, sehr leicht verloren geht. Das ist der erste Punkt.

Der zweite Punkt ist, wenn sie dann aber doch die Examina gemacht haben, unsere Studierenden, dann kommen sie in eine Schulumgebung, wo man sie überhaupt nicht mehr nach der Fakultät fragt. Ich habe mich darüber sehr gewundert: Ich habe in meinem Bereich 17 oder 18 Schulen befragt, um einmal herauszufinden, wieviel Musiklehrer habt ihr denn und wieviel braucht ihr, wie ist die Situation? Ich bin an die Schulämter herantreten. Die haben gesagt, die wissen wir nicht, wir haben keinerlei Informationen darüber, welche Fakultät die Studenten oder die Lehrer haben, die zu uns kommen. Dann höre ich jetzt von Leuten hier aus dem Raum, in die Primarstufe werden keine Musiker hereingelassen, die nicht die Gesamtnote 1,0 erreicht haben – und nicht etwa nur in der Musik, sondern auch in

anderen Fächern, d.h. die Leute, die gute Musikexamina haben, die da sind, die lässt man nicht in die Schule herein!

Der nächste Punkt: Ein Doktorand war vor wenigen Tagen bei mir, er ist in einer Schule, in der zwei fachfremd unterrichtende Lehrer tätig sind. Er hat Deutsch als zweites Fach, das darf er nun in vollster Fülle unterrichten. Denn als er nach den Ferien zurückkommt, haben sich die zwei Kollegen, die fachfremden, in seiner Abwesenheit den Musikunterricht sozusagen untereinander aufgeteilt. Er darf eine Klasse in Musik und die anderen Klassen dann in Deutsch unterrichten. Es wird also an allen Fronten dagegen gearbeitet, dass die fachlich ausgebildeten Lehrer wirklich an die Plätze kommen, die wir besetzen müssen.

Ich hatte dieser Tage einen Notanruf eines Uni-Kollegen, dem man mal wieder in der Lehrerausbildung die Mittel für den künstlerischen Ausbildungsbereich streichen wollte. Ich habe zwanzig Jahre dieser Kämpfe hinter mir und nur dadurch gesiegt, dass ich mich mit allen Statistiken vertraut gemacht habe, um gegen das Ministerium, in dem Fall das Wissenschaftsministerium, anzukommen. Das Kultusministerium war immer auf unserer Seite und hat keinen Einfluss gehabt. Man hat zugemacht, wo das Kultusministerium warnte. Das Kultusministerium hatte klare Berechnungen über den Lehrerbedarf, der auf zehn Jahre hinaus bestand, das waren ganz klare Fakten, die waren jedem bekannt. Die habe ich dann angesetzt, um die Schließung in Köln zu verhindern. Es kam dabei aber heraus, dass man dann zwar uns gelassen, aber die anderen geschlossen hat, das Endergebnis ist dasselbe.

Das heißt, da muss angesetzt werden: dass die, die Musik studiert haben und examiniert sind, in die Schule kommen! Dass die Schulen gezwungen werden, diesen Unterricht wirklich zu erteilen, und dass auch nicht statt der Musik die Kunst alles übernehmen kann, die dann von irgendwem in der Grundschule vielleicht auch nur zur Bastelstunde gemacht wird. Und dass man sich endlich darum kümmert, wer die Fakultas hat und dann auch in die Schule muss. Man muss sehen, dass man nicht Personen von außen in die Schule holt – egal, was sie können –, sondern Lehrer, die das Fach beherrschen. Denn was kommt heraus? Diejenigen, die nun in der Schule sind, müssen alles machen, was gerade fehlt, d.h. die sind dann plötzlich Erdkundelehrer, Biologielehrer und Sportlehrer, und das geht immer weiter so. Da liegt doch der Hase im Pfeffer! Das Kultusministerium – Entschuldigung, es heißt mittlerweile anders, aber kompliziert, ich will das gar nicht versuchen – muss die Federführung haben und ein Einspruchsrecht, eben da wo man ihm die Lehrerausbildungstätten für den notwendigen Lehrernachwuchs in den Fächern schließt. Da gab es immer das Rasenmäher-Prinzip: Wenn keine Englisch- oder Geschichts-

lehrer mehr gebraucht wurden, wurde alles gekappt. Es kam jahrelang kein Musiker in die Schule, der zufällig die Dummheit begangen hatte, als zweites Fach Geschichte zu studieren. Und plötzlich fehlt Geschichte an allen Ecken und Kanten ... Ein kleiner Einblick in meine Wundertüte.

*Thomas Rietschel:*

Vielen Dank. Ich will die Frage einfach an Herrn Schäfer weitergeben. Sie sind ja gerade ganz gut weggekommen bei dem, was er gesagt hat. Die Rahmenvereinbarung mit dem LMR und LVdM ist aber gemeinsam mit dem Kulturministerium geschlossen worden, d.h. es gibt da jetzt anscheinend doch Gesprächsebenen. Ich habe das Gefühl, das was eben angesprochen wurde, ist wirklich einer der ganz zentralen Punkte, einer, wo wirklich ganz viel im Argen liegt. Kann man da nicht etwas tun?

*Klaus Schäfer:*

Es ist ja in der Tat so, dass das Wissenschaftsministerium für den Bereich der Ausbildung zuständig ist und für die entsprechenden Universitäten und Institute. Die andere Frage ist, inwieweit man sich zwischen den Ressorts verständigen und durchsetzen kann. Es ist ja nicht so, dass man immer mit einer Stimme spricht. Sie haben das ja deutlich gemacht. Ich sage mal, diese Rahmenvereinbarung, die wir jetzt gemeinsam mit dem Kulturministerium, also mit dem Ministerium für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport, geschlossen haben, ist ja eine Grundlage. Sie wird in einem Jahr evaluiert, sonst hätten wir solche Vereinbarungen nicht abgeschlossen. Was hat sich eigentlich im Bereich der offenen Ganztagsgrundschule auch in den musischen Bereichen getan? Welche Konsequenzen wird das haben müssen? Die Ergebnisse werden wir dann an das Wissenschaftsministerium herantragen und an die Hochschulen. Mehr kann ich dazu im Moment nicht sagen. Ich habe mir das mit den Notenvoraussetzung bei den Grundschullehrern aufgeschrieben, das kann ich jetzt nicht beurteilen. Ich nehme das mal mit und gebe es an den Kollegen weiter.

*Thomas Rietschel:*

Danke. Jetzt war ja noch die Frage im Raum, wo die Pädagogen herkommen sollen.

*Hanna Krieger:*

Im Tonkünstlerverband, habe ich vorhin gesagt, gibt es eine Menge von freiberuflichen Pädagogen, die zum Teil mit Unterrichtsverträgen, also Stundenverträgen, an Musikschulen sind, aber irgendwo doch nur mit ein paar Stunden. Da gibt es ohne Zweifel bei mindestens 600 Freiberuflern Ressourcen, die man aktivieren kann. Aber diese Kollegen sagen, es gibt folgende Probleme:

Einmal die Frage der zeitlichen Koordination an den Schulen, dann die Frage der Finanzen, immer wieder von Neuem und dann ganz konkrete Dinge – wie z.B. wenn unterrichtet werden darf, Instrumentalunterricht in den Räumen von öffentlichen, allgemein bildenden Schulen, dann soll Miete in einem Maße bezahlt werden, dass ein Freiberufler dieses nicht mehr leisten kann, 38 EUR pro Stunde, das ist nicht zu machen. Ein Wunsch ist, dass man sich überlegt, inwieweit hier eine Verbesserung stattfinden kann, auch wie Kooperation aussehen kann, z.B. in Richtung Instrumentalunterricht. Dann könnte ich mir auch vorstellen, dass z.B. eine Sensibilisierung einsetzt in der Art, wie Stellen besetzt werden, nicht nur als volle Stellen, sondern entsprechend Hochschulen oder Musikschulen auch mit Stundenverträgen. Man wird sicher mit Stundenverträgen sehr viel Fachunterricht erteilen können.

*Thomas Rietschel:*

So, wie ich die Vereinbarung verstanden habe, sind gerade der Punkt Miete und auch Stellen und Stunden, Stundendeputate, eigentlich Dinge, die jetzt in der offenen Ganztagsgrundschule möglich sind ... Jetzt bitte Herr Tetzner.

*Prof. Bruno Tetzner:*

Wir haben über zwei Tage eine Vielzahl von Problemen und Fragen erlebt. Bei Herrn Zimmermanns Vorwurf der „Schule light“ kam mir die Idee, dass man aus dem Mangel, aus dem Nachteil, vielleicht sogar einen Vorteil machen kann. Wenn wir sozusagen als Fakt sehen, dass am Vormittag zuerst die sogenannten Leistungsfächer gefragt sind und – wie Klaus Schäfer von seinem Sohn berichtete – am Schluss Musik ist, dann könnte man es ja auch insofern positiv sehen, einfach nur als Denkmodell, dass an den Nachmittagen die kulturellen Fächer dann in einer unglaublichen Differenziertheit zum Tragen kommen. Herr Zimmermann sagte, oder unterstellte, dass das nicht die hohe Qualität hat. Wir haben aber heute morgen Beispiele von mus-e und Schulen gesehen und gehört, bei denen ich sagen muss, wenn sich diese Beispiele vervielfältigen, dann lassen wir getrost den Nachmittag für den kulturellen Bereich. Wir werden von da aus auch einen entsprechenden Einfluss auf den Vormittag bekommen, weil es hier eine Gestaltungschance für das Schulleben gibt. Das heißt also: Nicht immer so schwarz sehen! Außerdem sollten unsere Überlegungen kreativer sein. Ich erinnere z.B. daran, dass ein Sängerkreis in Plettenberg, bestehend aus acht Chören mit 350 Sängern, sich zusammengetan und Geld gesammelt hat und es geschafft hat, dass ein Musiklehrer jetzt in acht Schulen zusätzlich Musikunterricht erteilt. Ich denke, wir müssten solche Beispiele mobilisieren, kreativ damit umgehen und nicht einfach nur auf bestimmte Fragestellungen fokussieren. Wir haben z.B. viele Din-

ge, die es schon gibt, noch überhaupt nicht im Blick, z.B. Stichwort „Felix“, die Prämierung von singenden Kindergärten. Der Landesmusikrat müsste, und das ist mein Vorschlag, hier ein Forum bieten, in dem weniger Klagen gesammelt werden, sondern in dem man auch einmal das Kreativpotential zusammenträgt: Schau mal, kann man das nicht übernehmen und übertragen? Das wäre mein Vorschlag für den vorschulischen und schulischen Bereich.

Ich will aber noch zwei andere Anmerkungen machen. Wir haben ja gestern von Herrn Prof. Schäfer einen interessanten Satz gehört, der mir die Hoffnung macht, dass sich auch diese Vereinbarung inhaltlich zugunsten der Musik verändern wird. Herr Schäfer hat gesagt, dass Musik neben Sprache und Mathematik das dritte menschliche Symbolsystem sei. Damit können wir doch wuchern: musikpolitisch und bildungspolitisch! Wenn das so stimmt und der Wissenschaftler dies so sagt, dann meine ich, haben wir doch nicht nur eine Legitimation, sondern auch eine Aufgabe. Und er hat einen zweiten Satz gesagt: Ein wichtiger Teil der Feinstruktur des Gehirns bildet sich in den ersten Lebensjahren heraus. Wenn wir diese beiden Sätze miteinander verkoppeln, dann, meine ich, ist die Herausforderung für uns, für die Musikpolitik, für die Musikpädagogik, im frühkindlichen Bereich auf breiter Front sehr differenziert mit allen möglichen Kräften Musik in die Lebensgestaltung von Kindern einzubringen.

Gestatten Sie mir vielleicht eine kleine Vision: Angenommen es wäre theoretisch möglich, dass in den ersten drei Lebensjahren durch Elterngruppen und Kindergruppen Musik integriert wird. Was wäre dies schon für eine wichtige Basis für den Kindergarten! Und weiter geht es mit mehr Musik im Kindergarten und dann in der Schule. Das ist meine Vision: nach mehreren Jahren habe ich gar keine Zweifel, dass Musik oder kulturelle Bildung dann ein nicht zu übersehender Faktor in Bildung und Gesellschaft sein wird. Ich meine, wir sollten kreativ sein und gute Überlegungen und gute Ansätze, die es schon gibt, einfach nutzen und versuchen, sie in die Breite zu bringen. Heute morgen und gestern haben wir gute Beispiele erfahren. Wir müssen den Mut haben, das anzupacken und zu sagen: das machen wir.

Als allerletztes noch: Der Landessportbund hat eine dicke Broschüre, die er jedes Jahr herausgibt, über 350 Seiten nur Fortbildung, Fortbildung im Bereich des Sports. Wo gibt es die Sammelbroschüre im Bereich der Musik? Nirgends! Das heißt, wir sollten alle, die im Bereich Fortbildung tätig sind, an einen Tisch zusammenholen und sagen, ihr Verbände X und Y und ihr Fortbildungsinstitute, könnt ihr jetzt auch einen Schwerpunkt setzen zu diesen Fragen und Aufgaben in den unterschiedlichen Bereichen Kindergarten, Schule, Grundschule? Wir haben –

wie der Sport – die Fortbildungseinrichtungen, wir haben die Verbände mit Fortbildungen, und wir sollten sie für diese neuen Herausforderungen gewinnen! Das wäre auch eine wichtige Aufgabe.

*Michael Brüning:*

Ich möchte kurz Folgendes zur Kenntnis geben. Herr Meyer, Sie hatten etwas zu Bonn gesagt, das nicht funktioniert hat. Ich kann vonseiten der LAG Musik sagen, wir haben in Kooperation mit dem Kinderschutzbund zwei Projekte im Rahmen der offenen Ganztagsgrundschule aufbauen können. Es funktioniert dort alles sehr positiv in einer großen Anbindung in das Gesamtkonzept der Schulen.

Ich möchte noch etwas zu Herrn Zimmermann anmerken. Sie hatten gesagt, dass die schulpolitische Diskussion nach PISA eine Diskussion zur „Ganztagsgrundschule light“ sei. Im Bereich der kulturellen Jugendarbeit gab es auch vorher schon eine intensive Diskussion über Bildungswirkungen, über neue Kooperationsmöglichkeiten, gerade auch im Kontext von Schule. Wir haben im Rahmen des Wirksamkeitsdialogs diesen Bereich evaluiert. Dort wurde in einem größeren Trägerspektrum auch fachlich sehr intensiv diskutiert. Die Dynamik ist jetzt da, und wir sollten diesen Prozess sehr positiv mit unterstützen!

Ich denke, es ist wichtig – weil verschiedene Bereiche aus dem großen Musikspektrum jetzt in der offenen Ganztagsgrundschule präsent sind –, dass man eine Kommunikationsplattform „Musik in der offenen Ganztagsgrundschule“ schafft und dass man dort eine Projekt-Datenbank einrichtet, z.B. mit Projekten von LAG Musik, Landesmusikrat, VDS usw. Bei unserer Fachberatung ist eine wirklich große Nachfrage da, was gemacht wird, was interessant ist, z.B. in der interdisziplinären Arbeit – Musik, Tanz, Bewegung – oder in Projekten mit dem Schwerpunkt Singen. Ich denke, es sollte dann auch eine Qualifizierungs-offensive angeschlossen sein – gerade auch vor dem Hintergrund, was im Titel steht: Wirklichkeit. Die Wirklichkeit sieht ja so aus, dass wir es in vielen Grundschulen – heute hat es Ellen Fromme in einem Projekt von uns auch vorgestellt – mit Schülern zu tun haben, die oft aus sozial benachteiligten Familien kommen, die in Familien mit Migrationshintergrund und in Stadtteilen mit besonderem Erneuerungsbedarf aufwachsen. Trotzdem bringen sie einen Reichtum mit, nämlich ihre Interkulturalität, und damit zu arbeiten, das sind ganz neue Herausforderungen. Ich denke, dieses Spektrum sollte dementsprechend auch in Qualifizierungen noch intensiver berücksichtigt werden.

*Ina von Dreusche:*

Ina von Dreusche, Landesverband Rhythmische Erziehung NRW e.V. Zu der Frage der Ressourcen wollte ich noch einmal darauf hinweisen, dass wir im Landesverband 110 Mitglieder ha-

ben, die jetzt natürlich gerade an dieser Stelle hoffentlich sehr hellhörig werden, weil rhythmisch-musikalische Erziehung eigentlich genau an der Schnittstelle steht zwischen dem Auftrag „Musik als Medium“ und dem Auftrag, zur Musikerziehung beizutragen. Und da würde ich auch ganz gerne noch einmal an den VdM appellieren: Je nachdem, welche Personalressourcen Sie noch benötigen, dass Sie auch an die Rhythmiker denken, sowohl an Diplom-Rhythmiker als auch an Rhythmiker, die in berufsqualifizierenden Maßnahmen an der Akademie Remscheid und an der Bundesakademie Trossingen fortgebildet wurden und vielleicht an solchen Stellen interessiert sind.

*Thomas Rietschel:*

Ja, vielen Dank, ich denke, das ist wichtig. Ich glaube, es gibt wirklich sehr viele Potentiale, die ausgeschöpft werden können. Ich kenne die Situation in NRW nicht so gut, aber ich kann mir schon vorstellen, dass man die Menschen finden wird, die in die Schule gehen und arbeiten werden. Ich bin sehr dankbar, Herr Tetzner, Sie haben im Grunde genommen die Tonlage vorgegeben, mit der ich eigentlich auch diese Diskussion schließen wollte, weil ich denke, es ist gut, dass wir wissen, dass es viele Probleme gibt, aber auf der anderen Seite müssen wir jetzt auch ganz konkret handeln und die Chance trotz dieser Probleme auch wirklich anpacken.

Wenn ich zurückschaue, dann haben wir gestern gehört, welche Bedeutung frühkindliche musikalische Bildung für die Kinder hat. Für mich war sehr neu, wie viele Allianzen da wirklich möglich sind, auch überraschende Allianzen, an die ich bisher nicht gedacht habe, z.B. mit den Kinderärzten, Sie haben es vorhin noch einmal gesagt, die nun wirklich alle Eltern und alle Kinder erreichen. Es gibt übrigens ein Kinderärzte-Orchester, Ärzte sind immer sehr musikinteressiert. Warum sollte man nicht versuchen, die Kinderärzte wirklich einmal anzusprechen. Ich fand auch gut, dass gestern jemand von „Eltern“ eingeladen war. Ich denke, solche Zeitschriften, die gelesen werden, wie z.B. auch „Brigitte“, sind Partner, die wir suchen und einbeziehen sollten. Die Idee mit den Eltern-Kind-Beratern ist ein weites Feld, überhaupt ist das Thema Eltern, glaube ich, ein ganz wichtiges. Man muss also versuchen, die Eltern anzusprechen, denn das sind diejenigen, die die höchste Motivation haben, für ihre Kinder etwas zu tun. Wenn man die Eltern für sich gewinnt, dann hat man gewonnen, dann wird sich Politik und alles andere muss sich dann bewegen.

Wir haben heute früh eine Vielzahl von sehr interessanten und guten Projekten, finde ich, gesehen, und es geht für mich jetzt eigentlich um die Frage, welche Konsequenzen sich daraus ergeben, auch für das Musikleben. Wo müssen jetzt Prioritäten gesetzt werden? Prioritäten heißt,

ich sage das nochmal, andere Dinge zu lassen, sonst sind es keine Prioritäten, d.h. also wirklich zu sagen, da setzen wir einen Akzent, da setzen wir unsere Energie ein. Das wäre sozusagen meine letzte Frage für eine letzte Runde hier ans Podium, bevor ich dann Herrn Rizzi als Vertreter des Veranstalters, des Landesmusikrates, bitte, ein kurzes Schlusswort zu sprechen. Wer möchte beginnen?

*Prof. Dr. Bernd Meyer:*

Für mich war das, wie viele dieser Tagungen, wieder einmal sehr aufschlussreich. Ich habe auch einiges dazugelernt und denke, dass die musisch-kulturelle Bildung hier eine Chance hat, bei aller Skepsis, die ich vorhin auch geäußert habe – eine Chance, eine viel breitere Klientel zu erreichen, aber auch eine Chance, die Politik zu erreichen. Das kann aber auch umschlagen, wenn die selbstgestellten Aufgaben nicht auf Dauer und nicht mit der nötigen Qualität und Quantität erfüllt werden können, dann kann auch eine Gegenbewegung daraus entstehen. Deswegen möchte ich eigentlich zum Schluss als eine Art Appell an alle Beteiligten richten, an alle, die musisch-kulturelle Bildung betreiben und sich jetzt zu Recht mit der Schule zusammentun:

Seid idealistisch! Seid kreativ! Seid standhaft! Stellt klare Forderungen, was die Rahmenbedingungen angeht! Zum ersten Mal in der Geschichte der musisch-kulturellen Bildung wollt ihr nicht etwas von der Politik, sondern die Politik will etwas von euch, und dem darf man nicht gleich nachgeben. Da muss man klare Konzepte haben, man muss klare Forderungen stellen und auch mal sagen, dann machen wir es nicht bzw. dann können wir es nicht. Denn sonst kann das auch in die falsche Richtung gehen.

*Olaf Zimmermann:*

Ich kann wunderbar an das anknüpfen, was Herr Meyer gerade gesagt hat. Ich habe ja versucht auszudrücken, dass ich für die Ganztagschule bin, aber für eine Ganztagschule, die diesen Namen auch wirklich verdient, und dafür müssen natürlich schon bestimmte Bedingungen existieren. Man kann die Fragen ja stellen, auch an das Land, das fängt bei dem nicht-pädagogischen Personal an. Als nicht-pädagogisches Personal gelten nämlich alle, die eben nicht die Lehrerlaubnis für Sekundarstufe I oder Sekundarstufe II haben, und die werden bislang nicht vom Land finanziert, egal, wo sie denn auch immer herkommen. Das heißt, da könnte man eine Öffnung hineinbringen. Dann ist es sicherlich, glaube ich, politisch absolut kontraproduktiv für den Nachmittagsunterricht einen Elternbeitrag zu nehmen. Das führt diese Schule gerade weg von Schule in etwas Freizeitmäßiges, was man sich eben leisten kann oder nicht. Ich denke, da muss die Landesregierung Farbe bekennen. Wer keine Studiengebühren will, was ich richtig finde, darf

aber auch keine Elternbeiträge in der Schulausbildung haben.

Dann, glaube ich, müssen wir weg von der ideologischen Auseinandersetzung. Ich kann mich noch erinnern, in dem letzten Panel haben Sie etwas gesagt, ganz kurz: Na ja, dann warten wir mal die nächste Wahl ab. Das ist eine ganz wichtige Frage. Das heißt, jetzt wird ein Konzept entwickelt, und dieses Konzept ist offensichtlich nicht auf so breite Beine gestellt, dass es zumindest von einem erheblichen Teil der Gesellschaft angenommen wird, und dann warten wir die nächste Wahl ab ... So kann man das nicht machen, wenn es um Schule geht, das muss schon ein bisschen dauerhafter sein! Wir haben ja im Moment das große Problem, dass wir bei den sehr unterschiedlichen Modellen, die jetzt in den verschiedenen Bundesländern entwickelt werden, wieder eine Spreizung der Schule haben, weit über das hinaus, was wir bisher gehabt haben. Wenn sich das so weiterentwickelt, dann werden wir bald zwischen Hessen und Nordrhein-Westfalen, zwischen Berlin und Brandenburg überhaupt keinen Schüleraustausch mehr möglich machen, weil dann nämlich die Ganztagschule in jedem dieser Bundesländer vollständig anders aussieht. Das kann doch nicht sinnvoll sein! Ich denke, es gibt da eine gemeinsame Verantwortung, und der müssen sich die Politiker und besonders auch die Landesregierungen endlich stellen.

*Klaus Schäfer:*

Ich würde bei den Chancen, die es jetzt gibt, auch bleiben wollen. Ich verhehle nicht, dass es auch Probleme gibt. Wir haben immer gesagt, wir haben kein fertiges Konzept auf den Weg gebracht, wir müssen etwas entwickeln. Darin sehe ich die große Chance. Es ist ein Irrtum zu glauben, wir könnten in Düsseldorf sozusagen durch Erlass den Alltag der offenen Ganztagsgrundschule regeln. Wir müssen, glaube ich, den pädagogischen Kompetenzen, die es vor Ort gibt, die Möglichkeiten lassen, dass sie ihre Kompetenzen auch einbringen. Deswegen sage ich mal, der Charme liegt in den Chancen, die gegeben sind, und ich glaube, Schule und Kultur können es gemeinsam anpacken.

Zweiter Punkt: Ich bleibe dabei, dass wir Schule anders denken müssen, und deswegen kommen wir sozusagen mit dem klassischen Denken über die „richtige Schule“ nicht mehr aus. Wir müssen Schule – ein altes Wort – „öffnen“. Aber ich meine nicht nur öffnen, sondern wir müssen Schule gemeinsam anders gestalten.

Ein dritter Punkt: Wir werden keinen Freizeitunterricht am Nachmittag machen, das ist eben der Irrtum! Schule ist Unterricht, und der bleibt „elternbeitragsfrei“; und Schule ist dann sozusagen auch kreatives Auseinandersetzen, Lernen und Bilden in anderer Weise und auch Freizeit, und da können auch Elternbeiträge genommen wer-

den. Deswegen, glaube ich, ist das Konzept, das wir haben, Schule und Jugendhilfe, Sport, Kultur zusammenzuführen, wo es unterschiedliche Verantwortungsebenen gibt, richtig.

Letzter Punkt: Ich würde mir sehr wünschen, wenn wir, und da würde ich Herrn Zimmermann Recht geben, die Professionen dazu gewinnen können, den Begriff „Fachkraft“ nicht immer nur auf die eigene Profession zu beziehen. Das ist es, was ich in den letzten Monaten gelernt habe. Wenn wir über „pädagogische Fachkraft“ sprechen, dann meint der Lehrer sich und keinen anderen, die Erzieherin meint sich und keine andere. Über diesen Tellerrand müssen wir hinausschauen. Wer heute mit Kindern arbeiten will, darf nicht nur seine Fachdisziplin sehen. Deswegen würde ich mir wünschen, dass die unterschiedlichen Professionen – und damit auch Institutionen – jetzt zusammenwachsen. Darin liegt, aus meiner Sicht, die Chance.

*Reinhard Knoll:*

Zwei Dinge, ich versuche es ganz knapp zu halten. Erstens: Ich denke, wir haben jetzt die Chance, ein Bewusstsein für Bildung zu schaffen, ein Bewusstsein für kulturelle und auch für musikalische Bildung. Wenn das funktioniert, dann hoffe ich, dass alle, auch politisch Verantwortliche, offene Ohren für uns haben. Man könnte versuchen deutlich zu machen, dass das nicht eine Frage von viel und wenig Geld ist, sondern eine Frage von prozentualer Beteiligung des Bruttosozialproduktes bezogen auf Bildung. Alle guten „PISA-Länder“ sehen da ganz anders aus als Deutschland. Wenn es uns gelingt, Bewusstseinsbildung und Nachdenken über solche Faktoren zusammenzubringen, können wir, glaube ich, Rahmenbedingungen schaffen, die Bildung insgesamt und auch kulturelle und musikalische Bildung deutlich verbessern.

Das zweite ist ein quantitativer Grund für meinen qualitativen Optimismus: Wenn ich richtig gezählt habe, dann haben die Musikschulen hier in Nordrhein-Westfalen ungefähr 8.000 Lehrkräfte, der Rhythmikerverband über 100, der Tonkünstlerverband über 600, es gibt viele Künstler, die pädagogisch sehr engagiert und interessiert sind, dann gibt es auch noch eine ganze Reihe anderer Bereiche wie die Ausbildungsstätten, die ja trotz aller Defizite ausbilden und jährlich Absolventen haben. Wir haben also ganz schnell acht-, neun-, zehntausend Musikerinnen und Musiker, Pädagoginnen und Pädagogen. Wenn sich nur die Hälfte davon für die Idee begeistern lässt und wir 3.500 Grundschulen in Nordrhein-Westfalen haben, dann haben wir fast zwei Fachleute von außen pro Grundschule. Das fände ich doch toll!

*Dr. Walter Lindenbaum:*

Ja, darauf kann man eigentlich nicht mehr viel sagen. Die großen Themen sind durch meine Vorredner schon abgegrast und besetzt. Der

Vorschlag von Herrn Knoll klingt sehr überzeugend. Zwei Fachkräfte pro Schule ist natürlich eine ganze Menge. Deswegen von mir, weil es ja immer bei den Finanzen kneift, ein kostenneutraler Vorschlag, um vielleicht doch eine Kleinigkeit besser machen zu können. Und zwar gab es in der Lehramtsprüfungsordnung für den Bereich Primarstufe bis 1999 die Möglichkeit, das Fach Mathematik, das ja alle Grundschullehrer studieren mussten, durch das Fach Musik zu ersetzen, was für viele Menschen, ich schließe mich da nicht aus, einen gewissen Reiz beinhaltet. Wäre es nicht eine Möglichkeit, diese Ausnahmeregelung in die neue Lehramtsprüfungsordnung für den GHR-Lehrer mit Schwerpunkt Grundschule wieder einzubauen? Das kostet nichts, bringt aber vielleicht für die Musik eine Menge.

*Prof. Werner Rizzi:*

Wir befinden uns am Ende einer langen anstrengenden zweitägigen Tagung und jetzt geht es darum, diese ganzen Ideen, die in unseren Köpfen surren, umzusetzen und auch weiterzugeben. Die Bundesrepublik ist voll von Erklärungen, verbunden mit dem Namen einer Stadt, die „Düsseldorfer Erklärung“ haben wir deshalb vermieden, weil die morgen wieder überholt werden würde von der Kölner oder Ratzeburger Erklärung. Wir haben gedacht, benennen wir doch das, was wir wirklich wollen. Heute abend wird im Ständehaus K21 den Fachministerien und der Politik ein Papier überreicht, das den Titel "Zum Wohle unserer Kinder" hat, weil wir glaubten, dass es das ist, worum es wirklich geht. Dieses Papier enthält Thesen, die uns schon vorher klar waren und die mit der Fachlichkeit, die hier versammelt ist, auch schon abgesprochen worden sind. Dieses Papier wird dann ergänzt durch die Ergebnisse dieser Tagung. Frau Romely Pfund, die Dirigentin der Bergischen Symphoniker, die auch ein großes pädagogisches Engagement zeigt, wird mit dem Präsidenten des Landesmusikrates heute abend diese Erklärung überreichen.

Ihnen allen danke ich, dass Sie so lange durchgehalten und kompetent mitgemacht haben. Vielen Dank. Auf Wiedersehen.



## Zum Wohle unserer Kinder

### Weil

- die neueren Entwicklungs- und Hirnforschungen bestätigen, dass die intensive Beschäftigung mit der Musik die Entwicklung des Kindes schon im frühkindlichen Alter nachhaltig positiv beeinflusst,
- in einer sechsjährigen Langzeitstudie an Grundschulen in Berlin sich gezeigt hat, dass es bei Schülerinnen und Schülern mit verstärktem Musikunterricht und regelmäßigem Instrumentalspiel zu einem deutlichen Kompetenzgewinn auch im außermusikalischen Bereich gekommen ist, und auch sozial benachteiligte oder in ihrer geistigen Entwicklung weniger geförderte Kinder von einer erweiterten Musikerziehung erkennbar profitierten,
- Bildung auf den gesamten Menschen, also auch seine künstlerischen Fähigkeiten und die damit verbundenen kulturellen Werte zielt,

### deshalb

- müssen wir die Musik in ihrer Vielfalt wieder zurückholen in die Entwicklungs- und Lebensbereiche unserer Kinder,

### damit

- Eltern erfahren und erleben können, wie Musik ihr Kind bereits von Anfang an in seiner Entwicklung fördern und prägen kann,
- jedes Kind den eigenen Umgang mit Musik in Kindergärten und anderen vorschulischen Einrichtungen als selbstverständlichen und gestaltenden Bestandteil seines Lebens erfahren kann,
- jedes Kind in der Grundschule qualifizierten regelmäßigen Musikunterricht und vertiefende Angebote (Singen, Instrumentalspiel, Bewegung) erhält und dadurch positive Erfahrungen im Umgang mit Musik machen kann.

## Dieses anspruchsvolle und wichtige Bildungsziel zum Wohle unserer Kinder ist erreichbar,

### wenn

- die Träger von Eltern-Kind-Kursen Angebote musikalischer Frühförderungen in ihre pädagogischen Konzepte einbeziehen bzw. verstärken,
- in den Kindergärten und Kindertagesstätten Musizieren, Singen und Bewegung selbstverständlich zum regulären Tagesablauf gehören,
- in der Grundschule in dem alltäglichen Unterricht Musizieren, Singen und Bewegung zum schulischen Alltag gehören,
- im Rahmen der Öffnung von Schulen Kooperationspartner (z.B. Musikschulen, Musikvereine, Künstler/innen, Kirchen und freie Träger) verstärkt Musik in den Lebensalltag der Schulen bringen und Verbindungen zum kulturellen Umfeld schaffen,

### wenn dazu

- die Aus- und Fortbildungsstätten für Erzieherinnen und Erzieher sowie Lehrerinnen und Lehrer die musikalische Breitenförderung als eine ihrer Kernaufgaben anerkennen und in ihre Aus- und Fortbildungskonzepte einbeziehen.
- die für Kinder und Jugend, Schule und Hochschule zuständigen „Öffentlichen Hände“ in Land und Kommunen diesen Prozess der musikalischen Breitenbildung unterstützen.
- Fördervereine, Stiftungen, Sponsoren etc. zu Förderungen gewonnen werden.

Eine erfolgreiche Umsetzung dieser Initiative ist sofort möglich. Strukturen und Ressourcen sind vorhanden. Sie müssten zum Wohle unserer Kinder effizienter ausgeschöpft und ausgebaut werden.

Der Landesmusikrat NRW, seine Mitglieder und Kooperationspartner sind bereit, öffentliche und private Träger bei der Umsetzung zu beraten.

## Mit Musik groß werden

Gemeinsame Erklärung  
des Landesmusikrates NRW und des  
Städte- und Gemeindebundes NRW  
zur Musikerziehung im Elementarbereich

I.

„Der Mensch ist ohne Musik nicht vollständig, sondern nur ein Fragment.“  
(Zoltán Kodály, Ungarischer Komponist,  
Musikerzieher und Philosoph)

Die Bedeutung einer frühen Begegnung und Auseinandersetzung mit Musik ist unbestritten. Wissenschaftlich anerkannt ist die einzigartige Prägungswirkung von Musik, vor allem auch in der frühen Kindheit.

Positive Erfahrungen durch eigenes Musizieren und Ausdruck durch Musik fördern die Entwicklung des Charakters und der Persönlichkeit, entwickeln die Kreativität und helfen bei der Ausformung feinmotorischer Fertigkeiten. Gemeinsames Musizieren stärkt Sozialverhalten, Teamfähigkeit und Gemeinsinn, wie Untersuchungen belegen. Darüber hinaus hat die musikalische Erziehung positive Auswirkungen auf die Informationsaufnahme und das Lernvermögen von Kindern und Jugendlichen in anderen Lebensbereichen und trägt somit „doppelte Früchte“. Gerade auch sozial benachteiligte oder in ihrer geistigen Entwicklung weniger geförderte Kinder können von einer erweiterten Musikerziehung erkennbar profitieren.

Musikerziehung ist deshalb ein unverzichtbarer Bestandteil des staatlichen Bildungsauftrags.

II.

„Eine Schule, die Leistung will, darf nicht glauben, Leistung bekomme man nur durch intellektuellen Wettbewerb und nicht nur durch das Erproben von Sinnen und Verstand, durch Musik, durch Kunst, durch Sport. Eine Schule oder eine Schulverwaltung, die bei Lehrermangel sagt, da lassen wir erst mal die weichen Fächer, die hat ihren Sinn verfehlt.“  
(Johannes Rau, Alt-Bundespräsident, Frankfurt 2004)

Ungeachtet des Fehlens flächendeckender Untersuchungen lässt sich feststellen, dass die Situation der Musikerziehung in Kindergärten und Schulen, besonders auch in den Grundschulen, grundsätzlich als defizitär zu bezeichnen ist. Obwohl Musikerziehung und Musikunterricht in Kin-

dertagesstätten und insbesondere in Grundschulen kontinuierlich vorgesehen sind, ist die Ausfallquote in allen Bundesländern eklatant hoch. Dies erklärt sich dadurch, dass es in beiden Bereichen grundlegend zu wenig Erziehungs- und Lehrkräfte mit der Fachkompetenz Musik gibt. Die Konsequenz ist ein hoher Ausfall des Faches und ein unverhältnismäßig hoher Anteil an Musikerziehung und Musikunterricht, der fachfremd erteilt wird.

Das führt dazu, dass immer weniger Kindern elementare musikalische Fähigkeiten und Fertigkeiten wie beispielsweise Singen, rhythmisches Empfinden, elementare Musiklehre und grundlegende musikkulturelle Kenntnisse vermittelt werden. Diese wegbrechende Basis führt dazu, dass auch die Förderung des musikalischen Nachwuchses ernsthaft gefährdet ist. Darüber können aktuelle Einzelerfolge bei nationalen Wettbewerben nicht hinwegtäuschen. In diesem Zusammenhang muss darauf hingewiesen werden, dass die Kontinuität und Bedeutung des Faches Musik auch in den weiterführenden Schulen zu wenig vorgesehen ist.

Die tiefere Wurzel dieser Missstände ist die zu geringe Wertschätzung, die der musischen Bildung im Verhältnis zu anderen Bildungsinhalten entgegengebracht wird. Musik muss in ihrer Vielfalt wieder zurück geholt werden in alle Entwicklungs- und Lebensbereiche unserer Kinder. Das ist jedoch nicht allein Aufgabe des Staates. Es bedarf vielmehr einer gemeinsamen Anstrengung und Zusammenarbeit von Elternhaus, Kindergarten und Kindertagesstätten, von Schulen, anderen Einrichtungen sowie der Medien. So kann ein „Haus des Lebens mit Musik“ vom Fundament her aufgebaut werden.

III.

„Bildung beginnt mit der Geburt.“  
(Gerd Schäfer, Professor für Erziehungswissenschaft, Universität Köln)

Hineinwachsen in die Musikkultur, mit ihr aktiv und kompetent umgehen und am musikkulturellen Leben partizipieren, heißt offen und vielseitig, kontinuierlich und nachhaltig mit der Welt der Musik in Berührung zu kommen, in sie hineingeführt zu werden und sich mit ihr auseinander zu setzen. Dabei ist zu sehen, dass Kleinkinder und Kinder im Vorschulalter geprägt sind von großer Offenheit, Variabilität und Lernfähigkeit. Diese unwiederbringlichen Fähigkeiten werden in allen Lebensbereichen – so auch in der frühmusikalischen Förderung – viel zu wenig beachtet.

Um dies möglich zu machen, sind Rahmenbedingungen notwendig, die aufeinander abgestimmt sind und integrierend wirken. Eine grund-

legende Beschreibung, wie der Prozess der frühkindlichen Musikalisierung verläuft, sollte die Grundlage bilden, auf der vorhandene „Traditionen“ und Angebote verstärkt oder weiterentwickelt werden. Dabei sind Elternhäuser, mediale Welten, Kindertagesstätten, Grundschulen und ergänzende Angebote wie z.B. Musikvereine und Musikschulen in ihren selbständigen und vernetzten Wirkungen zu sehen. Auf dieser Grundlage kann ein „Haus des Lebens mit Musik“ weiterentwickelt werden.

### 1. Tageseinrichtungen für Kinder

Untersuchungen belegen, dass wichtige „musikalische Prägungen“ bis zum Ende der Grundschulzeit vollzogen sind. Musikerziehung, die vielseitig und qualitätsorientiert ausgerichtet ist, muss deshalb in geeigneter Form früh einsetzen. Kinder im Vorschulalter sind offen, besonders aufnahmefähig, prägnant u.v.m. Deshalb können in dieser Phase ganzheitliche Fähigkeiten angelegt und entfaltet werden. Finden altersentsprechende Lernvorgänge nicht statt, so sind diese später nicht oder kaum nachzuholen. Die Fähigkeiten und Fertigkeiten, die im Vorschulalter entwickelt werden, bieten die beste Grundlage für ästhetische Erziehung und Musikunterricht in der Grundschule.

Die vorschulische Zeit sollte daher nicht ungenutzt bleiben. Zuerst in den Tageseinrichtungen sollte frühkindliche musikalische Erziehung angeboten werden. Dies ist unter dem Aspekt der Chancengerechtigkeit besonders wichtig, weil die meisten Kinder eine Tageseinrichtung besuchen. Bei der Einstellung von Erziehern und Erzieherinnen sollte auf ausreichende musikpädagogische Qualifikationen geachtet werden. Fachspezifische Aus-, Fort- und Weiterbildungsangebote sind notwendig, um mittel- und langfristige die Umsetzung dieser Ziele quantitativ und qualitativ zu garantieren.

Bei ergänzenden Angeboten durch Musikschulen, Musikvereine und Musikpädagogen sollten die Träger der Kindertageseinrichtungen eine möglichst abgestimmte, konstruktive, auf Vernetzung angelegte Verfahrensweise verfolgen. Wenn die Kinder in den Tageseinrichtungen eine im Wesentlichen vergleichbare musikalische Erziehung und Bildung erhalten, so kann die Schule hierauf sehr viel effektiver aufbauen.

Sowohl die Tageseinrichtungen als auch die Schulen sollten nicht nur den Kontakt zu den Eltern, sondern auch zu den Musikschulen, den Musikvereinen und den frei arbeitenden Musikpädagogen intensivieren und so im Rahmen eines systematischen Vorgehens weitere Impulse für die musikalische Bildung geben.

### 2. Schule

In der Schule muss der Musikerziehung wieder der Stellenwert eingeräumt werden, der ihr auch auf Grund der beschriebenen positiven Auswirkungen auf die kindliche Entwicklung gebührt. Musik in der Grundschule hat zentrale Bedeutung für den in den Richtlinien festgeschriebenen Gestaltungsauftrag für das Klassen- und Schulleben. Daher ist es erforderlich, dass der in der Stundentafel vorgesehene Musikunterricht auch tatsächlich erteilt wird. Hier bestehen derzeit nicht unerhebliche Defizite, die es durch Ausbildung, Einstellung und fachspezifischen Einsatz von geeigneten Lehrkräften zu beheben gilt. Die Selbstständigkeit des Faches Musik ist die unverzichtbare Grundlage für weitergehende integrative pädagogische Aktivitäten.

Es ist Aufgabe der Träger, die Effektivität von Musikunterricht durch die Bereitstellung der erforderlichen Ressourcen (Räumlichkeiten, Musikinstrumente etc.) zu unterstützen. Hier sollten stärker als bisher die Möglichkeiten der Zusammenarbeit verschiedener Schulen, aber auch von Schulen und Musikschulen genutzt werden. Durch Bündelung von Ressourcen unter Einbeziehung von Leistungen Dritter lässt sich das Angebot auch vor dem Hintergrund der prekären Lage der kommunalen Haushalte verbessern.

Die Offenen Ganztagschulen – gleichermaßen jedoch auch die sonstigen Betreuungsangebote an Schulen – bieten eine Chance zur Intensivierung der musikalischen Erziehung. Musikalische Angebote in der Offenen Ganztagschule können allerdings keinen Ersatz für den in der Stundentafel vorgesehenen Unterricht sein. In der Offenen Ganztagschule können die Kinder von Lehrerinnen und Lehrern, Mitgliedern der Musikvereine und Pädagogen der Musikschulen zusätzlichen Unterricht und zusätzliche Anregungen für die eigene musikalische Betätigung erhalten.

### 3. Elternhaus und Medien

Musikmachen in der häuslichen Gemeinschaft ist nicht neu, jedoch ist das Singen, Bewegen und Musikhören oder die Beschäftigung mit Abzählreimen heute in den Hintergrund getreten. Um die Musik in der Familie wieder zu einem aktiven Teil der Lebensgestaltung zu machen, ist es notwendig, bei den Eltern dafür Bewusstsein zu schaffen. Die Implementierung dieser musikkulturellen Verhaltensweisen in den Familien kann z.B. gefördert werden durch gemeinsame Angebote an Eltern und Kinder in den Bildungseinrichtungen.

Darüber hinaus ist es wichtig, die Medienverantwortlichen in Rundfunk und Fernsehen, bei Her-

stellern und Vertreibern von Medien für frühkindliche Rezeptionsformen zu sensibilisieren und zu initiieren, dass qualitätvolle Produkte entwickelt und verbreitet werden. Imagekampagnen für Singen und Musizieren, Wettbewerbe („Wer macht die besten Kinderkonzerte?“) u.a. können Bewusstsein schaffen und Anreize geben.

#### 4. Musikschulen und Musikvereine

Musikschulen und Musikvereine leisten in den Kommunen maßgebliche Beiträge zur musikalischen Bildung. Ihre gemeinsamen Grundlagen und individuellen Ausprägungen bieten eine vielfältige, ergänzende und multiplizierende Wirkung. Unter dem Ziel musikalischer Bildungsarbeit ist es wichtig, dass Musikschulen, Musikvereine, Kindertageseinrichtungen und Schulen verstärkt kooperieren, Angebote aufeinander abstimmen und integrativ tätig sind. Musikschulen und Musikvereine sind insoweit auch geeignete Institutionen, um begabte und musikalisch interessierte Kinder auf ihrem Weg zu begleiten, zu unterstützen und zu fördern.

#### IV.

Der Landesmusikrat und der Städte- und Gemeindebund setzen sich gemeinsam für eine Verbesserung der Musikerziehung in den genannten Bereichen ein.

Dies insbesondere durch:

- Die Stärkung und Sicherung des Faches Musik in den Kindertagesstätten und allgemein bildenden Schulen.
- Eine vernetzte Initiative zur Aus-, Fort- und Weiterbildung im Fach Musik für die verschiedenen Anwendungsbereiche.
- Nachhaltigkeit, Kontinuität und Qualitätssicherung bei musikalischen Angeboten im Rahmen der Entwicklung von Ganztagschulen.
- Eine Verantwortungspartnerschaft mit den Medien, um allgemeines Bewusstsein für den Wert von Musikerziehung zu schaffen bzw. weiterzuentwickeln.

Beide Verbände werben dafür, mit den jeweils zuständigen Partnern konkrete Maßnahmen zu verabreden. Durch zukünftige gemeinsame Aktionen und Projekte – wie z.B. durch die Sammlung und Publizierung von bereits praktisch erprobten und bewährten Konzepten („best-practice-Beispiele“) – sollen Hilfestellungen für alle Beteiligten gegeben werden.